

ZWISCHENWELT

LITERATUR / WIDERSTAND / EXIL

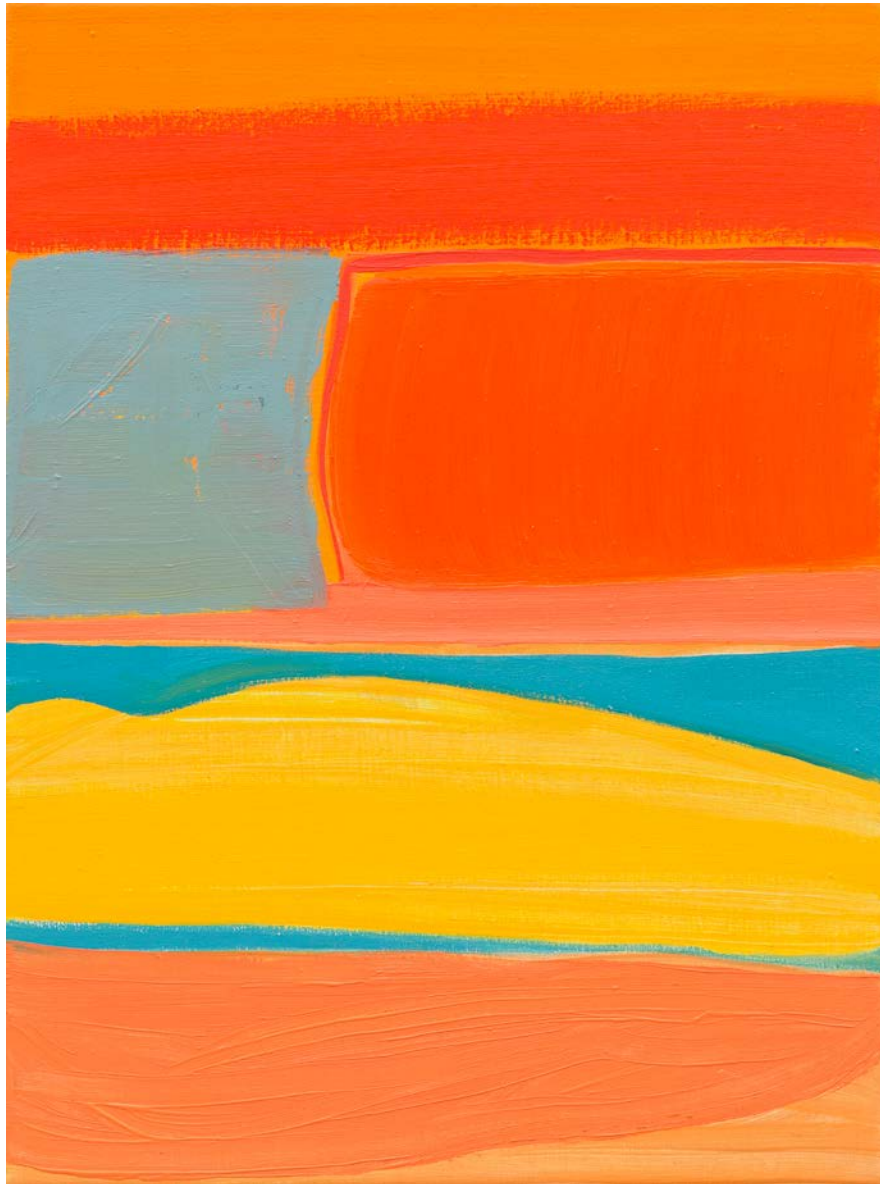
37. Jg.

Nr. 1

Februar 2020

Euro 12,-

SFr 15,-



EIN DRÖHNEN

Österreichische Post AG MZ 027030485 M Theodor Kramer Gesellschaft Engerthstr. 204/40 1020 Wien ISSN 1606-4321

Nicht fürs Süße, nur fürs Scharfe / und fürs Bittere bin ich da; / schlag, ihr Leute, nicht die Harfe, / spiel die Ziehharmonika. Theodor Kramer

HIER ERHALTEN SIE DIE ZEITSCHRIFT ZWISCHENWELT UND DIE BÜCHER DES VERLAGS DER THEODOR KRAMER GESELLSCHAFT!

Nach 24 Jahren in der Dorotheergasse im Jüdischen Museum der Stadt Wien, hat die jüdische Buchhandlung Singer eine neue Heimat gefunden. Zwischen der Seitenstettensynagoge und dem Wiener Wiesenthal- Forschungsinstitut, am Rabensteig 3 / Seitenstettengasse 6, haben wir die Lücke geschlossen und residieren hier mit koscherer Cafeteria, Buchhandlung und einem Infopoint zum Jüdischen Wien. Wie gehabt bieten wir ein reichhaltiges Sortiment zur jüdischen Literatur, Souvenirs und Geschenkartikel sowie Artikel für den rituellen Bedarf und bestellen für Sie jedes lieferbare Buch u.a.

Am Infopoint wird neben Information diverser Art die Möglichkeit zur Teilnahme an geführten Spaziergängen und anderer Aktivitäten geboten. Schon sehr beliebt sind Veranstaltungen diverser Art in kleinem Rahmen, bestellen Sie unseren newsletter! Das Café ist klein und ruhig und eignet sich bestens für Termine aller Art!

Unsere Öffnungszeiten sind Sonntag und Feiertage 9-16h, Montag-Donnerstag 9-19h, Freitag 9-14h. An Samstagen und während jüdischer Feiertage bleibt das Lokal geschlossen.

WIR FREUEN UNS AUF EIN BALDIGES WIEDERSEHEN AM RABENSTEIG!

Café Book Shop
singer
AM RABENSTEIG

Book Shop Singer e.U.
Telefon: +43 1 512 45 10
Mail: office@singer-bookshop.com
Facebook: Book Shop Singer
Instagram: singer4212

INFO
POINT
JEWISH VIENNA

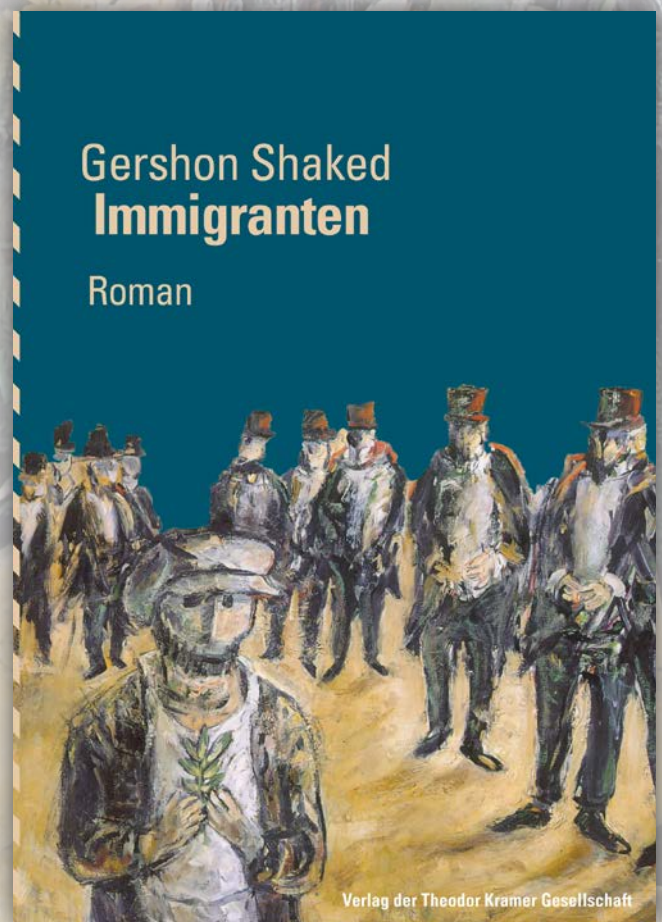
Der berühmte Historiker der neuhebräischen Literatur Gershon Shaked hat neben Gedichten und Arbeiten für das Theater einen einzigen Roman geschrieben: „Mehagrim“ erschien 2001 auf Hebräisch. Er liegt nun in der Übersetzung von Ruth Achlama auf Deutsch vor. Mit der Geschichte zweier Familien erzählt Shaked die Entstehung einer neuen Gesellschaft in einem uralten Land.

Er schildert auch den Versuch, in Wien nach 1945 wieder Fuß zu fassen; diese Passagen des Romans schöpfen aus autobiographischem Material.

Gershon Shaked wurde 1929 in Wien geboren, flüchtete mit den Eltern 1939 nach Palästina/Israel, wurde Professor an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Shaked verstarb 2006 in Tel Aviv.

ERSCHEINT IM MAI 2020

Gershon Shaked: Immigranten. Roman. Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama. Mit einem Geleitwort von Mark Gelber. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Karl Müller. Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2020. Ca. 360 Seiten. ISBN 978-3-901602-87-0, Euro 24,-



INHALT

<i>Konstantin Kaiser</i>	4	Editorial: Philosophieren im Exil
<i>Gerhard M. Dienes</i>	5	Reise ohne Heimkehr. Der Auswanderungshafen Fiume/Rijeka
<i>Karin Hanta</i>	8	Eva Alberman zum Neunziger. Eine Erinnerung
<i>Soziale Arbeit im Exil</i>	11	Projektstart und Aufruf zur Mithilfe
<i>Lucas Cejpek und Margret Kreidl</i>	12	Im Reden im Schreiben, Kreise
<i>Martin Krist</i>	13	Wir trauern um Margit Bartfeld-Feller
<i>Bruno Schernhammer</i>	14	Spaziergang zu den „Erneuerern des österreichischen Vaterlandes“
<i>Bruno Schernhammer</i>	15	75 Jahre hat es gedauert, bis man sich erinnerte
	16	Das Ölgemälde „Ostmark – Almtalbrücke der Reichsautobahn“

Theodor Kramer Preis 2019

<i>Alois Woldan</i>	18	„... beweist die Relevanz von Erinnerung ...“ Laudatio auf Claudia Erdheim
<i>Béla Rásky</i>	20	„Dass Du nämlich den Blick oft nach unten richtest ...“ Laudatio auf Martin Pollack

Forum der Kritik

<i>Günther Anders</i>	23	Kulturwert und Wahrheit widersprechen einander
<i>Clemens Ruthner</i>	23	Verstreutes
	24	„Serbien“ als Übertragungsneurose: Handke, Waldheim und die österreichische „Unfähigkeit zu trauern“
<i>Christian Angerer, Andreas Kranebitter</i>	28	Ambiguität der Nacht. Jean Cayrols Schattenalarm und Die lazarenischen Träume
<i>Germinal Civikov</i>	34	Der Werwolf mit der Friedenstaube. Zu einer Gestalt in Paul Celans Nachlassgedichten
	45	„Ein Dröhnen“
<i>Konstantin Kaiser</i>	46	Irene Spiegels Kunde vom Widerstand
<i>Sonja Pleßl</i>	48	Was ist das Vermächtnis eines Menschen? Über Simon Strangers Buch

Neue Texte

<i>Günther Anders</i>	55	Die Ringparabel in molussischer Variante
	56	Verstreutes
<i>Lara Marie Schabauer</i>	57	Gemeinsam fremd
<i>Anna Weinkamer</i>	58	Wenn der Himmel sich rot färbt

Berichte

<i>Jeanette Reinfrank-Koch</i>	59	Arno Reinfranks „Zwitschermaschine“
<i>Brigitte Menne</i>	60	Gedanken zur Befreiung auf der Fahrt nach Aichach
<i>Konstantin Kaiser</i>	63	„Handke und die Folgen“. Bericht
<i>Sonja Pleßl</i>	64	Filmkritik: Born in Evin

Rezensionen

<i>C. Prochazka</i>	66	„Tod dem Bourgeois!“ Hermynia Zur Mühlen in vier Bänden
<i>R. Langer</i>	67	Eine mutige Ordensschwester (K. u. L. Leininger)
<i>C. Erdheim</i>	67	„Georg Elser in Deutschland“ (M. Hagedorn)
<i>E.A.</i>	69	Die Ephrussi in Wien (G. Kohlauer-Fritz u.a.)
<i>E. Malleier</i>	69	Zwischen „Südfront“ und „Schwarzer Galaxis“ (G. Pallaver u.a.)
<i>H.W. Schwarz</i>	71	Der Briefwechsel Hermann Broch - Frank Thiess
<i>L. Fritsch</i>	72	„Kinder der Rückkehr“ (E. Berger, R. Wodak)
<i>E.A.</i>	75	Die Jugenderinnerungen von Nadja Strasser
<i>E.A.</i>	75	Die Erinnerungen von Léon Poliakov
<i>E.A.</i>	76	Eine Festschrift für Albert Lichtblau (R. Thumser-Wöhs u.a.)
<i>H. Gruber</i>	76	„Landjuden“ in der Buckligen Welt (J. Hagenhofer u.a.)
<i>E. Malleier</i>	77	„Arbeitsscheu und moralisch verkommen“ (H. Amesberger u.a.)
<i>Caroline Jessen:</i>	78	Kanon im Exil
<i>E.A.</i>	78	Das Gästebuch von Magnus Hirschfeld (Hans Bergemann u.a.)
	79	Buchzugänge

Briefe

<i>C. Maurer Zenck</i>	81	Ernst Krenek und ein Haus in Kalifornien
<i>Briefe von H. Gruber, J. Thuncke, J. Strutz, B. Raff, E. Adunka/Karl Fallend, E. Poeschl</i>		

ZWISCHENWELT

Zeitschrift für Kultur des Exils und des Widerstands

Vormals „Mit der Ziehharmonika“

ISSN 1606-4321

Redaktion: A-1020 Wien, Engerthstr. 204/40,

Tel. (+43 1 bzw. 01) 729 80 12, Fax: 729 75 04,

E-Mail: zwischenwelt@theodorkramer.at

kaiser@theodorkramer.at

Produktion, Verwaltung: Tel. 720 83 84

E-Mail: office@theodorkramer.at

<http://www.theodorkramer.at>

Erscheint vierteljährlich.

Herausgeber: Konstantin Kaiser, Vladimir Vertlib.

Unter Mitarbeit von Hannah Menne, Corina Prochazka.

Redaktion: Evelyn Adunka (E.A.), Alexander Emanuely (A.E.), Matthias Fallenstein, K. Kaiser (K.K.), Martin Krist, Bernhard Kusche, Katharina Prager, Marcus G. Patka, Peter Roessler.

Jahresabonnement: Euro 30,- (Österreich)

Euro 35,- (außerhalb Österreichs)

Konto: Theodor Kramer Gesellschaft: Bank Austria Nr. 671 074 805, IBAN: AT26 1200 0006 7107 4805 / BIC: BKAUATWW

Abonnements und Mitgliedsbeiträge für die Theodor Kramer Gesellschaft (**TKG**) in Deutschland bitte auf unser Konto: HypoVereinsbank, IBAN: DE59 7002 0270 0666 859529 / BIC: HYVEDEMMXXX. In der Schweiz: IBAN: CH09 0900 0000 9077 23656 / BIC: POFICHBEXXX.

Gestaltung: Julian Palacz. Drucklegung gefördert durch die Stadt Wien – Kultur, das Land Niederösterreich, das Bundeskanzleramt Österreich – Sektion II Kunst und den Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus.

Eigentümer, Verleger: Theodor Kramer Gesellschaft (**TKG**). – Die **TKG** bemüht sich durch geduldige Arbeit um Verständnis für Literatur und Kultur des Exils und des Widerstands.

Mitglied der Theodor Kramer Gesellschaft kann jede physische und juristische Person im In- und Ausland werden. Die Mitgliedschaft wird erworben durch die Einzahlung des Jahresmitgliedsbeitrages von Euro 50,- (in Österreich)/Euro 55,- (außerhalb Österreichs) bzw. mit Förderungsbeitrag Euro 75,-/Euro 80,- auf das Konto der **TKG**. Im Mitgliedsbeitrag sind das Abonnement „Zwischenwelt“ (**ZW**) und der Bezug des gleichnamigen Jahrbuchs der **TKG** inbegriffen.

Vorstand der **TKG**: Karl Müller (Vors.), Peter Roessler (Stellv. Vors.), Anna Benedek (Schriftf.), Elisabeth Erler (Kassierin); Martin Krist, Harald Maria Höfinger, Primus-Heinz Kucher, Irene Nawrocka, Herbert Staud, Primavera Driessen Gruber, Karl Wimmeler, Marianne Windsperger.
Sekretär: Konstantin Kaiser.

Schwerpunkte der **ZW**-Hefte 2020: Nr. 2, Mai 2020: Exil und Widerstand in Frankreich; Nr. 3, August 2020: Die Lager des Exils; Nr. 4, November 2020: Zwanzig Jahre Theodor Kramer Preis für Schreiben im Widerstand und im Exil.

Man ersieht: Das eigentlich als Heft Nr. 1/2020 geplante Heft mit den autobiographischen Zeugnissen zum Exil-Widerstand in Frankreich musste verschoben werden. Grund: der außerordentliche Umfang.

Titelblatt: Olivia Kaiser, „The sound. A song. (zit. W.C.W.)“, Öl auf Leinwand 2018, 50 x 37 cm.

Konstantin Kaiser

Editorial: Philosophieren im Exil

Die Theodor Kramer Gesellschaft plant für 2021 eine Tagung über „Philosophieren im Exil“. Die Tagung ist aber nicht als eine fachphilosophische intendiert, soll sich auch nicht auf die ‚großen‘ Denker des Exils kaprizieren, sondern auf breiter Basis den Nachdenklichkeiten der Exilierten (‚damals‘ und, sofern möglich, auch ‚heute‘) nachgehen. Daher: Philosophieren – es ist dazu nicht unbedingt nötig, eine akademische Eintrittskarte gelöst zu haben.

Der vorliegende Text ist in anderer Fassung schon am 21. Jänner 2005 unter dem von mir nicht gewählten Titel „Das Exil und seine Herausforderungen für die Philosophie“ in der Wiener Zeitung erschienen und sollte zur Teilnahme an einer „Akademie des Exils“ im Arnold Schönberg Center einladen. Referenten waren u.a. Kurt R. Fischer und Friedrich Stadler. Veranstalter waren die „Wiener Vorlesungen“, die „Österreichische Gesellschaft für Exilforschung“ und das Schönberg-Center.

Die zentrale Bedeutung, die die Erfahrung von Exil und Verfolgung in der Entwicklung der europäischen Philosophie des 20. Jahrhunderts hat, ist den wenigsten, die sich mit Philosophie befassen, geläufig. Selbst denen, die Philosophie studieren, oft nicht. Das Philosophieren eines Theodor W. Adorno etwa hätte eine ganz andere Richtung genommen, wäre er nicht gezwungen worden, aus Hitlerdeutschland zu flüchten. Seine „Minima Moralia“ und die zusammen mit Max Horkheimer verfaßte „Dialektik der Aufklärung“ sind genuine Werke eines schöpferischen, angesichts der geistigen Katastrophe des Nationalsozialismus seinen Standpunkt behauptenden Exils. Im Exil entstanden ist auch Karl Löwths vielgelesene Kritik der Geschichtsphilosophie, „Weltgeschichte als Heilsgeschehen“. Im Exil verfaßte Ernst Bloch sein vielberufenes „Prinzip Hoffnung“, das sich als geschichtsphilosophischer Gegenentwurf zur Geschichtsskepsis Löwths lesen läßt. Im Exil lösten sich Hannah Arendt und Herbert Marcuse aus dem Bann ihres philosophischen Mentors Martin Heidegger und entwickelten jene Konzeptionen, die im deutschen Sprachraum erst viel später ein breites Lesepublikum fanden.

Und für einen Jean Paul Sartre waren die Jahre der deutschen Besetzung Frankreichs, 1940–44, die Verbundenheit mit der Résistance entscheidend für den weiteren Weg, der auch in diesem Fall eine Ablösung vom Einfluß Heideggers mit sich brachte. Die unmittelbare Erfahrung der Verfolgung in Budapest prägte die ungarisch-jüdische Philosophin Ágnes Heller, eine Schülerin zunächst des kommunistischen Theoretikers Georg Lukács, der aus dem Exil in Moskau die grundlegenden Studien zu seinem Riesenwerk „Die Zerstörung der Vernunft“ mitbrachte, letztlich ein Versuch, die „dialektische Vernunft“ Hegels (ohne die der Marxismus nicht denkbar ist) sowohl vor dem Zugriff des Nationalsozialismus zu retten als auch vor den Verdächtigungen der Totalitarismustheoretiker verschiedener Provenienz.

Man könnte fast von einer Produktivität der Exil- und Verfolgungserfahrung sprechen. Diese verdankt sich aber nicht so sehr der persönlichen Bedrängnis, der die Philosophierenden ausgesetzt waren, dem Verlust der akademischen Ämter oder der entschundenen Aussicht auf künftige Lehrtätigkeit, der Bedrohung des eigenen Lebens und der Notwendigkeit, in einer noch wenig bekannten Umgebung und Sprache seine Tätigkeit fortsetzen zu

müssen – meist unter zunächst sehr ungünstigen Bedingungen. Die philosophische Produktivität des Exils läßt sich eher aus dem Zusammenfallen persönlicher und geistiger Bedrängnis erklären, daraus, daß der Triumph des Nationalsozialismus nicht nur die eigene Position, sondern auch das philosophische Weltbild in Frage stellte. Die Weltkrise ist zugleich geistige Krise, in der unvermittelt zusammenprallt und ineinander übergeht, was zuvor einigermaßen geordnet und ausdifferenziert nebeneinander liegen zu schien. Der ausgespreizte Fächer der Kultur und des Wissens findet sich mit einem Mal zusammengeklappt.

Es waren einige große Fragen, die die Philosophie des Exils beschäftigen mußten. Die Konsolidierung der nationalsozialistischen Herrschaft, der Vormarsch faschistischer Bewegungen in fast allen europäischen Ländern bedeuteten eine Niederlage der Vernunft und stellten philosophisches Denken vor die Wahl, entweder der überkommenen Vernünftigkeit fortan radikal zu mißtrauen, oder aber die Aufklärung als eine nicht vollendete zu sehen, als eine Aufklärung, die erst halb aus religiösen, mythischen und metaphysischen Vorstellungen herausgefunden hatte. Auch war die geistige Vorgeschichte des Nationalsozialismus zu bedenken, in der die deutsche Philosophie des ausgehenden 19. Jahrhunderts eine maßgebliche Rolle spielte. Dies führte, nicht nur bei den Philosophierenden, zu einer Neuorientierung an der deutschen Klassik und den französischen Enzyklopädisten, worin man einen noch nicht vom Pesthauch des Rassismus und Sozialdarwinismus versehrten Ausgangspunkt zu finden glaubte.

Ein im Grunde geringeres Problem, zumindest intellektuell, war der nationalsozialistische Angriff auf die Einheit des Menschengeschlechts, sein Antihumanismus, der sich im rassistischen Antisemitismus und im Vernichtungskrieg gegen die slawischen „Untermenschen“ verwirklichte. Ihn hatte eine lange Reihe ehrwürdiger Akademiker und sektiererischer Wirrköpfe mit vorbereitet, die die christliche, von den meisten Philosophen geteilte Auffassung von der gemeinsamen Abstammung der Völker seit Jahrhunderten bekämpft hatten, wobei sich manche von ihnen als Aufklärer und Rebellen gegen das bestehende Unrecht dargestellt hatten. So abstrus die nationalsozialistischen Lehren von der Abstammung der Völker waren, konnte ihnen doch nicht einfach mit der Berufung auf die Menschheit als allen Menschen irgendwie innewohnendes Abstraktum entgegengetreten werden. Es galt also das Menschliche, das Menschen- und Völkerrecht konkreter und verbindlicher zu fassen.

Die Fortdauer des Vernichtungskrieges und die Entwicklung von Massenvernichtungswaffen wie der Atombombe konfrontierten die Philosophierenden zudem mit der Möglichkeit der Vernichtung der Menschheit durch sich selbst, also mit der Vorstellung einer Katastrophe, die jeden weiteren Fortgang ausschließt. Prekär wurde damit die Zukunft als ein unabgeschlossener, offener Raum menschlichen Denkens und Handelns. Von einer „gespaltenen Zukunft“ spricht ein Elias Canetti.

Zum Philosophieren im Exil, zu einer Neuorientierung und Neudurchdenkung der Welt sahen sich nicht nur die Leute vom Fach gezwungen. Schriftsteller wie Hermann Broch und Berthold Viertel suchten in eigenwilligen philosophischen Entwürfen Antworten auf die Krise der Zeit. Der Biochemiker Erwin Chargaff dachte in New York über die Auflösung der „festen Formen“ des

Daseins und deren Konsequenzen nach. Sein Jugendfreund, der nach England geflüchtete Albert Fuchs, gelernter Jurist, unternahm eine Darstellung der „Geistigen Strömungen in Österreich 1867-1918“, ein Buch, das teils die Besonderheiten der österreichischen Entwicklung würdigen sollte, teils auch das intellektuelle Terrain skizziert, auf dem sich der „Wiener Kreis“, jene philosophische Schule, die erst durch die Vertreibung aus Österreich weltweit wirksam wurde, entwickelte.

Von den aus Österreich zwangsemigrierten PhilosophInnen ist kaum jemand nach Österreich zurückgekehrt. Der gesamte

„Wiener Kreis“ wurde und hat sich „amerikanisiert“, Ludwig Wittgenstein und Karl Popper blieben lange Zeit verkannte oder ignorierte Ikonen der „vertriebenen Vernunft“, auch Paul Feyerabend wurde in diesem Kontext zu Unrecht nicht mehr wahrgenommen.

Die wenigen permanent oder temporär Zurückgekehrten – unter ihnen Günther Anders oder Jean Améry – haben jedoch ihre Exil- und Verfolgungserfahrungen im restaurativen Nachkriegsdiskurs thematisiert und sich trotzig vom postfaschistischen „Geistesleben“ der „Denker in dürftiger Zeit“ abgegrenzt...

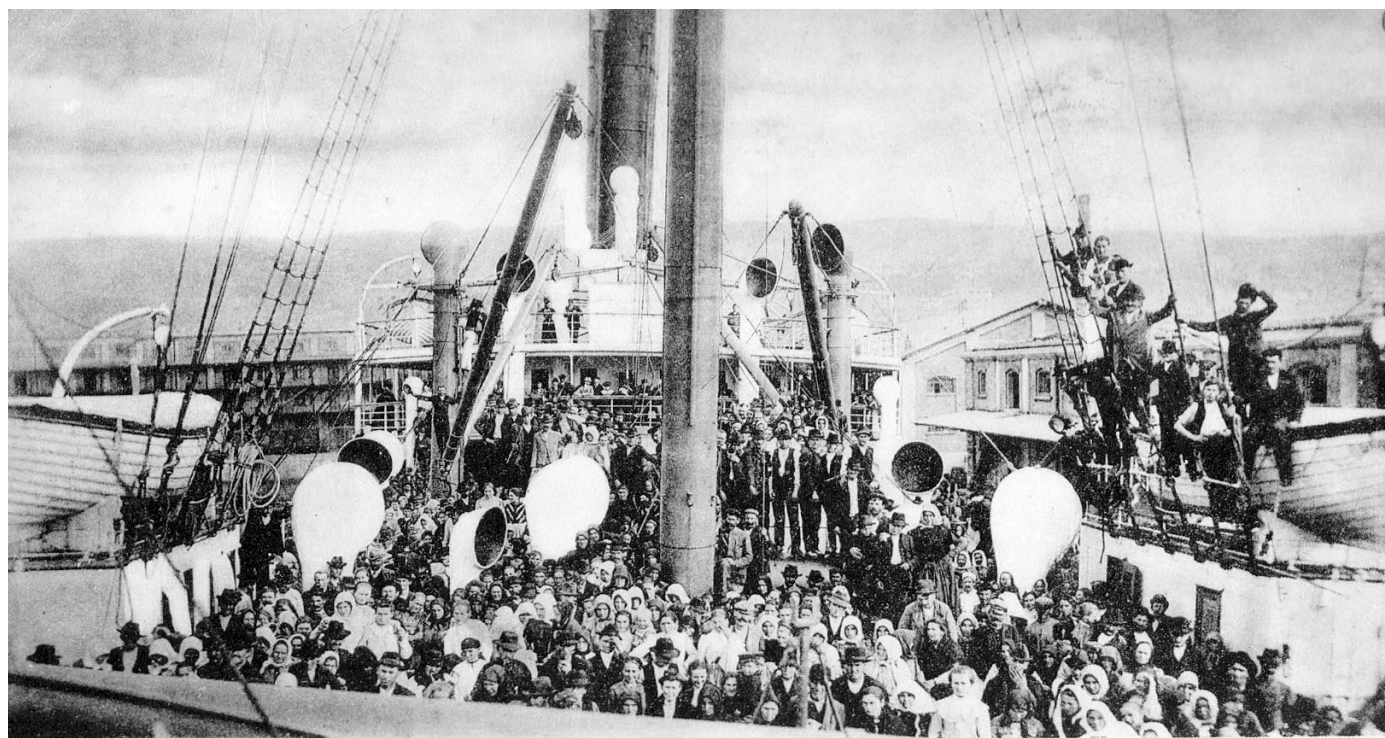
Gerhard M. Dienes Reise ohne Heimkehr

Über Emigration und den Auswanderungshafen Fiume/Rijeka

Um 1900 erlebte Fiume, heute Rijeka, als Haupthandelshafen der ungarischen Reichshälfte der Donaumonarchie einen immensen Aufschwung. Ein neuer Hafen wurde gebaut, die alte Riva mit dem Torturm mutierte zur Flaniermeile des Corso. Prunkvolle Gebäude im Stil der Wiener Ringstraße entstanden. Am Molo Adamich legten zur Zeit der Hochsaison im nahen Abbazia/Opatija stündlich die Ausflugsdampfer ab. „Der Andrang der Passagiere“, so Maria Lauffer-Ossoinack (1882 – 1957), Gattin eines k.u.k. Marineoffiziers, „war kaum zu bewältigen; denn wer nur irgendwie konnte, entfloh aus der Gluthitze der Stadt in die Badeorte. Wer aber in der Stadt festgehalten war, gesellte sich nach Dienstscluß zu den Bummlern und Gaffern und genoss ein Stündchen in abendlicher Kühle bei einem Kaffee, einem Eis.

Dieser Wohlstand, diese heitere Lebensfreude, war freilich durch Armut, durch Elend erkaufte, dem die unteren Schichten fast schutzlos preisgegeben waren.“¹

Überall stand dem Glanz einiger weniger das Elend der Massen gegenüber. Der Pauperismus, die zunehmende Verarmung breiter Bevölkerungsschichten, hatte mannigfache Ursachen. Verwiesen sei etwa auf die verheerenden Folgen der Weltwirtschaftskrise von 1873 oder auf die durch den Import billigen amerikanischen Getreides verursachte Konkurrenzunfähigkeit heimischer Bauern. Diese gerieten in Ungarn noch dazu immer mehr in die Abhängigkeit der Magnaten und das sogenannte „Sklavengesetz“ von 1898 ermächtigte diese sogar zur Anwendung körperlicher Züchtigungen. Die Verelendung erfasste auch die rasch wachsenden



Fiume – New York Piroscapo Slavonia Emigranti. — Slavonja kivándorlási hajó.
Sajstvenje čestitke vr. inendarn! Vas odarn
Fiume, 7/II/07. Lepi pozdrav vsem! Gustb

Ansichtskarte aus Fiume/Rijeka. Foto: Muzej Grada Rijeka

Städte. In Budapest zum Beispiel bestand 1891 ein Fünftel aller Wohnungen nur aus einem Raum und in Graz gab es im Jahre 1900 in 80 Prozent der Kellerwohnungen kein Fließwasser, nur 8 Prozent hatten Toiletten und 43 Prozent der Einzimmerwohnungen beherbergten drei Personen oder mehr.

Dazu kam die „Erzpest“ (Stefan Zweig) des Nationalismus – „Die neue Religion ist der Nationalismus“ (Graf Choinicki in Joseph Roths Roman „Radetzky marsch“) – unter anderem mit einer Magyarisierungswelle in Kroatien. Und der Antisemitismus erstarkte.

In Ungarn sollten Juden zur Auswanderung nach Palästina ermutigt werden, andernfalls – so der Führer der antisemitischen Partei 1878 – sie „uns mit einem eisernen Ring“ umklammern werden. In Österreich forderte Georg von Schönerer 1885 die Beseitigung allen jüdischen Einflusses im öffentlichen Leben und Franz Joseph I., Herrscher über beide Länder, stellte resignierend fest, dass „der Antisemitismus ... eine bis in die höchsten Kreise grassierende Krankheit“ und die Agitation „eine unglaubliche“ sei.² Viele sahen ihr Heil nur mehr in der Emigration.

Auswanderungsbewegungen hat es zu allen Zeiten gegeben. Sie sind ein konstitutives Element der Menschheitsgeschichte.

Aber jetzt wurde die Emigration zum Massenphänomen, ermöglicht auch durch die Verbesserung der Verkehrsträger (Dampfeisenbahn, Dampfschiff), die eine „Demokratisierung“ des Reisens brachte, ganz abgesehen von den rechtlichen Voraussetzungen. Das österreichische Staatsgrundgesetz von 1867 verankerte unter anderem das Prinzip der Freiheit der Auswanderung („Die Freiheit der Auswanderung ist von Staatswegen nur durch die Wehrpflicht beschränkt.“)

Der Staat selbst tat nichts, um einen Abgang seiner Bürger zu verhindern. Wirtschaftliche Maßnahmen zur Verbesserung der Situation in den von Auswanderung besonders betroffenen Regionen wurden nicht gesetzt.

Zwischen 1876 und 1910 wanderten aus Österreich-Ungarn mindestens fünf Millionen Menschen aus. Aus Galizien emigrierte eine Drittelmillion Juden, während die slawischen Völker mit 60 Prozent die höchste Emigrationsquote hatten. Ein Fünftel der Slowenen Altösterreichs, das waren 1,25 Millionen, verließ die Heimat.

Fünf Millionen Auswanderer!

Das waren 10 Prozent der Gesamtbevölkerung der Doppelmonarchie. 3,5 Millionen oder 70 Prozent von ihnen gingen nach Übersee, 83,3 Prozent davon in die Vereinigten Staaten von Amerika.

Zwischen 1901 und 1910 kam sage und schreibe ein Viertel aller US-Emigranten aus den Ländern des Habsburgerreiches.³

Für die, die den „Großen Bruch“ und den damit verbundenen Verlust an Vergangenheit gewagt hatten, wurde die vor Manhattan gelegene Einwanderungsinsel Ellis Island „the Gateway to America“, zu einer Stätte des Wartens, des Bangens wie freudigen Hoffens und des Neubeginns.

Ein ungarischer Emigrant frohlockte: „In Amerika ist das Leben golden, in Amerika ist es niemals dunkel“ und eine tschechische Auswanderin aß hier zum ersten Mal weißes Brot.⁴

So manche, so mancher machte Karriere in Übersee. Genannt sei nur der 1847 in Mako/Ungarn geborene Joseph Pulitzer. Er wurde zu einem der Großen im amerikanischen Journalismus. Der berühmte „Pulitzer-Preis“ trägt seinen Namen.⁵

Etlichen jedoch war in Übersee kein gutes Schicksal gnädig, wie jenem Freund Peter Roseggers, der nach Amerika ging und nach anfänglichem Glück schrieb:

„Schicke mir Erde aus Steiermark,
Muss Weib und Kind begraben!“⁶

In die Neue Welt gelangten sie alle mit dem Schiff. So ein Ozeanriesen spiegelte in einem Mikrokosmos die „Welt von Gestern“ – um mit Stefan Zweig zu sprechen – wider; eine Ständepyramide vom Blut- und Geldadel, der über den großen Teich champagnisierte, bis zu den Auswanderern im Zwischendeck, strikt getrennt durch pekuniäre und soziale Barrieren.⁷

Das Zwischendeck galt als Etage für die „menschliche Ware“, für die „zusammengekauerten Massen“, den „huddled masses“, wie es in dem von Emma Lazarus verfassten Gedicht auf dem Sockel der New Yorker Freiheitsstatue heißt.

Das Agentenwesen, oder besser gesagt, das Agentenunwesen erlebte eine Hochblüte. Es schien, als ob den Reedereien die Zahl der Auswanderungswilligen nicht genügte. Sie suchten diese durch eine aggressive Werbung noch zu steigern. Und das mit Schleppern, die selbst der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd als „Abschaum der Menschheit“ bezeichnete. Doch das Geschäft war äußerst lukrativ – „ohne Zwischendeckpassagiere wäre ich innerhalb weniger Wochen bankrott“, bekannte der Chef der HAPAG – und so wurde ohne Skrupel mit falschen Versprechungen geködert.⁸

Die Vorspiegelungen vom Paradies auf Erden, vom Land, in dem Milch und Honig fließen, stießen vor allen in den östlichen Regionen der Donaumonarchie auf Widerhall, waren es doch ziemlich isolierte Gebiete mit einer durch Missernten verarmten, stark analphabetischen Bevölkerung.

Am Beginn der Reise in das Ungewisse stand ein Hafen. Das Gros der Auswanderer Alt-Österreichs verließ Europa über die Nordseehäfen Hamburg und Bremen/Bremerhaven. Aber auch Triest und für die ungarische Reichshälfte Fiume/Rijeka waren Ausgangsorte.⁹

Im November 1903 eröffnete die britische Reederei Cunard einen regulären Liniendienst auf der Strecke Rijeka-New York. Unter denen, die auf dem Rudolfs-Kai (heute Orlandov-gat) das Einlaufen des Cunard-Dampfers „Caronia“ beobachteten, war Fiorello La Guardia.

Er wurde 1882 als Kind von Emigranten in New York geboren. Die Familie kehrte 1899 nach Rijeka, der Heimatstadt des Vaters, zurück. Doch bereits zwei Jahre später zog der Vater weiter. Der Sohn kam mit seiner aus Istrien stammenden Mutter nach Triest. Später wieder in den USA, erhielt La Guardia mit 18 Jahren eine Anstellung im Generalkonsulat der Vereinigten Staaten in Budapest. 1904 wurde er Leiter der US-Konsularagentur in Rijeka und das am Höhepunkt der Emigrationswelle.¹⁰

Alle zwei Wochen lief ein Schiff, das bis zu 2.000 Passagiere aufnehmen konnte, in Richtung USA aus, über 330.000 Emigranten – von den Einheimischen misstrauisch beäugt – sollte der Hafen in den kommenden Jahren zählen.

„... nach Amerika fährt man nicht nur auf dem Schiff, sondern auch mit Dokumenten“, heißt es im Roman „Hiob“ von Joseph Roth.¹¹

Und Fiorello La Guardia war einer, der solche Dokumente ausfertigte. Seine Unterschrift findet sich auf rund 90.000 Auswandererdokumenten!

Jahrzehnte nach seiner Tätigkeit in Rijeka vermerkte er in seinen Memoiren:

„The day of the sailing of an emigrant ship arrived soon after I became Acting Consular Agent. About eighty emigrants were to embark, and I was invited to 'tea' on board ship. I cannot describe the surprise and consternation of the *Cunard* officials, when I arrived with my doctor and inquired about the health of the passengers. To say that the representatives of the steamship company were horrified is putting it mildly. The local Hungarian authorities were just confused. They, like myself, had no previous experience in these matters.“¹²

In der Folge ließ La Guardia trotz der Proteste von Cunard und des britischen Konsuls seinen Arzt regelmäßig vor der Einschiffung den Gesundheitszustand der Emigranten prüfen. Schwer Erkrankte durften nicht an Bord. So bewahrte man sie vor der beschwerlichen, teuren und schließlich nutzlosen Reise, denn in Übersee wäre ihnen die Immigration verweigert worden.

La Guardia war bestürzt über den immer heftiger wütenden Nationalismus im Vielvölkerstaat Donaumonarchie:

„Any sensible person could see the devastating effect of this unchristian, inhuman system of teaching people to hate one another ...“ Er erkannte, dass absolut kein Grund für Animosität und Rivalität zwischen den Italienern und den Kroaten (den Fiume/Rijeka dominierenden Ethnien) bestünde: „Both peoples are romantic, love music, base their society on the institution of the family; both are God-loving, religious people.“¹³

1906 suchte er um Versetzung an, da er in der Hafenstadt am Kvarner keine Aufstiegsmöglichkeiten sah. Die übergeordnete Dienststelle lehnte ab. La Guardia ergriff die Eigeninitiative. Er ging nach New York, wo er bei der Einwanderungsbehörde auf Ellis Island als Dolmetscher tätig war, und er betätigte sich politisch.

Mit der Zeit wurde er eine der einflussreichsten Persönlichkeiten der italienischen Kolonie in New York; so einflussreich, dass er nach dem Ende des Ersten Weltkriegs US-Präsident Woodrow Wilson zu bewegen versuchen konnte, Rijeka zu einem unabhängigen (Stadt-)Staat zu machen. 1920 wurde er Präsident der italo-amerikanisch-republikanischen Liga, kam schließlich in das Repräsentantenhaus des Kongresses und wirkte letztlich von 1933 bis 1945 als – schon zu Lebzeiten legendärer – Bürgermeister von New York. Dem 1947 Verstorbenen zur Ehre trägt der zweite Flughafen von New York seinen Namen. Und in Rijeka erinnert am Korzo an jenem Gebäude, in dem er sein Büro hatte, eine Gedenktafel an die „kleine Blume“, wie die Amerikaner Fiorello gerne nannten.

Auch nach La Guardias Weggang war die Emigration nicht abgeebbt.

Die Zeitung „Novi List“ warnte vor den Problemen der Auswanderung vor allem für Südkroatien, während die italienischen Lokalblätter die durch die Auswanderung bedingten ökonomischen Vorteile für den Hafen begrüßten.

Booker T. Washington, der Sohn einer schwarzen Sklavin und eines weißen Plantagenbesitzers aus dem Süden der USA, wurde mit seinem autobiografischen Buch „Up from Slavery“ (1901) bekannt. 1912 kam er nach Rijeka und war entsetzt über die niedrige soziale Stellung der hiesigen Emigranten und erbost darüber, dass der Staat am profitablen Menschenexport beteiligt war, anstatt diesen durch die Schaffung besserer Lebensbedingungen zu verhindern.¹⁴

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs stoppte die Auswanderung, an die in Rijeka in der Nähe von Bahnhof und Hafen das ehemalige, heute verwahrloste „Hotel Emigranti“ (Baraèva ulica) erinnert. In dem zweigeschossigen Jugendstilbau verbrachten

Tausende die letzte Nacht in der Alten Welt, bevor sie die Reise ohne Heimkehr antraten.¹⁵

„Wer sie antritt und von der Heimat träumt, ist verloren“, erkannte der vor den Nationalsozialisten in die USA geflüchtete Schriftsteller Carl Zuckmayer. „Er mag wiederkehren, aber der Ort, den er dann findet, ist nicht mehr der gleiche, den er verlassen hat, und er ist selbst nicht mehr der gleiche, der fortgegangen ist. Er mag wiederkehren, zu Menschen, die er entbehren mußte, zu Stätten, die er liebte und nicht vergaß, in den Bereich der Sprache, die seine eigene ist. Aber er kehrt niemals heim.“¹⁶

2020 ist Rijeka, neben Galway (Irland), Kulturhauptstadt Europas. Damit ist Rijeka die erste kroatische Stadt, die diesen Titel verliehen bekommen hat.

Im März 2020 erscheint in der Reihe „Europa Erlesen“ des Wieser-Verlags der Band „Rijeka“, herausgegeben von Gerhard M. Dienes, Ervin Dubrovic, Marijana Erstic, Gero Fischer.

Anmerkungen

1 Dora Lauffer: Die Wellen. Altösterreichische Familiensaga zwischen Adria und Schlesien. Nach den Aufzeichnungen der Maria Lauffer-Ossoinack und Familiendokumenten. Mit Zeichnungen und Aquarellen von Franz Lauffer, Kontreadmiral der k.u.k. Kriegsmarine. Graz 1989, S. 42f.

2 William M. Johnston: Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848 bis 1938. Vierte ergänzte Auflage. Wien, Köln, Weimar 2006, S. 39–44, 345f.

3 Ursula Prutsch: Auswanderung. In: Gerhard M. Dienes, Franz Leitgeb, Max Aufischer (Hg.): Hin & Zurück. Amerika. Folgen einer Entdeckung. Ausstellungskatalog Stadtmuseum Graz. Graz 1992, S. 19; Hans Chmelar: Exportgut Mensch. Höhepunkte der österreichischen Auswanderung bis 1914. In: „... nach Amerika“. Burgenländische Forschungen Sonderband IX. Eisenstadt 1992, S. 77–80.

4 Ellis Island. Echoes from a Nation's Past. Essay by Norman Kotker, Shirley C. Burden, Charles Hagen and Robert Twombly. Edited by Susan Jonas, o.O., 1989, S. 42.

5 E. Wilder-Spaulding: The quiet Invaders. The History of the Austrian Impact upon America. Wien 1968, S. 154.

6 Vgl. Gerald Schöpfer, Peter Rosegger: Zeitzeuge, Sozialkritiker und „Aktionsjournalist“. In: Gerald Schöpfer (Hg.): Peter Rosegger. 1843–1918. Graz 1993, S. 246ff.

7 Gerhard M. Dienes: Schiffsreisen. Luxuskreuzfahrten und Emigration. In: Karl Stocker, Otto Hwaletz, Stella Rollik unter Mitarbeit von Christa Höllhumer, Manfred Omahna und Martin Wirbel: Verkehr. Steirische Landesausstellung 1999 Knittelfeld (Katalog). Graz 1999, S. 306f.

8 Gerhard M. Dienes: Bremen/Bremerhaven i Hamburg. In: Veliki val. Iseljavanje iz srednje Europe u Ameriku, 1880–1914. Priredio Ervin Dubrovic, Muzej grada Rijeke 2012, S. 77f.

9 Ervin Dubrovic (Ed.): From Central Europe to America, 1880–1914, City Museum Rijeka. Rijeka, New York 2012, S. 46ff.

10 Velid Đkic: Sie lieben Rijeka? Biblioteka Ambrozija, Buch Nr. 161. Zagreb 2006, S. 97f.

11 Joseph Roth: Hiob. Roman eines einfachen Mannes 1930. In: Joseph Roth, Romane, Bd.1, Köln, Amsterdam 1984, S. 192.

12 Dubrovic, S. 66.

13 Dubrovic, S. 69.

14 Dubrovic, S. 52.

15 Đkic, S. 99.

16 Carl Zuckmayer: Als wär's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft. Frankfurt/M. 1966, S. 451.

Eva Alberman zum Neunziger. Eine Erinnerung

Eva Alberman, geborene Altmann, der letzte Mensch, der mit Stefan und Lotte Zweig noch persönlich eng verbunden war, feierte am 17. August 2019 in London ihren 90. Geburtstag. Dr. Alberman ist die Nichte von Lotte Altmann, Stefan Zweigs zweiter Frau, die gemeinsam mit dem Schriftsteller im brasilianischen Kurort Petrópolis am 22. Februar 1942 aus dem Leben schied.

Eva Alberman empfängt mich in ihrem 200 Jahre alten Haus, von dem man den 3,2 km² großen Park von Hampstead Heath in Nordlondon überblickt. Vom Salon schauen wir geradewegs hinein ins englische Idyll: Vor uns ein saftig grüner Rasen, riesige Bäume, die wahrscheinlich schon hier standen, als das Haus 1820 gebaut wurde, Evas Labradorhund, der im Garten durch das Gras streicht. Nach dem Tee gehen wir in die Bibliothek, die mit Stefan Zweigs Bücherschränken bestückt ist. Ich darf mich darin umsehen und ziehe gleich einen Band aus der Sammlung des Dichters heraus, mit einer Widmung von Alfred Kubin. Dr. Alberman zeigt mir die Familienalben, in denen sich viele Fotos von ihrer Tante und ihrem Onkel finden. An den Wänden hängen Bilder von Eva Albermans Eltern, dem Medizinerhepaar Manfred Altmann, von Lotte Zweigs Bruder und seiner Frau Hannah (geborene Mayer). Sie waren bereits 1933 von Berlin nach London geflüchtet, da es beiden aufgrund des NS-Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums erheblich erschwert wurde, an staatlichen Krankenhäusern tätig zu sein. Außerdem war Manfred Altmann nach Behandlung eines Patienten von Gestapo-Leuten zusammengeschlagen worden und erhielt danach anonyme Morddrohungen. Lotte und Manfred Altmann — 1908 und 1900 geboren

— entstammten einer deutsch-jüdischen Kaufmannsfamilie, die in Katowice mehrere Handelsunternehmen besaß. Mütterlicherseits stammten sie von Samson Raphael Hirsch, dem Begründer der Neo-Orthodoxie, ab, doch kehrten sie sowie ihre beiden Brüder Hans und Richard der Religion den Rücken. Nachdem Katowice nach dem Ersten Weltkrieg Teil der neu gegründeten polnischen Republik wurde, zogen Lotte und Manfred Altmann gemeinsam mit ihren Eltern nach Frankfurt.

1934 emigrierte Lotte Altmann ebenfalls nach London, wo die 26-Jährige eine Stelle als Stefan Zweigs Sekretärin und Rechercheassistentin annahm. Bevor sie nach ihrer Heirat am 6. September 1939 zu Stefan Zweig zog, lebte Lotte Altmann bei der Familie ihres Bruders. Ihre Nichte Eva stand ihr sehr nahe. „Lotte war meinem Vater sehr ähnlich. Beide waren sehr ruhige, warmherzige Menschen“, erinnert sich Eva Alberman. Auch zur zehn Jahre älteren Schwägerin Hannah hatte Lotte ein herzliches Verhältnis. „Meine Großmutter Therese Altmann war, den damaligen Sitten entsprechend, ein etwas reservierter Mensch. Meine Mutter Hannah übernahm auch für Lotte in gewisser Weise die Mutterrolle.“

Nach ihrer Heirat kauften sich die Zweigs im Kurort Bath in Westengland das prachtvolle frühviktorianische Anwesen Rosemount, das sie mit Mobiliar aus Zweigs Salzburger Villa bestückten und das Freunden und Verwandten eine Zuflucht bot. Gemeinsam mit ihrer zwölfjährigen Cousine Ursula Mayer, der Tochter von Hannah Altmanns Bruder Heiner, übersiedelte Eva ein halbes Jahr lang dorthin, um den Bombenangriffen auf London zu entgehen. Für Eva war dies eine sehr glückliche Zeit, die Ruhe vor dem Sturm. Stefan und Lotte Zweig arbeiteten an Manuskripten, Lotte im Arbeitszimmer im Erdgeschoss, Stefan im ersten Stock. „Wenn er schlechte Laune hatte, dann zog er sich zurück“, erinnert sich Eva Alberman. Im Allgemeinen hatte er die Kinder jedoch gern bei sich. Er unternahm mit den Mädchen ausgedehnte Spaziergänge durch die malerische Landschaft und lud sie auf eine heiße Schokolade in einem Teesalon ein, der vielleicht noch aus der Zeit von Jane Austen stammte, die ja bekanntlich auch viel Zeit in Bath verbrachte.

Eva Alberman erinnert sich nicht daran, dass Stefan und Lotte Zweig mit ihr spielten. Unternahmen sie jedoch Vortragsreisen durch Europa, dann wurde ihr eine Landkarte vorgelegt und sie musste herausfinden, wohin sich Tante und Onkel gerade auf den Weg machten. In Rosemount wurde bei Tisch nur Französisch gesprochen, damit die Kinder die Sprache erlernen konnten. Evas Cousine Ursula war bereits des Italienischen mächtig, da sie die ersten Jahre im italienischen Exil in der Stadt Como verbracht hatte. Beide Mädchen gingen in Bath zur Schule. In England tat sich Ursula anfangs in der Schule schwer, da sie die Sprache von Grund auf erlernen musste.

Das Glück auf dem Land nahm ein jähes Ende, als Evas Eltern beschlossen, ihre Tochter in den Bundesstaat New York zu evakuieren. Die Zweigs selbst begannen, eine lange Reise durch Südamerika zu planen, mit Abstechern nach New York, damit sie sich versichern konnten, dass es Eva gut ging. „Im Sommer 1940 schätzte man die Möglichkeit eines deutschen Einmarsches als sehr realistisch ein“, erinnert sich Eva Alberman. „Stefan Zweig wäre ganz oben auf der Liste der Gestapo gestanden.“ Noch vor ihrer Heirat arbeiteten Stefan und Lotte Zweig am Manuskript



Eva Altmann als Kind mit Stefan Zweig und Lotte Altmann



Eva Alberman. Foto: Karin Hanta, 2019

für den Roman *Magellan: Der Mann und seine Tat* (1938), in dem der Schriftsteller die vom portugiesischen Eroberer durchgeführte erste Weltumsegelung von 1519 bis 1522 schilderte. „Und natürlich baten mich Lotte und Stefan, in einem Lexikon nachzusehen, wer Magellan war.“

Dass Eva Altmann selbst bald eine schwierige Seereise antreten würde, war ihr damals nicht bewusst. Ob sie sich gegen die Verschickung in die USA gewehrt hatte? „Wahrscheinlich legte ich schon Protest ein“, meint sie. „Aber damals wurden Abertausende Kinder im Vereinigten Königreich auf das Land verschickt und nur Menschen, die es sich leisten konnten, evakuierten ihre Kinder nach Nordamerika. Meine Eltern wollten nur das Beste für mich.“ Die Atlantiküberquerung erlebte sie als Albtraum. Nicht nur dass es kalt auf dem Schiff war und sie ständig unter Seekrankheit litt, als auch: „Wir fuhren in einem Konvoi und ein paar Schiffe wurden sogar torpediert.“

Einmal in New York angekommen, wohnte Eva Alberman zuerst bei einer Familie mit einem kleinen Buben, die es sehr gut mit ihr meinte. Sie fühlte sich dort dennoch nicht so richtig wohl. Nur mit dem Hund freundete sich an. Bis heute kann sie sich gewisser Schuldgefühle nicht erwehren: „Ich benahm mich der Familie gegenüber fürchterlich.“

In der Folge veranlassten die Zweigs, dass Eva in das Internat „Amity Hall“ in Croton-on-Hudson übersiedelte, das Olga Schaeffer, die Frau des Dichters Albrecht Schaeffer, für Flüchtlingskinder gegründet hatte. Die Schaeffers waren Protestanten, die aus Abscheu vor dem NS-Regime Deutschland verlassen hatten. Die Gründung des Kinderheims wurde unter anderem von Schriftstellern wie Thomas Mann finanziell unterstützt, und man kann annehmen, dass auch der sehr großzügige Stefan Zweig dies tat, obwohl sich bis jetzt diesbezüglich noch keine Quellen gefunden

haben. Auch zwei zur Verlegerfamilie Ullstein gehörende Töchter lebten gemeinsam mit Eva Altmann im Internat sowie der Sohn von Emanuel Feuermann, den Arthur Rubinstein einen der „größten Cellisten aller Zeiten“ nannte. Albrecht Schaeffer hielt die Schüler dazu an, deutsche Bücher zu lesen, und so erhielt sich Eva Altmanns Kenntnis ihrer Muttersprache.

In den Briefen, die ihr die Zweigs aus Südamerika schrieben, forderten sie die Nichte immer wieder auf, ihnen zurückzuschreiben, doch bis heute ist Korrespondenz für sie eine mühsame Angelegenheit – worin sie ihrem Vater gleicht. Die Zweigs kamen das Mädchen in New York besuchen, um ihre Übersiedlung nach „Amity Hall“ vorzubereiten. In dieser Schule ereilte sie im Februar 1942 auch die Nachricht vom Freitod ihrer Tante und ihres Onkels. Olga Schaeffer stand ihr in dieser schwierigen Zeit mit mitfühlend bei. Rückblickend meint Eva Alberman: „Ich kann verstehen, wieso sie sich zu diesem Schritt entschlossen haben.“

Nachdem „Amity Hall“ in finanzielle Schwierigkeiten geraten war und schließen musste, wechselte Eva Alberman auf die Cherry Lawn School in Darien, Connecticut. An Wochenenden und zu den Feiertagen besuchte sie jedoch Franz Neumann, einen Schulfreund ihres Vaters sowie seine Frau Inge. Der Politologe Neumann war gemeinsam mit Theodor Adorno und Herbert Marcuse in den Zwanzigerjahren Mitglied der Frankfurter Schule gewesen und unterrichtete nun an der Columbia University. Als Eva Alberman seine Familie regelmäßig besuchte, dürfte er gerade an seinem Werk *Behemoth: The Structure and Practice of National Socialism 1933-1944* gearbeitet haben. Im Heim der Neumanns fühlte sich Eva Altmann zum ersten Mal so richtig wohl. „In ihrer Wohnung gab es viele Bücher. Alles war mir so vertraut. Ich wusste, worüber sie sich unterhielten und was sie dachten.“



Blick auf das Anwesen Rosemount, 1939-40 Wohnsitz Stefan Zweigs. Foto: Karin Hanta

Als 1943 klar wurde, dass der Krieg zugunsten der Alliierten ausginge, drängte Eva Altmann ihre Eltern, sie wieder heimzuholen. Mit den Söhnen von Peter und Lotte Smollett (vor dem Exil: Smolka), guten Freunden ihrer Eltern, trat sie die Heimreise auf einem Schiff nach Lissabon an. Hannah und Manfred Altmann wohnten mit den Smolletts zusammen, nachdem in ihrem Garten in Golders Green eine Bombe gefallen war, die jedoch nicht explodierte. Wie sich später herausstellte, arbeitete der Wiener Journalist Peter Smollett sowohl für den britischen als auch für den sowjetischen Geheimdienst und half Graham Greene bei Recherchen für seinen Roman *Der Dritte Mann*.

Von Lissabon nahmen die Jugendlichen Ende Mai 1943 ein Flugzeug der British Overseas Airways Corporation nach England und landeten sicher. Als die Douglas-DC-3-194 das nächste Mal am 1. Juni zum Einsatz kam, mit dem britischen Filmschauspieler Leslie Howard und weiteren Insassen an Bord wurde sie von der deutschen Luftwaffe über dem Golf von Biskaya abgeschossen. Das deutsche Militär hatte, nach unterschiedlichen Theorien, entweder Leslie Howard im Visier, der in Spanien und Portugal für die Alliierten Stimmung machen sollte, oder vermutete gar Winston Churchill selbst an Bord.

Eva Altmann war sehr glücklich über die Wiedervereinigung mit ihren Eltern. Ihre Beziehung hatte durch die dreijährige Trennung keinen Schaden genommen. Nach Abschluss des Gymnasiums begann sie Medizin zu studieren. Ihre Mutter hat als Erste in ihrer aus Ettlingen stammenden Familie bereits im Jahr 1920 ein Medizinstudium in Deutschland abgeschlossen. Im Gegensatz dazu war Frauen im Vereinigten Königreich der Zugang zu diesem Studium fast gänzlich verwehrt. Erst im Jahr 1948 wurden die medizinischen Fakultäten durch gesetzlich gezwungen, in jedem Studienjahr zehn Prozent Frauen aufzunehmen.

Eva Altmann interessierte sich hauptsächlich für das öffentliche Gesundheitswesen und spezialisierte sich auf Epidemiologie. Im Laufe ihrer langen Karriere führte sie am Wolfson Institut für Präventivmedizin zahlreiche Forschungsprojekte über zerebrale Kinderlähmung und Down Syndrom durch und veröffentlichte viele wissenschaftliche Beiträge.

Im Jahr 1954 traf Eva Altmann ein Schicksalsschlag, der in seiner Härte dem Freitod von Stefan und Lotte Zweig um nichts nachstand. Ihre Eltern Manfred und Hannah Altmann kamen bei einem Verkehrsunfall im Schweizer Kanton Wallis zusammen mit Franz Neumann ums Leben. Mit einem Schlag war die junge Ärztin mit der Verwaltung des gesamten Nachlasses der Zweigs konfrontiert, nachdem ihr Vater den Großteil des Besitzes der Zweigs geerbt hatte. Bis in die Siebzigerjahre kümmerte sich der Literaturwissenschaftler Richard Friedenthal, ein guter Freund Stefan Zweigs, um den literarischen Nachlass. So brachte er z.B. auch Zweigs Biografie von Honoré de Balzac heraus. Danach verkaufte Eva Altmann die Rechte an Zweigs Werken. Das Haus in Bath hatte sie schon zuvor veräußert.

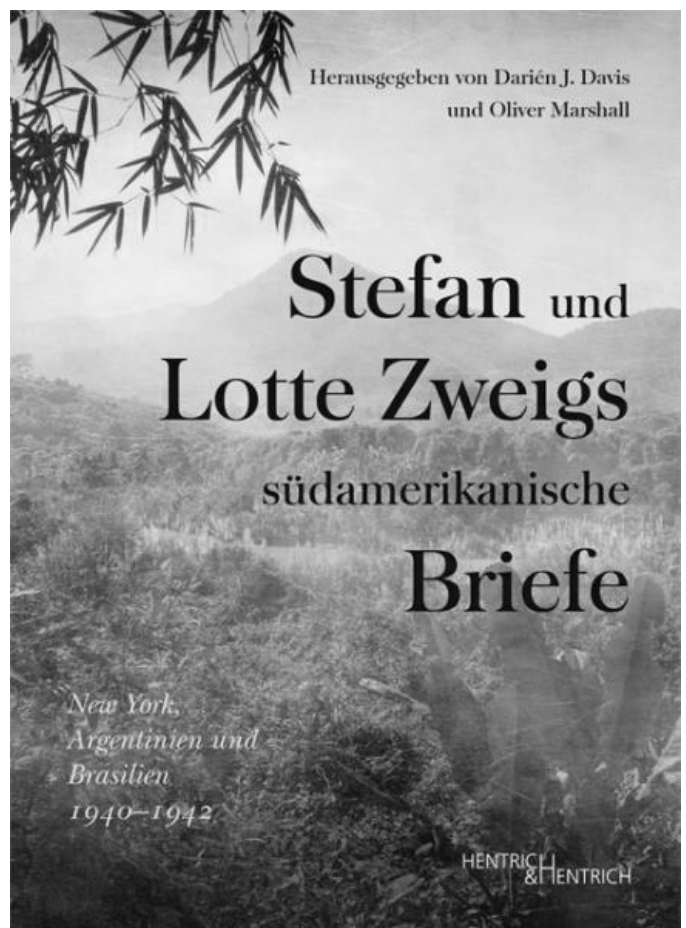
Ende der Fünfzigerjahre heiratete Eva Altmann den Chemiker Ken Alberman. Zur Familie gesellten sich bald zwei Töchter und zwei Söhne. Tatkräftig Unterstützung im Haushalt und bei der Kindererziehung erhielt das Ehepaar von Martha Kahn, der älteren Schwester von Eva Altermans Mutter. Tante Martha war nach ihrer Emigration im Jahr 1935 ins Haus ihrer Eltern gezogen und hatte auch für die Zweigs in Bath als Haushälterin gearbeitet.

Eva Alberman schenkte der Hebrew University of Jerusalem, der State University of New York at Fredonia und der British Library unschätzbar wertvolle Zweig-Dokumente, Manuskripte und

Partituren. Den von Zweig erworbenen Beethoven-Schreibtisch stellte sie dem Beethoven-Museum in Bonn als Leihgabe zur Verfügung.

Vor zirka 15 Jahren entschloss sie sich zahlreiche private Briefe zur Veröffentlichung freizugeben. Jahrelang hatte sie diese Briefe als zu intim betrachtet, als dass sie diese einem breiten Lesepublikum zugänglich machen wollte. Dutzende Briefe, die Stefan Zweig an Lotte von seinen europäischen Reisen vor ihrer Eheschließung schrieb, gab sie dem deutschen Zweig-Biografen Oliver Matuschek, der sie unter dem Titel *Ich wünschte, dass ich Ihnen ein wenig fehlte* 2013 bei S. Fischer herausbrachte. Sie wandte sich an die Historiker Oliver Marshall und Darién Davis, zwei Spezialisten für brasilianische Geschichte, um Briefe aufzubereiten, die Lotte und Stefan Zweig von 1940 bis 1942 aus Brasilien, Argentinien und New York an Mitglieder der Familie Altmann schrieben. Davis und Marshall brachten diese Briefe im Jahr 2010 als Sammelband beim US-amerikanischen Verlag Continuum heraus. Die Zweigs hatten die Briefe auf Englisch verfasst, denn in deutscher Form hätten sie die Aufmerksamkeit der Zensur erregt. In diesen Briefen zeigt sich, wie sehr sich die Zweigs bei wichtigen Entscheidungsträgern in Portugal, Kuba und Brasilien dafür einsetzten, anderen Menschen Transit- und Einreisevisa zu verschaffen. In Rio de Janeiro, Buenos Aires und Montevideo hielt Stefan Zweig Vorträge und wurde gemeinsam mit seiner Frau wie ein Star gefeiert. Das Satzgefüge nimmt manchmal Staccato-Form an; der Leser spürt, wie die Zweigs von Ort zu Ort hetzen, sich jedoch immer aus der Ferne um das Wohl ihrer Nichte kümmern.

Zum ersten Mal in der Geschichte vernimmt man Lottes Stimme klar und deutlich. Von Zweigs erster Gattin Friderike wurde Lotte als farblose, „schweigsame Frau“ hingestellt. In den Briefen erkennt man in ihr eine einfühlsame, selbstbewusste Frau, die sich



jedoch mit den alltäglichen Dingen des Lebens auseinandersetzen muss, da sie Portugiesisch besser spricht als Stefan Zweig. Da will sie der Köchin in den Tropen die Zubereitung von Stefan Zweigs Lieblingsmehlspeise, der Linzertorte beibringen. Oder sie muss ein Mittel suchen, den Hund Plucky von seinen Flöhen zu befreien. Und immer wieder finden sich von tiefer Zuneigung geprägte Briefe an die Schwägerin, die sie als Gesprächspartnerin sehr vermisst.

Nachdem sich die Zweigs in Petrópolis in den Bergen über Rio de Janeiro niedergelassen haben, scheint eine bleierne Schwere auf ihnen zu lasten. Stefan Zweig beklagt sich immer wieder über seine „schwarze Leber“ und Lotte leidet vermehrt unter Asthmaanfällen. In manchen Briefen ziehen die Zweigs in Erwägung, Eva zu sich zu nehmen. Doch tun sie dies nicht, da sie dem Mädchen das Erlernen einer neuen Sprache nicht zumuten wollen. Der Leser kann sich nicht des Gedanken erwehren, dass die Zweigs vielleicht nicht den Freitod gewählt hätten, wenn Eva Altmann bei ihnen gewohnt hätte.

Ich hatte die große Ehre, *Stefan and Lotte Zweig's South American Letters* ins Deutsche zu übersetzen und war somit vor die einzigartige Aufgabe gestellt, Stefan und Lotte Zweigs englische Worte auf Deutsch so klingen zu lassen, als hätten sie die Schreiben in ihrer Muttersprache verfasst. Die Lektüre von Stefan Zweigs Briefen aus den Jahren vor der Reise nach Brasilien half mir dabei sehr. Auch flocht ich immer wieder ein österreichisches Wort wie „Rauchfang“, „Erdäpfel“ oder „Bub“ ein. Im Jahr 2017 erschien die deutsche Fassung bei Hentrich & Hentrich mithilfe der freundlichen Unterstützung des österreichischen Zukunftsfonds. Die Briefsammlung erschienen auch auf Portugiesisch bei Versal, auf Französisch bei Grasset und auf Chinesisch bei Zhejiang. Der Andante Verlag arbeitet an einer türkischen Version. Da sich im Laufe der Zeit auch immer wieder neue Fakten auftaten, überarbeiteten die Autoren bei jeder weiteren Übersetzung das Manuskript. Sie ordneten Briefe neu oder schlossen weitere Briefe mit ein, die ihnen Eva Alberman zur Verfügung gestellt hatte.

Leser werden die Briefe sowie Fakten aus der wissenschaftlichen Aufbereitung an Maria Schraders Spielfilm „Vor der Morgenröte“ (2016) erinnern, für den sie gemeinsam mit Jan Schomburg das Drehbuch schrieb. Schrader und Schomburg scheinen reichlich Anleihen von den Briefkommentaren von Davis und Marshall zu nehmen, leider ohne im Nachspann in irgendeiner Weise dafür zu danken. Schade!

Vor ein paar Jahren startete Eva Alberman ein weiteres Zweig-Projekt. Sie ließ die Bibliothek von dem deutschen Wissenschaftler Stephan Matthias im Rahmen seines Dissertationsprojektes aufarbeiten. Gemeinsam mit dem Stefan-Zweig-Experten Oliver Matuschek brachte er das Buch *Stefan Zweigs Bibliotheken* 2018 heraus, das Einblick in die Buchsammlertätigkeit Stefan Zweigs gibt.

Die Liebe zur Musik verband Stefan Zweig mit Manfred Altmann. Letzterer wäre gerne Musiker statt Mediziner geworden. Drei seiner vier Enkelkinder verwirklichten seinen Traum. Eva Albermans Tochter Deborah ist Violinistin, Tochter Catherine ist Musiklehrerin, Sohn Daniel ist zweiter Geiger beim London Symphony Orchestra. Auch Sohn David, von Beruf auf Menschenrechte spezialisierter Anwalt, kann beim Musizieren gut mithalten. In Eva Albermans Haus steht auch ein Bösendorfer-Flügel aus dem Nachlass von Stefan Zweig. Um diesen versammelt sich die Alberman-Familie oft für Hauskonzerte. Sowohl Kinder als auch Enkelkinder spielen mindestens zwei Instrumente. Musikerfreunde aus aller Welt finden bei Eva Alberman ein vorübergehendes Zuhause, wenn sie ein Engagement nach London führt.

So war denn auch die Feier anlässlich des 90. Geburtstags von Eva Alberman musikalisch untermalt. Es kamen sogar Familienmitglieder aus Ägypten und Israel angereist. Im Garten tummelten sich die Gäste, lauschten den schönen Klängen und feierten die noch sehr rüstige Jubilarin. Für das Dessertbuffet hatte ein Cousin sogar eine Linzertorte gebacken.

Soziale Arbeit im Exil: Projektstart und Aufruf zur Mithilfe

Ab 1912 wurde mit den Kursen Ilse Arlts in Wien erstmals eine Ausbildung zur Fürsorgerin angeboten, weitere folgten. Nach der Annexion Österreichs durch NS-Deutschland wurden private Einrichtungen geschlossen, staatlich wurde ab diesem Zeitpunkt zur sogenannten „Volkspflegerin“ ausgebildet. Zahlreiche Berichte weisen darauf hin, dass als jüdisch geltende oder politisch unliebsame Fürsorgerinnen unverzüglich entlassen wurden. Was sich nun durchsetzte, waren Ideologie und Maßnahmen der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt.

Während die meisten Berufsgruppen die Geschichte von Entrechtung, Verfolgung, Vertreibung und Ermordung bereits aufgearbeitet haben, ist dies für die Berufsgruppe der FürsorgerInnen noch ausständig. Ein einjähriges Forschungsprojekt an der FH Campus Wien im Department Soziales, durchgeführt von Dr.ⁱⁿ Irene Messinger und Thomas Wallerberger, widmet sich deshalb

der explorativen Erschließung von Biographien jener Fürsorgerinnen, die vom NS-Regime verfolgt wurden.

Falls Sie als Leser oder Leserin dieser Zeitschrift von verfolgten oder ermordeten Fürsorgerinnen wissen oder auch Personen kennen, die sich erst im Exil einer sozialarbeiterischen Ausbildung bzw. Tätigkeit zuwandten, ersuchen wir Sie um eine Nachricht an das Projektteam. Auf Wunsch können die Informationen selbstverständlich vertraulich behandelt werden. Kontakt zum Forschungsprojekt per E-Mail: irene.messinger@fh-campuswien.ac.at und thomas.wallerberger@rutgers.edu oder postalisch an: Dr.ⁱⁿ Irene Messinger, Department Soziales, Favoritenstraße 226, 1100 Wien.

Vielen Dank im Voraus!

Lucas Cejpek und Margret Kreidl Im Reden im Schreiben, Kreise ziehen

Ein Gespräch über Margit Bartfeld-Feller, 24. März 2012

Lucas Cejpek: Das letzte Mal haben wir Margit 2011 im Mai gesehen, im Café Sluka hinter dem Parlament, als sie mit Anita bei Herrn Professor Stourzh und seiner Frau ins Auto gestiegen und weggefahren ist.

Margret Kreidl: Nachdem sie eine Schachtel mit köstlichen kleinen Mehlspeisen mit auf den Weg bekommen hat.

LC: Es war im Mai 2000 in einem Café in Tel Aviv, wo wir Margit kennengelernt haben.

MK: Wir sind damals über Yoel Hoffmann nach Israel gekommen, nachdem du ein Buch von ihm besprochen hast...

LC: Das in einem Café in Jerusalem spielt, *Bernhard. Roman*. 1998 war Yoel dann in der *Alten Schmiede* in Wien zu Gast, in meiner Gesprächsreihe *Zettelwerk*.

MK: Und zwei Jahre später, als in Österreich die schwarzbraune Koalition an die Regierung gekommen ist, die Volkspartei und die rechtsextreme Partei von Jörg Haider, waren wir in Israel, auf einer Lesereise, organisiert von der österreichischen Botschaft. Die erste Lesung hatten wir in einem Altersheim in Haifa, wo uns Herr Professor Hochstaedt vorgestellt hat...

LC: Ein wunderbarer Mann.

MK: Dort haben wir Hedwig Brenner und Grete Beck-Klein kennengelernt. Und Hedwig hat uns gleich am nächsten Tag auf der Busfahrt nach Tel Aviv begleitet. Ich bin neben ihr gesessen und sie hat erzählt und vorgelesen und Gedichte aufgesagt, wobei sie zwischen den Sprachen gewechselt hat, Deutsch, Französisch – ich war völlig hingerissen.

LC: In Tel Aviv hat uns Herr Rudel vom Bus abgeholt und gesagt: „Jetzt gehen wir ins Café!“ – Das war so wie in Wien. Wir haben auf unserer Lesereise in Israel fast nur Deutsch gesprochen, fällt mir jetzt auf.

MK: Das Café in Tel Aviv war ja auch der Treffpunkt der deutschsprachigen Schriftstellerinnen in Israel, und die waren fast alle aus Czernowitz. Sie sind an einem Tisch gesessen...

LC: Ein langer Tisch.

MK: War das nicht ein Tisch in U-Form?

LC: Auf jeden Fall waren wir mittendrin. Ich kann mich an Hanna Blitzer erinnern, die immer wieder aufgestanden und herumgetanzt ist, um den Tisch herum.

MK: Ich kann mich an Herrn Glück erinnern, Israel A. Glück, der in Lackenbach aufgewachsen ist, im Burgenland.

LC: Ich hatte von Czernowitz keine Vorstellung, außer daß es am östlichen Rand der Monarchie gelegen ist, eine Stadt in der Größe von Graz, wo ich aufgewachsen bin.

MK: Inzwischen ist bei mir ein Gefühl entstanden für diese Stadt, obwohl wir nie dort waren. Aber durch die Bücher und Erzählungen von Margit und Hedwig und von Herrn Rudel ist Czernowitz sehr präsent. – Aber wie war das damals? Du hast doch zuerst mit Margit gesprochen.

LC: Ja. Ich weiß nicht mehr, worüber wir geredet haben, aber wir waren sofort miteinander im Gespräch.

MK: Das hab ich auch so in Erinnerung.

LC: Und das ist außergewöhnlich, wenn man sich trifft, ohne Vorwissen, und sich sofort versteht.

MK: Der Herr Glück, der ein Deutsch gesprochen hat, das anders war als das Deutsch von Herrn Hochstaedt oder von Herrn Rudel und allen anderen aus Czernowitz – auch das, die verschiedenen Melodien sind mir in Erinnerung.

LC: Ja.

MK: Das war natürlich schön. Und es war auch sehr schlimm – alle haben sich kurz vorgestellt, mit ihren Geschichten von Verfolgung und Mord. Trotzdem waren alle unglaublich offen und interessiert an uns, den Gästen aus Österreich, sogar in der politischen Situation damals. Diese Liebe zur deutschen Sprache! Dieses In-der-Sprache-Sein. Als wären sie gestern weggegangen.

LC: Als Margit erzählt hat, daß Czernowitz Klein-Wien geheißen hat und daß sie nie in Wien gewesen ist, haben wir versprochen, sie nach Wien zu bringen, mit ihrem Buch.

MK: Margit mit ihrem ersten Erinnerungsbuch *Dennoch Mensch geblieben* und Hedwig mit dem ersten Band ihres Lexikons *Jüdische Frauen in der bildenden Kunst*.

LC: Zurück in Wien haben wir uns mit Konstantin Kaiser von der *Zwischenwelt* in Verbindung gesetzt, und mit Richard Jurst vom Antiquariat *Buch und Wein*, wo dann zwei Jahre später die Buchpräsentation stattgefunden hat.

MK: Am 13. Mai 2002. Das war ihre erste Lesung in Wien, und die haben wir moderiert. Du hast Margit vorgestellt, mit ihrem damals gerade erschienenen zweiten Buch *Am östlichen Fenster*, und ich habe mit Hedwig über ihr Künstlerinnen-Lexikon gesprochen, das inzwischen vier Bände umfaßt.

LC: Bei so einem Projekt ist natürlich die Vernetzung entscheidend, genauso wie für Margit das Gespräch. Von bestimmten Situationen oder Dingen ausgehend, wird für sie die Vergangenheit präsent. Ihre Erzählungen sind sehr von der Mündlichkeit bestimmt.

MK: Und von ihrer Kindheit. Über ihre Mutter *Mama Cilly* hat sie sogar ein ganzes Buch geschrieben.

LC: Ich habe erst später erfahren, daß sie viele Familienfotos retten konnte – die tauchen ja auch immer wieder in ihren Büchern auf, eines davon ist sogar ein *Album* – aber ich denke, daß sie keine Fotos als Beweis für die Wirklichkeit braucht, Czernowitz und das Glück ihrer Kindheit und Jugend. Das hat ihr sicher auch die Kraft gegeben, die Verschleppung nach Sibirien zu überstehen.

MK: Wie sie das überlebt hat und was sie daraus gemacht hat, ist unglaublich.

LC: Die Kraft der Musik! Ich erinnere mich, als es ihr bei einem Wienbesuch nicht so gut gegangen ist, nach einer Lesung im Rumänischen Kulturinstitut hat sie sich an den Flügel gesetzt und gespielt – gerade daß sie nicht aufgestanden ist und zu tanzen angefangen hat!

MK: Nach einer Lesung im Jüdischen Museum waren wir in einem russischen Lokal, das eigentlich ein georgisches Lokal ist, und dort wurde weitergeredet, es wurde gegessen und getrunken, und Margit war mittendrin im Gespräch mit den unterschiedlichsten Leuten – sie kann das so gut, Verbindungen knüpfen zwischen den Leuten. Sie ist so da, und Anita ist Teil dieses Ganzen.

LC: Ja.

MK: Obwohl sie in Sibirien geboren ist, ist Anita Teil dieses Czernowitz-Kosmos. Sie spricht Deutsch, die Sprache ihrer Mutter, was nicht selbstverständlich ist in dem Umfeld, in dem sie aufgewachsen ist.

LC: Ich habe Anita erst nach unserer Veranstaltung kennengelernt, bei einer Verlagspräsentation in Konstanz. Wir haben über verschiedene Dinge gesprochen, ohne uns auszufragen. Wir haben uns erzählt, was wir uns im Moment erzählen wollten. Und das macht Margit auch beim Schreiben so, daß sie keine in sich geschlossenen Erinnerungsbücher schreibt.

MK: Und durch das Schreiben tauchen bei ihr immer neue Erinnerungen auf. Durch ihre Bücher hat sie neue Leute kennengelernt oder Menschen wiedergefunden, die sich auch an das Leben in Czernowitz erinnern, aber natürlich anders erinnern.

LC: Es zieht Kreise.

MK: Es ist ein Kreislauf von Erinnerungen, die wiederkommen und die sich verändern durch die Erzählungen der anderen.

Ich habe das Gefühl, daß die Erinnerung an Czernowitz, aber auch an Sibirien nicht nur in ihren Alltag hineinragt, sondern ein Teil davon ist.

LC: Ich habe auch das Gefühl, sie ist sehr bei sich.

MK: Und das hat etwas damit zu tun, wie sie sich erinnert.

LC: Sie ist mit 17 aus ihrer Welt herausgerissen worden – wahrscheinlich lernt man das, mit seiner Erinnerungswelt allein zu sein, in dieser Isolation, in Gefangenschaft.

MK: Dabei darf man nicht ihre Mutter vergessen. Man darf nicht diese Genealogie der Frauen übersehen: die Großmutter, die

Mutter, die Tochter – das ist sehr schön: Mama Cilly, Margit, Anita.

Nachsatz Lucas Cejpek: Anfang 2015 war ich wegen der israelischen Erstaufführung von Margrets Stück *Dankbare Frauen* an der Universität Tel Aviv (Regie: Anna Minajev) wieder in Tel Aviv. Am 25. Jänner habe ich zum ersten Mal Margit und Anita in ihren Wohnungen besucht, die einen Halbstock übereinander liegen, im Parterre ist die Wohnung von Anita und ihrem Mann – die beiden Söhne haben längst eigene Familien – und Margit wohnt ein paar Stufen höher allein mit ihren Erinnerungen: Bilder und Bücher und Gegenstände überall, und dazwischen Margit, die ständig in Bewegung ist.

Lucas Cejpek, geb. 1956 in Wien, aufgewachsen in Graz, lebt als freier Schriftsteller, Theater- und Hörspielregisseur in Wien. Studium der Germanistik und Anglistik in Graz. Verfasser von Essays, Romanen, Konzept- und Gesprächsbüchern.

Margret Kreidl, geb. 1964 in Salzburg, freie Schriftstellerin in Wien, schreibt Theaterstücke, Hörspiele, Prosa und Lyrik. Aufführungen u.a. in Graz, Wien, Berlin, Amsterdam, Marseille, Tel Aviv. 2018 erhielt sie den Outstanding Artist Award für Literatur.

Wir trauern um Margit Bartfeld-Feller

Habe ich wirklich erlebt, was ich glaube erlebt zu haben? Sibirien, Wahnsinn und Todesangst, Verfolgung, Verachtung und Hohn. Wie habe ich nur standhalten können? Jahre tödlichen Hungers und der Kälte. Diese Frage stellen mir ungezählte Menschen, Freunde, die mich nach 50 Jahren wiedererkennen, Menschen, die meine Kurzgeschichten gelesen haben, aber – auch ich selbst. Ja, wie konnte ich nur durchhalten? Ein junges jüdisches Mädchen aus Czernowitz, das, plötzlich aus dem Wohlstand herausgerissen, sich mit seiner Familie in solch extremen Situationen befand? Anscheinend war es die Gabe, sich niemals dem Selbstmitleid hinzugeben, und ein immer wieder und wieder mich belebender Sinn für Humor.

Margit Bartfeld-Feller: Dennoch Mensch geblieben – Erinnerungen an die sibirische Verbannung. In: Cécile Cordon, Helmut Kusdat (Hg.): An der Zeiten Ränder. Czernowitz und die Bukowina. Geschichte, Literatur, Verfolgung, Exil. Wien 2002, S. 199.

Am 26. November 2019 verstarb im Alter von 96 Jahren die Schriftstellerin und Theodor-Kramer-Preisträgerin Margit Bartfeld-Feller in Tel Aviv.

Margit Bartfeld wurde 1923 in Czernowitz geboren. 1941 wurde die Familie von den Sowjets nach Sibirien deportiert, wo der Vater nach wenigen Monaten den Hungertod starb. Nach 1945 verbesserte sich die Lebenssituation, 1948 folgte die Heirat mit dem Architekten Kurt Feller. Bartfeld-Feller arbeitete dreißig Jahre als Musiklehrerin in Tomsch. 1990 emigrierte sie mit ihrer Tochter Anita nach Israel, Tel Aviv wurde ihre neue Heimatstadt.

In Israel begann sie zu schreiben, und zwar auf Deutsch. Schreibend beschwor sie die versunkene Welt ihrer Heimatstadt Czernowitz herauf und legte Zeugnis ab über das Leben der Verbannten in Sibirien. 2013 erhielt sie zusammen mit Manfred Wiener den Theodor Kramer Preis für Schreiben im Widerstand und Exil. In der Preisbegründung heißt es:

Die fortdauernde Bedeutung von Margit Bartfeld-Fellers Schriften geht wohl auf zwei verschiedene Quellen zurück:

Erstens die Zeugenschaft der nunmehr neunzigjährigen Autorin für zwei untergegangene Welten: das jüdisch-bürgerliche Czernowitz der Zwischenkriegszeit, mit der österreichisch gefärbten deutschen Umgangssprache, und das sowjetisch beherrschte Sibirien, einschließlich der letzten zwölf Stalin-Jahre. Aus dem tiefen Schacht ihres Gedächtnisses gräbt sie immer neue Episoden überraschender Menschlichkeit und Splitter des Glücks hervor, ohne das Schlimme, das ihr widerfuhr, zu beschönigen.

Zweitens verleiht die Abwesenheit von Bitterkeit und Hass ihrem Schreiben eine besondere Note. „Dennoch Mensch geblieben“ – der Titel ihres ersten Buches bezeugt ihre Persönlichkeit, begabt für Freundschaft und Hilfsbereitschaft.



Margit Bartfeld-Feller. Foto: Helmut Kusdat, Tel Aviv 2019

Alle ihre Bücher wurden von Erhard Roy Wiehn herausgegeben und sind im Hartung-Gorre-Verlag in Konstanz erschienen: Dennoch Mensch geblieben (1996); Nicht ins Nichts gespannt (1998); Wie aus ganz andern Welten (2000); Am östlichen Fenster (2002); Unverloren (2005); Erinnerungswunde (2007); Aschenblumen (Photodokumentation, 2008); Mama Cilly (2009); Nachhall (2011); Selma Meerbaum-Eisinger (Mithg., 2013); Von dort bis heute (2015); Mein Bruder Othmar (Otti) Bartfeld (2017).

Margit Bartfeld-Fellers Beiträge in **ZW**:

Freund Zopzebé – ein Märchen im Frost (Nr. 3/2000, 47f.); Im Zeichen des „Maiglöckchens“ (Nr. 3/2002, 48); Ein Akkord in tiefer Terz (S. Meerbaum-Eisinger, Nr. 4/2003, 57f.); Der Weg zum Edelweiß (Nr. 3-4/2009, 28f.); Der Rettichmann (Nr. 3/2010, 49); Ilana (I. Shmueli, Nr. 4/2011, 18); Komm Nadelstich. Erinnerung an Siglinde (Abschied von Siglinde Bolbecher, Nr. 3/2012, 13f.)

Martin Krist

Spaziergang zu den „Erneuerern des österreichischen Vaterlandes“ – Geschichte wird getilgt

Geht man in Wien von der Schmelz Richtung Stadthalle, kommt man ins Nibelungenviertel, dessen Gassen so bezeichnende Namen wie Walküren-, Giselher- oder Gunthergasse haben. Dann stößt man auf den Burjan- und Vogelweidplatz, in deren Mittelpunkt sich die Christkönigskirche befindet. Im Volksmund und auch auf Google Maps trägt sie zusätzlich die Bezeichnung Seipel-Dollfuß-Gedächtniskirche.

Errichtet wurde diese Kirche in den Jahren 1933 und 1934. Geplant wurde sie von „dem“ Baumeister des Austrofaschismus, Clemens Holzmeister. Initiiert wurde der Bau von Hildegard Burjan, einer christlichsozialen Politikerin und kurzzeitigen Nationalratsabgeordneten. Sie stammte aus Görlitz in Niederschlesien (heute Sachsen), konvertierte vom Judentum zum Katholizismus und war vor allem im Sozialbereich tätig. Die jüdische Herkunft Burjans dürfte bekennenden Antisemiten wie Leopold Kunschak ein Dorn im Auge gewesen sein. Der spätere Heeresminister und Kurzzeitbundeskanzler Carl Vaugoin, in dessen Wahlkreis sie kandidierte, meinte, dass er sich sein Mandat nicht durch eine „preußische Saujüdin“ strittig machen lassen werde. Im Oktober 1920 zog sie sich aus der Politik zurück und widmete sich von da an karitativen Aktivitäten.

1932 organisierte sie eine Haussammlung, eine Lotterie und eine Gedächtnismatinee in der Staatsoper zur Gründung einer Gedächtniskirche, die für den Ahnherrn des politischen Katholizismus und Wegbereiter des Austrofaschismus, dem im August 1932 verstorbenen ehemaligen Bundeskanzler der Ersten Republik, Prälaten Ignaz Seipel, errichtet werden sollte. Die Kirche sollte in einem „seelsorgerisch unterversorgten Gebiet“ stehen. Deshalb wurde ein unbebauter Platz „in einem not- und elendvollen Bezirk“ gesucht und im heutigen 15. Bezirk gefunden. In dessen Nähe befand sich noch dazu das Geburtshaus Seipels.

Der Bundeskanzler und Bundesführer der Vaterländischen Front, Engelbert Dollfuß, legte am 30. Juli 1933 den Grundstein. Die Fertigstellung erlebte der Diktator nicht mehr, da er im Zuge des nationalsozialistischen Putschversuches im Juli 1934 getötet wurde. Beide – Seipel und Dollfuß – wurden in zwei gegenüberliegenden Nischen der Krypta bestattet. Im Eingangsbereich der Kirche wurde ein martialisches Denkmal errichtet, das der beiden „großen Söhnen Österreichs“ und „Erneuerern des österreichischen Vaterlandes“ gedenkt. „Sie legten kostbare Saat in die geliebte Heimat Erde. Sie opferten all ihre hohen Gottesgaben und endlich ihr Leben dem Ringen um Freiheit, Frieden und Glück ihres Volkes“, steht am unteren Ende des Gedenksteins.

Dieses Denkmal der austrofaschistischen Diktatur blieb auch in der Zweiten Republik erhalten. 2010 erhielt es einen A4-großen Zusatz mit einer Erklärung des Pfarrgemeinderates der Kirche, die darauf hinweist, dass man das Denkmal zeithistorisch sehen müsse – und seine Aussagen heute selbstverständlich anders gesehen würden.

Nun erfolgte im Sommer 2019 eine Überplattung mit Plexiglas, die eine Verdeckung und damit ein Verschwinden der martialischen Inschrift bewirkt. Der ursprüngliche Text wird unsichtbar gemacht, sozusagen aus der Geschichte getilgt. Zu zwei Drittel ist der Text dieser Tafeln Hildegard Burjan gewidmet, ein Drittel besteht aus einer Distanzierung von der darunter befindlichen Inschrift. Ob solch eine Unsichtbarmachung der gelungenste Umgang mit diesem Denkmal ist, ist stark zu bezweifeln. Das dürfte auch den Verantwortlichen gedämmert haben, denn auf der Homepage der Christkönigskirche kann man nach einiger Suche den ursprünglichen Text finden (<https://www.pfarrebujan.at/geschichte/629-aenderung-der-tafel-vor-der-kirche-neufuenfhaus>).

Dollfuß und Seipel blieben übrigens nicht lange an diesem Beerdigungsort, denn die Nationalsozialisten entfernten in der Nacht vom 23. auf den 24. Jänner 1939 ihre Leichname von diesem Gedenkort des Austrofaschismus. Seipel kam auf den Zentralfriedhof, Dollfuß auf den Hietzinger Friedhof, wo sie auch heute noch bestattet sind.

Im Inneren der Kirche finden sich Kreuzwegreliefs – links und rechts an den Wänden des Kirchenschiffs –, die von Benito Mussolini gestiftet wurden. Dazu gibt es allerdings nicht einmal eine unkritische Erklärung.



Das Denkmal in der Christkönigskirche. Foto: Martin Krist

Bruno Schernhammer

75 Jahre hat es gedauert, bis man sich erinnerte

Unmittelbar nach Fertigstellung der Westautobahn in Oberösterreich erschien 1965 die Festschrift „Die Autobahn in Oberösterreich“. Auf mehr als 110 Seiten werden technische Leistungen gewürdigt, breiter Raum dem Brückenbau eingeräumt. Für 17 Brücken werden Zeichnungen, Länge, Höhe, technische Details und Kosten angeführt.

Zur Almtalbrücke in Vorchdorf wird erwähnt:

Die in Granitstein gemauerten portalartigen Pfeiler und Widerlager wurden bereits von der Reichsautobahn errichtet. Da sie für die neue Breite zu schmal waren, musste die Fahrbahnplatte weit über die Hauptträger auskragen ...

Auch an anderen Stellen kommt die Reichsautobahn (RAB) vor: „Im Jahre 1938 wurde die Westautobahn begonnen. Durch den Krieg bedingt, kam es dann 1942 zur Einstellung der Bauarbeiten. 1945, bei Kriegsende, musste die RAB ihre Aufgaben vollkommen liquidieren.“ Oder zur Wiederaufnahme des Autobahnbaus im Jahre 1955: „Im Bereich von Enns bis Sattledt, in dem die Arbeiten durch die RAB am weitesten fortgeschritten waren ...“¹

Auf der letzten Seite wird der „beim Bau der Autobahn tödlich verunglückten Personen“ gedacht. Die Sterbedaten der 15 Männer liegen zwischen 1955 und 1963.

Gab es in den Jahren 1938–1942 keine Toten?

Anfang der 2000er-Jahre ließ die Autobahnen- und Schnellstraßen-Finanzierungs-Aktiengesellschaft (Asfinag) Schautafeln unter den Brücken der A 1 aufstellen. An der Almtalbrücke findet sich neben einer Abbildung der Baustelle aus dem Jahre 1940 der Text:

Der Spatenstich für den Autobahnbau erfolgte am 7. April 1938 am Walserberg. Ende 1941 wurden kriegsbedingt alle Bauarbeiten eingestellt. Ein nicht unbeträchtlicher Teil der Erdarbeiten, vor allem aber der Brückenbauwerke war bereits weitgehend fertiggestellt.

Im Sterberegister bzw. in der Chronik der Pfarre Vorchdorf sind sechs Männer vermerkt, die allein bei Arbeitsunfällen an dieser einen Brücke umgekommen sind: zwei Arbeiter aus der Region 1939, vier polnische Zwangsarbeiter 1941.

An der Tafel unter der Aitertalbrücke² steht der Satz:

Die Errichtung der 7 massiven steinverkleideten Pfeiler und Widerlager erfolgte im Zeitraum von 1939 bis 1941 unter unmenschlichen Bedingungen und es wurden für die Pfeiler- und Widerlagererrichtung bei Baueinstellung immerhin 95% der Leistung erbracht.

Was ist mit „unmenschlichen Bedingungen“ gemeint?

Im November 1941 wurden die polnischen, französischen und serbischen Zwangsarbeiter abgezogen, die Barackenlager mit doppeltem Stacheldraht umzäunt und sowjetische Kriegsgefangene in die vielen RAB-Lager auf der Strecke Salzburg bis Wien – allein in Vorchdorf gab es zwei, eines das RAB-Lager Almtal – verfrachtet. Die Gefangenen sollten die Einstellungsarbeiten verrichten und dabei „aufgepäppelt“ werden. Der Generalbevollmächtigte für den Straßenbau, zu diesem Zeitpunkt auch Reichsminister für Bewaffnung und Munition Fritz Todt verfügte: „Für diese Aktion stelle ich in RAB-Lagern Unterkunft für sofort 30.000, ab 15.1.1942 50.000 Kriegsgefangene bis auf weiteres bereit.“³

Nun beschloss der Heimat- und Kulturverein Vorchdorf im September 2019, eine Gedenktafel für die Opfer zu initiieren. Im

Oktober 2019 richtete er ein Schreiben an den Vorstand der Asfinag.

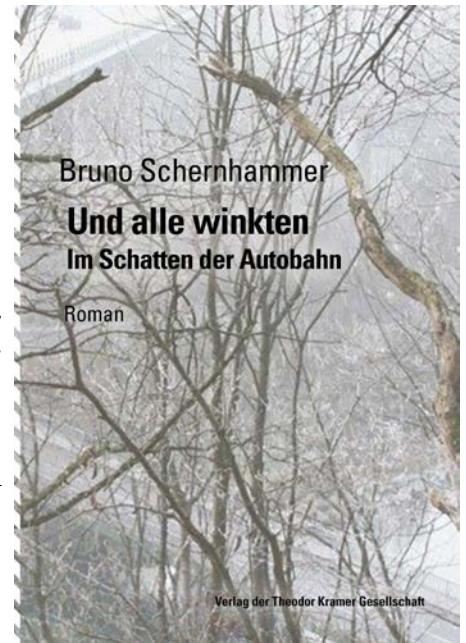
Durch den von Bruno Schernhammer verfassten Roman „Und alle winkten. Im Schatten der Autobahn“, der an der RAB-Almtalbrücke in Vorchdorf spielt, wurde erstmals einem größeren Publikum die bisher nicht behandelte Thematik der Opfer unter den polnischen Zwangsarbeitern und russischen Kriegsgefangenen geschildert. Wenn heute am Fuße der Autobahn auf einer Schautafel in Jahres-

*zahlen und technischen Beschreibungen über die Entstehung und die Modernisierung der Almtalbrücke Details zu finden sind, dann sollte aber auch an jene Menschen erinnert werden, die hier beim Bau unter unmenschlichen Bedingungen Opfer der NS-Diktatur wurden. ... Wir wünschen uns von Ihnen als ein konkretes Zeichen zur Geschichtsaufarbeitung: dass Sie einer Anbringung einer Gedenktafel am großen westlichen Pfeiler der Brücke zustimmen und als Konzern die Kosten hierfür übernehmen.*⁴

Im Antwortschreiben bedankt sich der Vorstand der Asfinag für die Anregung und stellt fest:

*Natürlich nehmen wir unsere Verantwortung wahr und möchten gemeinsam mit Ihrem Verein ein Zeichen setzen. Die anfallenden Kosten werden von uns übernommen.*⁵

Zweifellos ein positiver erster Schritt, dem bald weitere Schritte folgen sollten, etwa die Beauftragung von ZeithistorikerInnen mit der Aufarbeitung von Zwangsarbeit beim Autobahnbau.



Bruno Schernhammers Roman über eine Jugend an der Autobahn und die Leiden der an ihrem Bau beschäftigten Zwangsarbeiter hat, wie es scheint, ein Umdenken bewirkt ...

Anmerkungen

1 Zitiert nach: OÖ. Landesregierung: Die Autobahn in Oberösterreich. Linz 1965, S. 96, 108, 90.

2 Die längste Brücke an der A 1, zwischen Sattledt und Eberstalzell gelegen.

3 Schreiben des Reichsministers für Bewaffnung und Munition an die Wehrkreisbeauftragten, die Vorsitzenden der Prüfungskommission und die Obersten Bauleitungen der Reichsautobahnen betr. Einsatz russischer Kriegsgefangener, 3.12.1941, zitiert nach Keller Rolf Sowjetische Kriegsgefangene im Deutschen Reich 1941/42. Göttingen 2011.

4 Brief Heimat- und Kulturverein Vorchdorf an den Vorstand der Asfinag, 21.10.2019.

5 Brief Vorstand Asfinag an den Heimat- und Kulturverein Vorchdorf, 25.10.2019.

Das Ölgemälde „Ostmark – Almtalbrücke der Reichsautobahn“

Großbrückenbaustellen an der Reichsautobahn waren in der Zeit des NS-Regimes nicht nur Orte, an denen Bauwerke errichtet wurden, sondern vielmehr Bühnen einer großen Inszenierung. Unter Einsatz aller Arten von Künsten wurden sie mittels der (neuen) Massenmedien als sichtbare Zeichen des friedlichen Veränderungswillens der nationalsozialistischen Bewegung über das ganze Land verbreitet.

In Zeitungen wurden Anrainer ermuntert, die Baustellen und die neuen Barackenlager zu besichtigen. Über die Baustelle Aitertalbrücke berichtete der „Salzkammergut Beobachter“:

*Die Arbeiten an der Reichsautobahn zog ... viele Neugierige an. Besonders wird Alberndorf aufgesucht, denn hier soll ja eine 500 m lange Brücke ... Weiters werden ganz neue Siedlungen für die Arbeiter errichtet, die an Größe und Schönheit mit den umliegenden Ortschaften konkurrieren.*¹

Kraft-durch-Freude-Busse karrten Besucher aus entfernteren Orten heran. „Hier hat jeder ... reichlich Gelegenheit den Rhythmus der neuen Zeit, der nationalsozialistischen Zeit, zu schauen und zu bewundern.“²

Künstler aller Couleur waren aufgerufen sich an Wettbewerben zu beteiligen. Die preisgekrönten Werke aus Malerei und Fotografie wurden in Illustrierten und Bildbänden ‚unter das Volk‘ gebracht, Hörspiele, Erzählungen und Gedichte in Radiosendungen vorgetragen, Filme wie „Straßen ohne Hindernisse“ in Kinos vorgeführt.

Die Baustelle Almtalbrücke eignete sich bestens für Maler und Fotografen. Als Requisiten standen zur Verfügung: Der Fluss, der kurz nach der Baustelle über ein Wehr stürzt, „eine reizende

kleine Holzbrücke“³, welche die beiden Ufer verbindet und die Alpen – Höllengebirge und Traunstein – als Hintergrund.⁴

Im Deutschen Historischen Museum Berlin befindet sich ein Ölgemälde von 1,2 x 1,2 Metern. Im Zentrum des Bildes eine Baugrube, abgesichert mit eisernen Spundwänden gegen das strömende Wasser und den Baugrubenrand, dahinter ein hoher Kran, zwei Pfeilerstützen im Bau, ein schon fertig aussehender Pfeiler und die schier endlos in die Ferne ziehende Schotterstraße. Am rechten Rand mittig erkennt man die Schaumkronen des Wehrs, links oben das felsige Gebirge, davor eine Waldlandschaft. Das Rostbraun der Spundwände steht im Kontrast zu den vielen Blau-Grünschattierungen des Flusses und dem nicht weniger farbenprächtigen Grün der Wiesen, Buschhänge und Wälder.

Keine Ortschaft ist zu erkennen, kein Kirchturm, einzig zwei langgezogene Holzbaracken ragen links oben ins Bild.

Die Monumentalität des Brückenbaus wird an der Kleinheit der Arbeiter deutlich. Winzige Gestalten stehen in der Baugrube und rund um die eingerüsteten Stützen. Das Gemälde ist mit 1940 datiert.

Das Bild stammt von Erich Mercker, den Wikipedia als einen „der bedeutendsten Industriemaler des 20. Jahrhunderts“⁵ ausweist. Mercker war ein gefeierter Künstler, der sich ab den 1930er-Jahren auf Industriegemälde konzentrierte. Auf der Weltausstellung 1937 in Paris erhielt er für seine vier monumentalen Werke (5 x 4 Meter) die „Große Goldene Medaille“⁶. Eines davon zeigt den Bau einer Brücke in den Alpen, der Pfannlochbrücke bei Bad Reichenhall, ein zweites das Schiffshebewerk in Niederfinow.

Seine Werkschau liest sich wie eine Aufzählung der großen Brücken an der Reichsautobahn: Mangfallbrücke, Teufelsbrücke an der Saale, Drachenlochbrücke bei Stuttgart, Werrabrücke bei Kassel.

Das Gemälde der Almtalbrücke wurde 1942 auf der XXIII Biennale in Venedig unter dem Titel „Ponte sulla valle dell' Alm“ ausgestellt, zusammen mit einem zweiten, dessen Titel: „Cave di marmo a Flossenbürg“.

Auf letzterem Bild sind mächtige Steinblöcke zu erkennen, eine Steinplatte wird mit Hilfe eines Kranes aufgehoben, im Hintergrund eine Waldlandschaft und ein Fluss. Arbeiter in blauem Arbeitsgewand bearbeiten die großen Blöcke oder tragen kleinere weg. Wenig deutet darauf hin, dass es sich um Häftlinge eines Konzentrationslagers handelt.

Anmerkungen

1 Salzkammergut Heimatblatt Nr. 20/1938, S. 11. Eberstallzell (Reichsautobahn).

2 Salzkammergut Heimatblatt Nr. 33/1938, S. 9. Die Bagger dröhnen ... Vom Bau der Reichsautobahn bei Vorchdorf.

3 Salzkammergut Heimatblatt Nr. 19/1939, S. 4.

4 Der Aitertalbrücke, der längsten Brücke, fehlte der Fluss; der Ennsbrücke das nahe Gebirge.

5 https://de.wikipedia.org/wiki/Erich_Mercker Abfrage 12.12.2019.

6 Quelle: www.germanartgallery.eu/m/Webshop/0/product/info/Erich_Mercker_Autobahnbr%C3%BCcke&id=96 Abfrage 12.12.2019.



Erich Mercker: Ponte sulla valle dell' Alm, 1942.

THEODOR KRAMER PREIS 2019

Der 19. Theodor Kramer Preis für Schreiben im Widerstand und im Exil wurde 2019 zu gleichen Teilen an Claudia Erdheim und Martin Pollack verliehen.

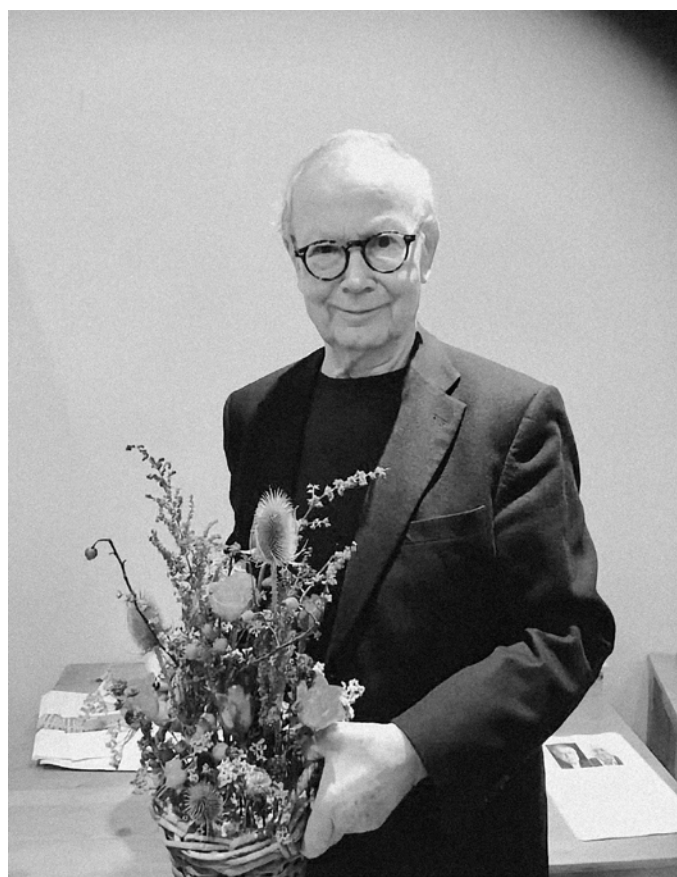
Die feierliche Preisverleihung am 4. Oktober 2019 in Niederhollabrunn wurde vom Stellvertretenden Vorsitzenden der Theodor Kramer Gesellschaft Peter Roessler eröffnet, der auch die Urkunden an Claudia Erdheim und Martin Pollack übergab und die von Marianne Windsperger verfassten Preisbegründungen verlas. Anschließend an die Laudationes von Alois Woldan und Béla Rásky (beide in dieser Ausgabe von **ZW** abgedruckt) hatten die beiden PreisträgerInnen die Gelegenheit, einige Worte zu sprechen sowie aus ihren Büchern zu lesen. Musikalisch begleitet wurde die Preisverleihung von *NoMaden im Speck*, die mit Saxofon, Akkordeon, Kontrabass, Tanz und vielen weiteren Instrumenten des Klangforschers und Instrumentenerfinders Hans Tschiritsch anreisten. Weitere Veranstaltungen zum 19. Theodor Kramer-Preis fanden im Literaturhaus Salzburg (8. Oktober 2019) mit Claudia Erdheim, Karl Müller und Marianne Windsperger, im Stifter Haus Linz (14. Oktober 2019) mit Claudia Erdheim, Konstantin Kaiser und Hannah Menne und im Psychosozialen Zentrum ESRA (17. Oktober 2019) mit Claudia Erdheim, Martin Pollack, Béla Rásky und Marianne Windsperger sowie Musik von Jelena Popržan und Hans Tschiritsch statt.

Gefördert wird der mit Euro 8.000 dotierte Preis vom Land Niederösterreich, der Stadt Wien und von der Republik Österreich. Zu besonderem Dank weiß sich die Theodor Kramer Gesellschaft Claudia Erdheim gegenüber verpflichtet, die der Gesellschaft die Hälfte ihres Preisgeldes spendete.



Claudia Erdheim. Foto: Hannah Menne

Die Preisbegründung für Claudia Erdheim: Ihr Schreiben bewegt sich im Grenzbereich zwischen Dokumentation, Rekonstruktion und Imagination dessen, was nicht in Geschichtsbüchern und Archiven zu finden ist. Mit Ihrer Familiengeschichte *Längst nicht mehr koscher* legten Sie einen wichtigen Beitrag zur Literatur über das jüdische Galizien vor, mit der Erzählung *In der Judenstadt* drangen Sie zu den historischen Sedimenten vor, auf denen sich das heutige Wien erhebt. Auch in *Betty, Ida und die Gräfin* steht eine starke jüdische Frau, die ihr Leben zu gestalten weiß, im Mittelpunkt. Mit Ihrem direkten und oft auch schonungslosen Stil, Ihrer klaren Diktion, Ihrem historischen Spürsinn nehmen Sie in der österreichischen Literatur der Gegenwart eine widerpenstige Sonderstellung ein. Dafür danken wir Ihnen.



Martin Pollack. Foto: Hannah Menne

Die Preisbegründung für Martin Pollack: Mit der Verleihung des Theodor Kramer Preises würdigen wir Ihr großes, kaum überschaubares Werk als Übersetzer und Publizist, vor allem aber Ihre mit größter Anschaulichkeit verfassten Auseinandersetzungen mit dem Antisemitismus in Österreich und in der eigenen Familie, mit den Sehnsüchten und Niederlagen galizischer Bauern, mit dem von den Gewaltausbrüchen des 20. Jahrhunderts durchpflügten und zusammengeklumpten Europa. Sie verstehen es, bei allem Wahnsinn des Geschehenen der Wahrheit mit Vernunft, Schritt für Schritt nachzuspüren, ohne den Ausgang vorweg zu nehmen. Sie haben uns gezeigt, wie die notwendige Enttabuisierung der Geschichten von TäterInnen vor sich gehen und uns die Fenster zu den uns so nahen slawischen Sprachen aufgestoßen. Dafür danken wir Ihnen.

„...beweist die Relevanz von Erinnerung, die betroffen macht.“

Laudatio auf Claudia Erdheim, gehalten am 4. Oktober 2019 in Niederhollabrunn

Ich habe Frau Erdheim im Jahr 2003 kennengelernt, in der Stadt Drohobycz in der Westukraine, wo sie forschte und ich an einer Konferenz teilnahm. Ich war mir zunächst über den Charakter ihrer Forschungen nicht klar, bis dass ich drei Jahre später das Buch las, zu dem Frau Erdheim in Drohobycz recherchiert hatte. Es ist ein außergewöhnliches Buch, das ich Ihnen im ersten Teil meiner Laudatio vorstellen und damit näherbringen möchte. Und es ist ein Buch, das meines Erachtens die Verleihung des Theodor Kramer-Preises an die Autorin unbedingt rechtfertigt.

„Längst nicht mehr koscher. Die Geschichte einer Familie“ (2006): Es ist eine Familiensaga, wie schon der Untertitel ahnen lässt, eine Geschichte, die über vier Generationen geht, wie aus dem Stammbaum auf der Umschlaginnenseite ersichtlich ist, es ist schließlich die Familiengeschichte der Verfasserin, wie man aus dem Nachnamen der Protagonisten erschließen kann. Mit dem Haupttitel wird eine weitere wichtige Thematik angesprochen – das Schicksal einer jüdischen Familie, geprägt zum einen von einer inneren Entwicklung, dem Abrücken von den rituellen Vorschriften zugunsten einer pragmatischen Lebenshaltung, zum anderen aber bedroht von der äußeren, politischen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Wie in jeder Familiensaga wird die interne Geschichte, die sich aus zyklisch wiederkehrenden Ereignissen konstituiert, von einer Historie überschattet; in diesem Fall aber bedeutet der Einbruch der Geschichte eine fast völlige Auslöschung der Familiengeschichte. Zum Fatum der Zeit kommt das des Ortes, an dem diese Geschichte ihren Ausgang nimmt – die Stadt Drohobycz, seinerzeit in Galizien, dann in Polen, heute in der Westukraine gelegen. Für die Familie Erdheim der ersten beiden Generationen ist Drohobycz das Zuhause, fast im Sinn eines gelobten Landes, denn dort liegt der Ursprung ihres Reichtums, in den Erdöl- und Erdwachsgruben. Die Vertreter späterer Generationen werden dort Opfer des Holocaust.

Liest man die Schilderungen aus dem Alltag um die Gruben in Boryslaw, von Armut, Ausbeutung und nationalen Gegensätzen, die als Gegenstück zur Geborgenheit der Kinder in der jüdischen Familie funktionieren, so wird man an ähnliche Darstellungen in der polnischen, ukrainischen und bisweilen auch deutschsprachigen Galizienliteratur vor 1900 erinnert. Vor allem Iwan Franko hat das Elend der Industriearbeiter, aber auch die Skrupellosigkeit der besitzenden Schicht in einer Reihe von Erzählungen und Romanen gestaltet, von polnischer Seite haben Józef Rogosz und Artur Gruszecki darauf zurückgegriffen. Die Glaubwürdigkeit, mit der das historische, soziale und konfessionelle „setting“ dieser Familiengeschichte nachgezeichnet wird, ist beeindruckend. Ausführlich hat die Verfasserin in westukrainischen Archiven und an Originalschauplätzen recherchiert, mit Hilfe von Einschüben aus der damaligen lokalen Presse vergegenwärtigt sie die Situation um 1900.

Die Briefe der Protagonisten, im Originalwortlaut in die Erzählung eingefügt, stellen eine wichtige Ergänzung zu den geschilderten Fakten dar und bereichern den Text in stilistischer Hinsicht. Der Lebensweg der Familie Erdheim führt schon in der zweiten

Generation nach Wien, in die Hauptstadt der Habsburgermonarchie, so wie viele andere junge Juden, Polen und Ukrainer, die es zum Studium in die Hauptstadt zog. Der Erste Weltkrieg, der eine gigantische Flüchtlingswelle aus Ostgalizien nach Wien bringt, lässt weitere Familienangehörige nachkommen, Wien wird zum neuen Zentrum der Familiengeschichte. Ausführlich ist diese Stadt im Roman präsent, gleich, ob es sich um das Wien um 1900, die Stadt während des Ersten Weltkriegs, in der Zwischenkriegszeit und danach handelt. Auch mit der Schilderung der Verhältnisse in Wien beweist die Verfasserin, wie sehr sie mit der gewählten Mischung aus Fiktion und Dokumentation der Wahrheit dieser Stadt gerecht wird. Man kann den größeren Teil dieser Familiensaga auch als eine Wien-Geschichte lesen, indem man diese Stadt mit den Protagonisten des Buches entdeckt und deren Geschichte verfolgt. In Wien machen die Protagonisten auch Bekanntschaft mit dem Antisemitismus, dessen Äußerungen schon vor dem Ersten Weltkrieg nicht zu überhören sind, der in der Zwischenkriegszeit jedoch immer bedrohlichere Formen annimmt.

Die Situation im Wien der späten 1920er- und 1930er-Jahre, nachempfunden aus der Wahrnehmung einer jungen Ärztin, einer Erdheim der dritten Generation, gehört zu den stärksten Eindrücken von der Lektüre dieses Buches. Hinter Sozialismus und Austrofaschismus, Zionismus und Psychoanalyse, der brutalen Niederschlagung des Februar-Aufstandes von 1934 und dem Mord an Dollfuß lauert das braune Gespenst des Nationalsozialismus, das nach seiner Machtergreifung die größte Bedrohung für die Familiengeschichte darstellt. Die letzten in Drohobycz verbliebenen Mitglieder der Familie werden von der SS umgebracht, der rumänische Zweig stirbt in den Todeslagern Auschwitz und Mauthausen. In Wien geht das Leben weiter – die Ärztin bringt mitten im Krieg unter den schwierigsten Umständen eine Tochter zur Welt, eine Vertreterin der vierten Generation, die Verfasserin des Buchs, deren Vater ein antifaschistischer, nichtjüdischer Widerstandskämpfer ist. Das Buch endet mit einer Eheschließung, einem typischen Motiv der Familiensaga – kann diese die Kontinuität dieser Geschichte gewährleisten und damit die Tragik des Vorgefallenen, das „böse Ende“, von dem schon in der letzten Kapitelüberschrift die Rede war, überwinden? Die Antwort darauf muss wohl der Leser finden.

Galizien ist heute keine Terra incognita mehr, ja im Gegenteil, es hat seit einigen Jahren beinahe Konjunktur. Vor allem Texte jüdischer Autoren, autobiographischer und fiktionaler Natur, von Soma Morgenstern, Salcia Landmann, Joseph Samuel Agnon u.a., blicken aus einer Perspektive nach dem Holocaust zurück in die Welt ihrer Kindheit. Auch Drohobycz ist seit einigen Jahren in die Reihe der galizischen Erinnerungsorte aufgerückt – Berichte von Überlebenden des Holocaust in deutscher, englischer, hebräischer und polnischer Sprache belegen das. Claudia Erdheims Buch lässt sich in diese Tradition einordnen und beweist die Relevanz von Erinnerung, die betroffen macht, auch wenn es sich nicht um die Geschichte der Familie dessen handelt, der dieses Buch liest.

Im zweiten Teil meiner Laudatio möchte ich auf ein zweites Buch von Claudia Erdheim eingehen, das sich auf den ersten Blick völlig vom oben besprochenen unterscheidet und damit für eine andere Seite im Erzählen der Autorin steht; bei genauerem

Hinsehen gibt es jedoch eine Reihe von Gemeinsamkeiten, die einen Vergleich der beiden Werke nahelegen. Es erübrigt sich zu betonen, dass auch dieses Werk aufgrund seiner Qualitäten die Verleihung des genannten Preises in jedem Fall rechtfertigt.

„Betty, Ida und die Gräfin. Die Geschichte einer Freundschaft“ (2013): Auf den ersten Blick ist das ein historisch-biographischer Roman, der das Leben und Miteinander dreier historisch belegter Personen rekonstruiert: der heute vergessenen Dichterin Betty Paoli, der noch weniger bekannten Ida Fleischl, Dame aus dem Wiener Großbürgertum, und der gut bekannten Schriftstellerin Marie v. Ebner-Eschenbach, geb. Gräfin Dubsky, deren literarische Karriere in diesem Buch ansatzweise rekonstruiert wird. Dabei ist schwer zu sagen, wer von den dreien im Mittelpunkt steht und die eigentliche Heldin ist: Betty, die Dichterin, Ida, in deren Haus sich alle Linien überkreuzen, oder Marie, die Schriftstellerin, die erst mit gewisser Verspätung zu den anderen beiden dazu stößt. Eher bilden alle drei einen Kreis von außergewöhnlichen Frauen, der im Zentrum der Handlung steht.

Dieser Roman ist aber auch Familienroman, Familiensaga, die drei Generationen einer jüdischen Familie umfasst, und erinnert auch deshalb an „Längst nicht mehr koscher“. Im Mittelpunkt steht die Generation Idas und ihres Mannes Carl Fleischl, von deren Heirat 1845 bis nach dem Tod Carls nach 1890, in die auch die Geschichte der nächsten Generation, der vier Söhne, Ernst, Otto, Paul und Richard, eingefügt ist. Diese Familiengeschichte ist zugleich auch eine Geschichte des Verfalls: In der Generation der Söhne zerfällt die Familie von innen, ohne äußere Einbrüche, und kann ihre Funktion als schützender Hort nicht mehr wahren. Das wird dort ersichtlich, wo die Ehen nicht mehr funktionieren, geschieden oder gar nicht mehr eingegangen werden. Beim Abstieg einer noch vor kurzem so gefestigten und einflussreichen Familie denkt man an Thomas Manns Buddenbrooks; es gibt ein weiteres Moment in Claudia Erdheims Roman, das diesen Vergleich rechtfertigt: die zahlreichen Krankheiten, welche die Familiengeschichte durchziehen, gleich, ob es sich um Kinderkrankheiten oder Gebrechen alter Menschen handelt, oder aber um zunächst unterschätzte, dann lebensgefährliche Krankheiten, die zum Tod von Protagonisten führen. Diese Krankheiten liegen wie eine Last auf der ganzen Familie, nicht nur auf den Mitgliedern, die aktuell erkrankt sind. Mit dem Motiv der Krankheit kommt eine die Sprache des Romans prägende stilistische Schicht herein: die medizinische Fachsprache, die sich in Diagnose, Therapie und Medikation ebenso äußert wie in den Namen der behandelnden Ärzte, die durchwegs historisch belegt sind. Durch zahlreiche Kuraufenthalte wird die Familiengeschichte mit gesellschaftlichen Konventionen des 19. Jahrhunderts verbunden und rückt der Roman in die Nähe des gesellschaftlichen Panoramas. Diese Kuren, denen sich die Protagonisten unterziehen, um wirkliche oder auch eingebildete Leiden zu heilen, erweitern auch die Geographie des Romans über das zentrale Wien hinaus, gleich, ob es sich um das nahe gelegene Baden handelt, das Salzkammergut mit Bad Ischl, Gmunden und St. Gilgen – hier kommt zur Kur die ebenso konventionelle Sommerfrische – oder die böhmischen Bäder wie Marien- und Franzensbad, Teplitz, bis zu entfernten Schweizer Luftkurorten und Ostseebädern. Überall werden mit viel Sachkenntnis komplizierte Therapien geschildert, die jedoch meistens die erwünschte Wirkung nicht bringen.

Ein weiteres, das den Familienroman mit dem gesellschaftlichen Panorama verbindet, ist die Küche, die in diesem Text auch ein Indikator für die Abnahme des Jüdischen ist. Der Titel „Längst

nicht mehr koscher“ würde auch auf die Familie Fleischl zutreffen. Das mit großer Raffinesse und gewaltigem Aufwand zubereitete Hochzeitsmahl von Carl und Ida scheint die letzte rein koschere Mahlzeit gewesen zu sein, die die Protagonisten eingenommen haben. Zurück in Wien besucht Carl regelmäßig das Kaffeehaus mit seinen nicht koscheren Süßspeisen, und spätestens mit der Einstellung der böhmischen Köchin Kathi (mit ihrem „Bemakeln“ kommt eine weitere sprachlich-stilistische Nuance hinzu) löst eine ebenso opulente wie ausgesuchte Wiener Küche die jüdische ab. Andere Indikatoren für den Rückgang des Jüdischen finden sich dort, wo der Gymnasiast Ernst nicht mehr Hebräisch lernen will, Physik und Chemie sind ihm wichtiger. Der Großvater steht mit seinen Vorstellungen von der Bildung eines jüdischen Mannes auf verlorenem Boden, die Eltern nehmen eher für ihren Sohn als für den Vater Partei. Carl Fleischl, der als jüdischer Kaufmann am Beginn seiner Wiener Jahre noch ständig seine Aufenthaltsgenehmigung verlängern muss, wird gegen Ende seiner Tätigkeit für seine Verdienste um die Entwicklung der Pferde-Tramway in Wien geadelt, darf sich „von Marxow“ nennen.

Zurück zum Roman als gesellschaftliches Panorama. Um die großbürgerliche Familie sind Vertreter des Adels angesiedelt, aber auch Menschen aus der Unterschicht – die böhmische Köchin und das Stubenmädchen aus Osttirol gehören wesentlich zur Familie und haben deshalb ihren Platz auch in der Familiengeschichte. Vor allem aber ist das Theater der Ort, wo sich Kunst und gesellschaftliche Konvention die Hand reichen. Das „Hofburgtheater“ in der Zeit der Direktion Heinrich Laube, mit seinen Schauspielern und Stars, einschließlich deren Allüren und Intrigen, ist ständig im Roman präsent und vor allem Betty ist in diese Welt verwoben, aber auch Ida, ihre Kinder und selbst ihre Dienstmädchen besuchen



Leander Kaiser: Ländliche Szene, holländische Volk / Village Scene, People from the Past, ÖL, 135 x 180 cm, 2017

Einladung zur feierlichen Verleihung des

THEODOR KRAMER PREISES FÜR SCHREIBEN IM WIDERSTAND UND EXIL 2019

an **CLAUDIA ERDHEIM** und **MARTIN POLLACK**

Freitag, 4. Oktober, 19 Uhr

Pfarrsaal, Kirchenplatz 1, 2004 Niederhollabrunn

Begrüßung: Bürgermeister Jürgen Duffek, Peter Roessler

Laudationen: Alois Woldan und Béla Rásky

Musik: Hans Tschiritsch und Thessa Rauba (noMaden im Speck)

www.theodorkramer.at



regelmäßig das Theater. Große Schauspieler wiederum sind Gast in den Privathäusern.

Die Welt der Literatur darf in einem Roman, von dessen drei Protagonistinnen zwei Autorinnen sind, nicht fehlen: Es ist zunächst die Wiener literarische Szene mit Grillparzer, Stifter und Bauernfeind, die auch direkt in Erscheinung treten. In München gibt es Kontakt zu Friedrich v. Bodenstedt und Paul Heyse. Sogar mit Turgenew macht man in Baden-Baden Bekanntschaft, seine Novellen werden hochgeschätzt im Unterschied zum „Naturalisten“ Dostojewski, dessen „Erniedrigte und Beleidigte“ aber dann doch Gnade finden. Die Literatur ist aber auch unmittelbar im Text mit den vielen Gedichten Bettys vertreten, so dass nicht nur die Dichterin selbst zu Wort kommt, sondern der Leser auch einen guten Einblick in deren Werk erhält. Die Stimmen der Heldinnen, der Dichterin, der Hausfrau und der Gräfin sind aber vor allem in unzähligen Briefen präsent, die im Original in den Text eingefügt sind – hier nimmt der Roman bisweilen die Form des Briefromans an. Auch diese Briefe tragen zur stilistischen Polyphonie bei: Der elaborierte Briefstil des späten 19. Jahrhunderts steht in deutlichem Gegensatz zum Duktus der Erzählerin, die sich einer zeitgemäßen Sprache, subtil, aber nicht überschwänglich und voll feiner Ironie, bedient. Damit entsteht ein beeindruckendes Geflecht von stilistisch unterschiedlich markierten Stimmen und Positionen und wird zum polyphonen Text im Sinne Michail Bachtins.

Schließlich beinhaltet dieser Roman auch ein kleines Lehrstück zur österreichischen Geschichte, so wie auch manche andere Texte von Claudia Erdheim. Die politische Geschichte des 19. Jahrhunderts bleibt dabei immer Hintergrund der Familiengeschichte, sie wird nie direkt abgehandelt, ist aber dennoch nicht zu übersehen. Es ist beeindruckend, wie die Ereignisse von 1848 aus der Perspektive der Protagonisten wahrgenommen werden, wie aus der Begeisterung über die neugewonnene Freiheit der Ekel vor einer „blutigen Scheußlichkeit“ geworden ist. Österreichische militärische Niederlagen wie die von 1866 eignen sich bestens, um dem

Mitgefühl der Protagonisten mit dem eigenen Land Ausdruck zu geben, und Feierlichkeiten wie der große, von Makart dekorierte Umzug anlässlich der Silbernen Hochzeit des Kaiserpaars (1879) lassen sich bestens in die Familiengeschichte integrieren, sie werden auch zum Familienfest. Antijüdische Parolen und Ausschreitungen gegen Ende des Jahrhunderts weisen auf die Kehrseite dieser österreichischen gesellschaftlichen Wirklichkeit hin: dass spätestens dann, wenn der Kaiser nicht mehr ist, die politische Geschichte sich gegen die Geschichte der jüdischen Familie wenden wird. Aber davon ist in diesem Roman nicht mehr die Rede – was dieser verhängnisvolle Einbruch der Historie in die Geschichte einer jüdischen Familie bedeutet, wissen wir ja schon aus der Lektüre des zuvor besprochenen Buchs.

Ein Wort noch zum Buchumschlag: Auf der Innenseite des vorderen wie auch des hinteren Buchdeckels zeigt dasselbe Foto drei Frauen, die Protagonistinnen in fortgeschrittenem Alter, beim Tarock: wohl ein Plädoyer für die Privatsphäre und ein Zeichen der Gemeinsamkeit bei aller Verschiedenheit über die Jahre hinweg.

Ich freue mich, dass die Entscheidung der Jury über die Vergabe des Theodor Kramer-Preises 2019 auf Claudia Erdheim gefallen ist und darf Ihnen, Frau Dr. Erdheim, dazu auf das Herzlichste gratulieren!

Alois Woldan ist Professor für Slawische Literaturen an der Universität Wien, wo er vor allem im Bereich der polnischen, ukrainischen und russischen Literatur lehrt. Seine Forschungsinteressen liegen auf dem Gebiet der innerslawischen Komparatistik (polnisch-ukrainische, polnisch-russische Beziehungen und Analogien) sowie der Galizienliteratur (Wechselbeziehungen zwischen polnischen, ukrainischen, deutschen und jüdischen Autoren bzw. Texten). Publikationen: Der Österreich-Mythos in der polnischen Literatur (1996); Europa Erlesen: Lemberg (2008); Pogłosy. Aspekty twórczości Ewy Lipskiej (2011); Beiträge zu einer Galizienliteratur (2015).

Béla Rásky

**„Dass Du nämlich den Blick oft nach unten richtest,
auf den Boden, um ja nichts zu übersehen ...“**

Laudatio auf Martin Pollack, gehalten am 17. Oktober 2019 im Psychosozialen Zentrum ESRA, Wien

Zuerst natürlich herzliche Gratulation zu diesem Preis, der sich ja zu einer ganzen Serie anderer Auszeichnungen und Ehrungen in den letzten Jahren gesellt, die ich jetzt hier nicht aufzählen möchte oder gar kann.

Vierzig Jahre haben sich unsere Wege nur manchmal, aber auch durchaus nicht selten gekreuzt – und dies in der Regel ausschließlich fachlich. Wie ich jetzt feststelle, nicht ganz zufällig, haben sich doch unsere Tätigkeiten – wenn auch ganz unterschiedlich – in fast derselben Weise über die Jahre verlagert, neu definiert, neue Schwerpunkte gefunden, uns aber doch immer wieder, wenn auch nur kurz in Beziehung zueinander gesetzt. Wirklich intensiv waren unsere Zusammentreffen, unsere Zusammenarbeit gerade zu einer Zeit, an die man sich heute – wenn man an Dein Werk

denkt, das gerade heute im Fokus steht, und das sich mit der verbrecherischen Vergangenheit vieler ÖsterreicherInnen auseinandersetzt, und für deren Aufarbeitung Du heute den Theodor Kramer Preis maßgeblich erhältst – eigentlich kaum mehr erinnert oder zur Sprache bringt. Aber dazu später.

Ich glaube so richtig als Schriftsteller oder erzählender Historiker wahrgenommen – schon allein Dich professionell zu fassen, fällt nicht gerade leicht – habe ich Dich 2004 mit „Der Tote im Bunker“. Ich habe damals das so lakonisch mit „Bericht über meinen Vater“ untertitelte Buch fast wortwörtlich verschlungen. Inzwischen ist es ja – in einige Sprachen übersetzt – wohl eines der wichtigsten Werke der jüngeren österreichischen Literatur geworden. Und hier möchte ich nicht verhehlen, dass ich nach dem Lesen dieses Buches oder eigentlich schon während dessen oft ein wenig neidisch war. Neidisch, wie Du schreiben, wie Du eine Geschichte erzählen, den Leser mitreißen kannst.

In allen Deinen, auch den späteren Büchern tust Du dies mit den Mitteln, den Methoden und dem Instrumentarium des Historikers, das heißt Du hast Tatsachen, Dokumente, Daten, in Deinem Fall meistens auch Fotos vor Dir und setzt dieses Material, diese Quellen zu etwas Neuem zusammen, bringst die Dinge in einen neuen Zusammenhang, ermöglichst eine neue Zusammenschau, konstruierst – nicht im Sinne von erfinden, sondern bauen – nicht nur einen Erzählstrang, sondern auch eine ganz eigene Wahrheit.

Nun mag man einwenden, ja doch, ja doch, na und, das ist doch genau die Aufgabe, das Metier des Historikers – was ist denn hier das Verblüffende, was das so Frappierende? Aber – einmal Hand aufs Herz – wer von uns Historikerinnen und Historikern beherrscht dieses Handwerk schon wirklich – und vor allem in dieser Virtuosität?

Die wenigsten von uns können meines Erachtens erzählen, schreiben, ergreifen, jemanden packen. Viele VertreterInnen unserer Zunft glauben, Wissenschaft müsse trocken sein, dürfe nicht mitreißen, nicht aufwühlen, müsse „objektiv“, wenn nicht sogar langweilig bleiben – und möglichst viele Fußnoten haben. Auch ich nehme mich da nicht aus. In dieser akademischen Strenge, in diesem Elfenbeinturm sind Deine Bücher vielleicht wirklich keine Wissenschaft, oszillieren sie ja zwischen Essay, Journalismus und Literatur, allesamt Textsorten, auf die strenge WissenschaftlerInnen ein wenig verächtlich, nicht gerade wertschätzend oder eben als unpassend für ihre Aufgaben und Ziele hinabblicken.

Und dennoch würde ich viele Deiner Werke durchaus als wissenschaftlich bezeichnen. Denn neben Deiner erzählerischen Fertigkeit, der Spannung, die Du aufbaust, analysierst Du ja, wertest auf der Basis von belegbaren Quellen, stellst Hypothesen auf, formulierst Fragestellungen, Analysen, Antworten, Wertungen – eigentlich alles, was wir in den Einführungen in die Geschichtswissenschaft und in den Proseminaren auf der Universität eingetrichtert bekommen haben. Und auch der Plot Deiner Bücher ist kein fiktiver, sondern einer, der auf Tatsachen und auf Quellen beruht: Du erfindest nichts, änderst nichts, Du beschreibst bloß die Fakten. Was ist nun Deine Schreibweise dann? Nennen wir es einfach eine einzigartige Symbiose von Zeitgeschichte und Literatur, oder mit einem Anglizismus: Historiography at its best.

Ich denke inzwischen kennen alle Deine großen Werke, nicht zu vergessen Deine Übersetzungen aus dem Polnischen, Deine erzählerischen, essayistischen und ‚entdeckungsreiserischen‘, keinesfalls touristischen oder reiseführerischen Arbeiten zu Ostmitteleuropa, vor allem natürlich Polen und Galizien.

Zwei Werke seien hier hervorgehoben, weil sie gewissermaßen Pionierarbeiten waren: „Topografie der Erinnerung“, 2016, und davor „Kontaminierte Landschaften“, 2014, ein literarisches Spiegelbild – meine ich – zu Timothy Snyders 2010 erschienenen „Bloodlands“. Dein Titel allerdings gefällt mir einfach besser, weil es um mehr als nur um Blut und Land geht in diesen wahrlich so vergifteten Landstrichen Europas: Kontaminiert sind oft auch die Seelen, die Beziehungen, die Erinnerungen – auch wenn diese tatsächlich oft blutbefleckt sind. Aber es geht doch um mehr.

In diesem Sommer erschien nun „Die Frau ohne Grab“, die Geschichte einer Tante Deines Vaters, also Deiner Großtante; wieder lakonisch ein „Bericht“ genannt. Diesmal hast Du die Skizze eines Gegenentwurfes zu den vielen Einzelbiographien Deiner Familie vorgelegt, die andere Geschichte, die Geschichte einer Frau frei von nationalistischen Vorurteilen und großdeutschem Dünkel, ein Beleg dafür, dass man nicht mitmachen musste, anders sein

konnte, auch wenn Dein und unser Wissen über sie am Ende eigentlich rudimentär bleiben.

Dennoch: Es bleibt eine Geschichte des stillen Widerstands oder weniger, aber präziser: der Widersetzlichkeit. Und gerade sie wird Opfer, Opfer der Tito-Partisanen, als Deutsche abgeholt, verschleppt, Schicksal unbekannt. Es ist auch diese Widersprüchlichkeit, dieses ‚Durcheinander‘ Deiner Familie – Opfer und Täter, Hass und Herzlichkeit, Gewalt und Geborgenheit –, das in Deinen Beschreibungen so fasziniert – eben nicht nur das Verbrecherische Deines Vaters, sondern auch der ethnische Mix und die menschliche Wärme, die aus einem anderen Teil der Familie kommt, der Du zwar mit Empathie begegnest, die aber doch auch fremd bleibt, verschüttet, unscharf, undefiniert. Eben auch ein Produkt dieser kontaminierten Landschaft.

Ich möchte hier aber bei aller Wertschätzung Deiner bahnbrechenden Arbeiten der letzten Jahre, oder jener Werke, die wir alle kennen und so schätzen, zuletzt doch auch auf die Zeit davor ein wenig eingehen, weil auch sie für Deinen Werdegang meines Erachtens so wichtig ist.

1984 hast Du im Christian Brandstätter Verlag Dein erstes Buch veröffentlicht. Ich habe „Nach Galizien. Von Chassiden, Huzulen, Polen und Ruthenen. Eine imaginäre Reise durch die verschwundene Welt Ostgaliziens und der Bukowina“ in meiner Bibliothek zu Hause wieder gefunden. Zugegebenermaßen schon etwas in den hinteren Reihen versteckt. Mit meinem Hintergrund als Nachfahre von Flüchtlingen interessierte mich natürlich diese ostmitteleuropäische Geschichte, und als Student habe ich mir dieses bahnbrechende Buch auch zugelegt. Es war die Zeit der konservativen Mitteleuropadebatte, der wir oder besser ich als Linker, ein wenig hilflos gegenüberstanden: Einerseits mochten wir diesen – heute würde man sagen kolonialistischen – Unterton gegenüber den Ostmitteleuropäern nicht, andererseits waren wir aber doch auch ein wenig angetan von der Idee der uns unbekannten und lange so verschlossenen Räume. Wir alle gingen mit Dir oder Dank Dir auf Entdeckungsreise. Inmitten dieser Auseinandersetzung hast Du – trotz aller Entspannung doch noch inmitten des Kalten Kriegs, wenn auch schon bei dessen Abgang – immer wieder über einen europäischen Landstrich geschrieben, der damals den Wenigsten ein Begriff war, als dieses altösterreichische Kronland aus dem europäischen Gedächtnis gestrichen war, Lemberg noch nicht zu den Topdestinationen des kontinentalen Städtetourismus gehörte. Du warst damit einer der Ersten, der die Geschichte Galiziens, die Geschichte Alt-Österreichs – und zwar ohne habsburgische Dünkel – wieder zu uns zurückgebracht hast – das halte ich auch als Leiter des Instituts fest, das den Namen eines Galiziers – nein nicht Galizianers, wie Antisemiten die im Ersten Weltkrieg nach Wien geflüchteten, häufig jüdischen Menschen bezeichneten – trägt: nämlich Simon Wiesenthal.

Dann hast Du das Metier gewechselt, wurdest Journalist beim „Spiegel“, wobei Du vorher eigentlich auch schon journalistisch unterwegs warst: Als linker, antistalinistischer Student hatte ich das „Wiener Tagebuch“, diese wichtige Zeitschrift der unorthodoxen Linken mit meinem kleinen Studentenbudget abonniert, war auch manchmal in der Redaktion in der Wiedner Belvederegasse, wenn ich mich recht erinnere. Gesehen habe ich Dich dort aber sicher nicht. Ein weiteres Mal kreuzten sich unsere Wege schon etwas später: Du wirst Dich ja nicht mehr erinnern, aber Du warst einmal auch in der Redaktion einer Zeitschrift namens „gegenstimmen“. Ohne es nachgeprüft zu haben, hätte ich jetzt gesagt: Zumindest

hättest Du mit Deiner Polen-Expertise Mitglied der Redaktion sein sollen. Ja, „sein sollen“, denn ich glaubte mich zu erinnern, dass wir immer ein wenig betroffen waren, dass Du uns nur selten einen Artikel zur Lage in Polen nach dem Kriegsrecht 1981 geliefert hast. Wir – das meint das Sozialistische Osteuropakomitee und dessen Zeitschrift „gegenstimmen“, das zwischen 1980 und 1987 aus linker Position versuchte, der Opposition (unser Herz schlug für die linke, die es aber nicht wirklich gab) im kommunistischen Europa eine kleine Unterstützung zu geben. Natürlich habe ich alle alten Ausgaben zu Hause – und ich habe nachgeschaut. Ja, die Erinnerung trägt sogar einen Historiker, denn Du hast doch einige Beiträge für unsere vierteljährlich erscheinende Zeitschrift geschrieben – die einen, wenn auch nur einen kleinen Beitrag zum Wandel in Ostmitteleuropa geliefert hat. Und als ich heuer im Sommer in Breslau war, habe ich inmitten einer beeindruckend großen Ausstellung zur Geschichte von *Solidarność* am Stadtrand in einem ehemaligen Busdepot im Abschnitt *Internationale Solidarität* auch ein ausgestelltes Exemplar der „gegenstimmen“ entdeckt. So fanden deine Polen-Beiträge doch eine Resonanz und sind mehr als dreißig Jahre später zudem noch dokumentiert. Man erinnert sich – sicher, sicher eine Marginalie in diesem großartigen Kapitel europäischer Geschichte: Die polnische Demokratisierung hast Du natürlich als Korrespondent des „Spiegels“ von 1987 bis 1998 weit mehr unterstützen können. Aber auch im Nachhinein: „Danke“, auch wenn wir uns – glaube ich – diese ostmitteleuropäische Zukunft anders vorgestellt haben, als sie sich heute präsentiert. Für das offizielle Polen bist Du ja wieder so etwas wie eine *Persona non grata*: Sei's drum – oder darf man auch hier gratulieren?

Doch zu Deinem Metier wurde der Journalismus, denke ich, nie. Ich behaupte einmal, dass es ‚nur‘ ein Brotberuf gewesen ist, wenn auch ein historisch wichtiger: Zur Finanzierung des Aufenthaltes im Wartesaal der Literatur.

2002 – schon wieder freiberuflich unterwegs – erschien ein Buch von Dir, das mich auch sehr beeinflusst hat – oder für mich im Späteren sehr wichtig werden sollte: „Anklage Vätermord. Der Fall Philipp Halsmann“. 1928 unternahm Halsmann, ein litauischer Staatsbürger, gemeinsam mit seinem Vater eine Bergwanderung in den Zillertaler Alpen. Dabei kam der Vater unter bis heute nicht geklärten Umständen ums Leben. Halsmann wurde des Mordes angeklagt und inmitten einer antisemitischen Kampagne von einem Innsbrucker Geschworenengericht zu zehn Jahren Kerkerhaft verurteilt, später begnadigt und des Landes verwiesen. Ich möchte jetzt hier gar nicht auf die vielen Implikationen dieses Falles, auf die vielen so wichtigen historischen Bezüge eingehen, eben nur darauf, warum dieser für mich so wichtig war: Weil ich damals zum ersten Mal mit Deiner Methode des Schreibens konfrontiert war, zum ersten Mal über die Schreibkunst oder –fertigkeit der Historiker reflektierte, mir überhaupt diese erzählerischen Defizite der Zunft auffielen (wobei ich glaube, ich damals noch durchaus auf jener Seite stand, die Deinen Stil etwas herablassend als „journalistisch“ beschrieben hätte). Das Buch blieb in meinem Gedächtnis: Ich habe dies Dir nie gesagt, nur immer daran gedacht, und wahrscheinlich ist es hier auch der falsche Ort, dies nachzuholen: Aber bei meiner Arbeit im Wien Museum 2009 für die Ausstellung *Kampf um die Stadt* habe ich in der Sammlung des Fotografen Albert Hilscher eine ganze Serie von Aufnahmen zu diesem Prozess gefunden. Mit der Hilfe des Wissens aus Deinem Buch und der Bilder konnten wir anhand dieses Falls den die Erste und zum Teil auch die Zweite Republik so prägenden Antisemitismus in der Ausstellung dokumentieren. Aber wahrscheinlich weißt Du

als gewissenhafter *Rechercheur* Deiner Themen sowieso Bescheid über diesen Fotoschatz.

Apropos Foto: Viele Deiner Bücher erzählen ihre Geschichte ausgehend von Bildmaterial, aus zufälligen Fundstücken – auch ein Zug von Dir, der hier kurz angesprochen werden muss: Dass Du nämlich den Blick oft nach unten richtest, auf den Boden, um ja nichts zu übersehen – und dass sich so eine ansehnliche Sammlung von nennenswerten Objekten bei Dir angesammelt hat. Auch hier wieder nur eine Erinnerung von mir: Vor ein paar Jahren publizierte „Der Standard“ ein Fundstück von Dir, ein Fundstück, das nicht aus dem Blick nach unten resultierte, sondern – wenn ich mich recht erinnere – aus einer Recherche im Internet und das Du dem Bildarchiv der Nationalbibliothek vermacht hast. Es zeigt eine junge Frau im Pelzmantel bei einer dieser sogenannten Reibpartien im März 1938. Entsetzt, beschämt, empört blickt sie in die voyeuristische Kamera.

Auch hier – obwohl schon im Wiesenthal-Institut tätig – machte erst Deine Erzählung, wie dieses Bild zu Dir gekommen war, aber vor allem die Bildbeschreibung, mir den Wert, die Bedeutung dieses einzigartigen Schnappschusses klar – als ein seltenes und einzigartiges Dokument dieses bösen Furors, der in jenen Tagen auf Wiens Straßen herrschte. Lieber Martin, wir müssen mit diesem Bild noch etwas machen, eine schöne Intervention im Wiesenthal-Institut... wäre ein Traum.

In einem Interview hast Du gesagt, dass diese Geschichten, Deine Geschichten stellvertretend für viele andere erzählt werden müssen – und dass Du Deine Erzählungen brauchst, um Dich selbst zu begreifen, zu verstehen, wer Du bist. Ich kann nicht beurteilen, ob Dir für Dich selbst das auch gelungen ist oder gelingt. Als einer Deiner Leser kann ich Dir nur sagen, dass Du es fertigbringst, Geschichte als große Erzählung (die es sehr wohl gibt, auch wenn die Postmoderne das verleugnet) mir als Wissenschaftler und noch immer ein bisschen Forscher und Historiker, der sich tagtäglich mit diesen Fragen auseinandersetzt, nahe zu bringen, zu vermitteln, Zusammenhänge auf einer ganz anderen, aber zentralen und entscheidenden Ebene begreifbar, anschaulich zu machen – aus einer wissenschaftlichen Sprache in eine menschliche, literarische zu übersetzen. Dafür Danke.

Zuletzt vielleicht noch etwas, was mir schwer fällt, weil ich nicht weiß, ob ich Dich nicht verletze. Aber ich habe bei einer sehr schönen Veranstaltung des Wiener Wiesenthal Instituts, die Du moderiert hast, miterleben können, wie offen Du mit Deiner Krankheit umgehst – und ich lese und höre das auch in den diversen Interviews, die Du in den letzten Monaten gewährt hast. Auch hier zolle ich Dir Bewunderung, weil man, denke ich, dafür sehr viel Kraft braucht.

In diesem Sinn wünsche ich Dir das Allerbeste, und möchte Dir noch einmal ganz herzlich zu diesem Preis gratulieren.

Béla Rásky, Historiker, ist seit Jänner 2010 Geschäftsführer des Wiener Wiesenthal Instituts für Holocaust-Studien (VWI). Studium der Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität Wien. Mitarbeit an zahlreichen zeithistorischen Projekten und Ausstellungen, u.a. an der Ordnung der Nachlässe von Felix Hurdes, Emmerich Czermak, Vinzenz Schumy und Christian Broda, an der Aufarbeitung der Haltung der österreichischen Nationalräte zum Nationalsozialismus, zahlreiche Übersetzungen historischer Werke aus dem Ungarischen, u.a. István Bibós „Zur Judenfrage“. Mitgestalter der Ausstellungen „Die Kälte des Februar“, „3 Tage im Mai“, „Flucht nach Wien“, „Wien um 1930“.

Günther Anders

Kulturwert und Wahrheit widersprechen einander

Daß „Wahrheit ein Kulturwert“ sei – an dieser Behauptung wird wohl niemand Anstoß nehmen. Bei Rickert, dessen vor einem halben Jahrhundert geschriebene Wertphilosophie: „Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung“, obwohl hier in Amerika so gut wie unbekannt, doch indirekt (namentlich durch Münsterbergs Bücher [1] *die Kulturphilosophie Amerikas* geworden ist, und der den Ausdruck und die Theorie der „cultural values“ „geschaffen“ hat, kann man den Satz: „Wahrheit ist ein Kulturwert“ schwarz auf weiß lesen.

Niemand nimmt daran Anstoß. Das ist der Skandal.

Denn etwas als „Kulturwert“ ansprechen, heißt: es tolerieren, gleichgültig, ob man es für wahr hält – nein, es respektieren, nein, sich daran bereichern, obwohl man es vielleicht für falsch hält. Denn der Begriff „Kulturwert“ ist das schale Kind einer sehr guten Mutter: Es ist das Kind der Toleranz.

Der Episkopaler respektiert den Talmud, dessen Wahrheit er bestreitet: Der Talmud wird zum Kulturwert. Der Baptist respektiert die Messe der Katholiken; ihre Wahrheit bestreitet er: die Messe wird zum Kulturwert. Der Katholik respektiert die Entwicklungslehre; aber ihre Wahrheit bestreitet er: die Entwicklungslehre wird zum Kulturwert. *Kulturwert ist eine Position, die man sozial anerkennt, obwohl man sie als Position verwirft.* Und da jeder Glaube des A der Kulturwert der B bis Z ist, lebt jedermann: A bis Z, in einer Welt von Kulturwerten, nämlich in einer Welt, die aus den Positionen der Anderen besteht, die er *zugleich verwirft und respektiert*: also in einer *wahrheitsneutralen* Welt. Das besagt ein Doppeltes: Erstens: *Wahrheitsanspruch* und Kultur schließen einander aus. Ich sage Wahrheitsanspruch. Denn dass die Vielheit der Positionen die Chance der Wahrheitsfindung ist, ist selbstverständlich zugestanden. – Die Neutralisierung besagt aber gleichzeitig noch etwas anderes: Sie wirkt als *Boomerang*:

Ist jedermann umgeben von Positionen, die er nicht akzeptiert, aber respektiert, sieht jedermann sich schließlich selbst mit den

Augen der Anderen: also geschieht es, dass jeder (der eine rascher, der andere langsamer) auch seine *eigene* Position so ansieht, wie die Anderen sie ansehen, wie sie „soziale Realität“ ist: also als *neutrales Phänomen, als Kulturwert*, den er zwar respektiert, dessen Wahrheit er aber nicht mehr für fundamental nimmt. Man könnte in der heutigen Welt, und nicht nur „gewissermaßen“, von *Selbst-Toleration* sprechen. – Oder es geschieht, daß man die „Wahrheit“ der „eigenen Position“ aus *unwahrhaftigem* Motiv verteidigt, nämlich nur deshalb, weil man, wenn man den Anspruch auf *seine* Wahrheit nicht geltend machte, sich freiwillig der Ehre seines eigenen Rechts begäbe... wenn der Ausdruck „eigene Position“ überhaupt haltbar ist, denn in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle sind ja z.B. religiöse „Positionen“ nicht *gewählt*; man gehört ihnen zu wie der Sprache, sie gehören einem nicht. Im Unterschiede zu den, nur als Ausnahmefälle interessanten, Konversionsfällen „hat“ man deshalb die Religion A nicht, weil sie einen von Geburt an „hat“; nicht weil man dies oder jenes glaubte, gehört man ihr an, sondern man „glaubt“ ihre Dogmen, weil man ihr zugehört.

Aus den Manuskripten zu: Kulturphilosophie Bd. I, 1947; Original im Nachlass Günther Anders' im Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Signatur ÖLA 237/04.

Anmerkung

1 Hugo Münsterberg (1863 Danzig — 1916 Cambridge, Massachusetts) wirkte besonders durch seine Bücher *The Eternal Values* (1909, i.e. Philosophie der Werte. Leipzig: Barth 1908), *Psychology and Industrial Efficiency* (1913), *Psychology and Social Sanity* (1914).

Verstreutes

In der Wiener Zeitschrift Addendum, Nr. 2/2019, wird die „Pilatus-Frage“ nach der Wahrheit gestellt. Die Wiener Philosophin und Autorin Lisz Hirn sucht sie zu beantworten:

... würde ich sagen, dass wir ein moralisches Vorurteil gegenüber der Wahrheit haben, dass wir sie generell überschätzen, und zwar zuungunsten der Lüge, die wir ja als moralisch problematisch einstufen. [...] zu Unrecht insofern, als wir uns damit anmaßen, wir könnten die Wahrheit erkennen. Tatsächlich verwenden wir sie aber zur Etablierung von Herrschaftssystemen. [...] ... für mich geht es um den Begriff der Wahrhaftigkeit.

Von einer bei PhilosophInnen ungewohnten Bescheidenheit zeugt die Abwesenheit des einen Gedankens: Dass speziell die Lüge auf die Wahrheit angewiesen ist, ihr Werk der Täuschung und Irreführung zu vollbringen. Wenn da keine Wahrheit wäre, würde Lügen nicht fruchten.

Ganz sorglos nimmt Hirn auch gleich (mit Foucault selbstredend) den Paradigmenwechsel vor: Dass Wahrheit verwendet werde, Herrschaftssysteme zu etablieren, und nicht vielmehr die Lüge strapaziert werden müsse, sie zu erhalten. Dass die Wahrheit das ist, was letztlich herauskommt, diese Hoffnung der Entrechteten und Gedomütigten, Gefolterten und Verfolgten, hier ist sie dahin.

Und damit die Sache ganz klar ist, zitiert Lisz Hirn weiter unten den „schönen Satz“ von Friedrich Nietzsche: „Überzeugungen sind gefährlicher als Lügen.“ Leider lautet der Satz nur bei Hirn so, bei Nietzsche lautete er anders: „Überzeugungen sind gefährlichere Feinde der Wahrheit, als Lügen.“

Bei Nietzsche geht es also irgendwie noch um Wahrheit, bei Hirn irgendwie um die Vermeidung von Gefahr. Dafür hat sie ihr eigenes Rezept: „Die Täuschung wurde schon immer als etwas Lebensbewahrendes und Lebensbejahendes gesehen.“

Und die Wahrhaftigkeit? „O Falada, da du hangest...“

Clemens Ruthner ,Serbien‘ als Übertragungsneurose: Handke, Waldheim und die österreichische „Unfähigkeit zu trauern“¹

Vorausgeschickt sei: Ich persönlich finde *nicht*, dass Peter Handke den Nobelpreis für Literatur verdient hat, zumal dieser auch gemäß seiner Satzung verlangt, dass der oder die Prämierte „das Beste in idealistischer Richtung geschaffen“² haben soll, was ich als Bekenntnis zu einer humanistischen Botschaft interpretiere. Eine solche finde ich nicht wirklich in der Spätlesung des Preisgekrönten.

Unbestritten sind die Meriten von Handkes Frühwerk: seine das Theater revolutionierenden Stücke wie die *Publikumsbeschimpfung* von 1966 oder etwa sein Mutterroman *Wunschloses Unglück* von 1972, der ein wichtiges Lektüreerlebnis für ganze Generationen war. Diesen Kanon-Kredit hat der Autor freilich meines Erachtens mit seinem weiteren Werk verspielt; diese bedauerliche literarische Entwicklung umfasst aber nicht nur seine kraftlosen „Versuche“ und seinen sinnlos aufgeblähten Roman *Niemandsbucht* (1994), sondern vor allem seine Jugoslawien-Texte. Diese offenbaren die Schwächen seiner Poetik und konfrontieren uns mit deren Schattenseiten; zugleich offenbaren sie symptomatisch eine Gestimmtheit, die über das rein Literarische weit hinausgeht und maximal eine Etikettierung als „falscher Idealismus“ zulässt.

Zu begrüßen ist freilich, dass die umstrittene Nobelpreisverleihung nicht nur die noch immer virulenten Kriegstraumata des Westbalkan einer globalen Vergessenheit entrissen, sondern auch eine nahezu globale Debatte über das Verhältnis von Autor und Werk sowie von Literatur und Politik im Allgemeinen ausgelöst hat, zu der auch wir beitragen wollen.

Was mich indes bedrückt, ist, dass (wie man mir erzählt) zumindest einige Autorinnen und Autoren sich unter dem Existenzdruck des deutschsprachigen Literaturbetriebs im Herbst 2019 zu jener „Unterstützungserklärung“ für Handke genötigt sahen, weil sie es sich nicht mit einflussreichen Türhütern – den Großverlagen, Kulturmanagern und Kritikern – durch vorlautes Auftreten verscherzen wollten. Diese Einschränkungen betreffen mich glücklicherweise nicht.

Ich werde daher im Folgenden meine Kritik gleichsam in drei Problemzonen zusammenfassen. Zwei davon setze ich als relativ bekannt voraus, die dritte sehe ich als meinen eigenen Beitrag zur Debatte an. Ich bitte die Thesenhaftigkeit mit Zeitmangel zu entschuldigen; ich werde meine Behauptungen weiter ausarbeiten und noch besser belegen können, zumal mein Kollege Vahidin Preljevic (Universität Sarajevo) und ich für 2020 einen Sammelband zur Debatte rund um Handkes Nobelpreis planen; Beiträge pro und contra sind willkommen.³

1) Ästhetische Vorbehalte

Handkes Poetik lässt sich mit den Worten Adornos, die er auf einen ungleich größeren Schreibtischtäter, nämlich Martin Heidegger gemünzt hat, als ein „Jargon der Eigentlichkeit“⁴ bezeichnen, der dem angeblich ‚wahren‘ Wort nachjagt und so die Welt lange nach der Romantik poetisieren – wenn nicht ersetzen – möchte. Man könnte dies auch ein Prinzip der autistischen Einfühlung nennen, die die sogenannten Fakten gerne ignoriert, was ja nichts prinzipiell Schlechtes ist – wenn es eher nicht dazu führt, unsere

Konstruktionen von ‚Wirklichkeit‘ poetisch zu vernebeln als sie besser verständlich zu machen. Hier muss ich indes persönlich als Literaturkritiker einräumen, dass mich Handkes mäanderndes Ringen nach Worten, das den Kitsch nicht scheut und zu seinen berühmt berüchtigten Wortbildungsexzessen führt – Komposita, substantivierte Partizipien bzw. Infinitive und allerlei andere Neologismen – ästhetisch selten überzeugt hat.

Diese Methode ‚Adalbert Stifter 2.0‘, wie ich sie etwas flapsig nennen möchte – d.h. eine Poetik der kursorischen literarischen Phänomenologie des Peripheren und des Nebensächlichen bei Handke⁵, die ein Programm des neuen, genauen Hinsehens in der Nachfolge von Stifter, Rilke u.a. unternimmt –, scheitert jedenfalls endgültig im Kriegsgebiet. Dazu liegt ein umfänglicher Band von Tilman Zülch vor, betitelt *Die Angst des Dichters vor der Wirklichkeit*, der die wichtigsten Einwände zu den Jugoslawien-Texten in den Jahren nach 1996 dokumentiert, während ein eher apologetischer Band von Thomas Deichmann 1999 bei Suhrkamp veröffentlicht wurde, zusätzlich Dutzende andere Publikationen.⁶

Handke fährt 1996 absichtlich ins ‚falsche‘ Land, also nicht nach Bosnien, sondern nach Serbien. Erst nach dem Proteststurm, den seine *Winterliche Reise* ausgelöst hat, reist er widerwillig kurz nach Bosnien (*Sommerlicher Nachtrag*). Im Winter berichtet er eher von Marktplätzen und Natur anstatt von Kampfhandlungen und Kriegsverbrechen, die bei ihm nur peripher vorkommen. Dies ist von der Kritik unmittelbar nach Erscheinen der Reiseberichte⁷ bereits umfangreich moniert worden, weshalb ich es bei zwei kurzen Beispielen belasse:

Das Grünwasser des Flusses zwischen den [Drina]-Ufersträuchern; und wieder das schon wochenlange Pappel- und Weidenflaumtreiben, und die allmählich ergrauenden Akazienblütenbüschel, immer noch helle Fahrten bergauf bis zu den Nadelbaumsäumen, der zugehörige Nektargeruch schubweise zu den ganz offenen Autofenstern herein: innerstes Serbien. (S. 221)

*Im Hardtgrund, in dem sich noch ein Hauch uralter Wäldereinsamkeit erhalten hat. Gewitter, mit Blitz und Sonnenschein, dazu der Wirbel der Spechte nah und fern. Ein Schwarzspecht strich über mich hin, als ich in einem Eichschlag auf dem Moos lag, und glitt dann spiralig einen alten Baum hinauf.*⁸

Das zweite Textzitat stammt übrigens nicht von Handke, sondern von Ernst Jünger, aus dessen Tagebüchern aus dem Zweiten Weltkrieg.⁹ Ein genauer Vergleich zwischen den ästhetischen Verfahren beider problematischer Autoren wäre zwar von großem literarhistorischem Interesse, kann aber in diesem Rahmen leider nicht geleistet werden, weshalb ich es bei dieser Anregung belasse.

Das ‚neue Sehen‘ Handkes, das aus einer Abscheu über die schwarz-weißen Bilderwelten der Massenmedien heraus als Alternative entwickelt wird, zeigt sich jedenfalls von zweierlei unterminiert: zum einen, dass eine durchaus löbliche Medienkritik, die man etwa auch mit Jean Baudrillards Begriff der Simulation und des Simulacrum verorten könnte¹⁰, ihn in die Nähe rechtsextremer Schlagworte wie der „Lügenpresse“ führt. Zum anderen zeigen sich Handkes Texte durchsetzt von Stereotypen, die ebenso einer

kulturellen Simulation entstammen. So durchzieht seinen „Jargon der Eigentlichkeit“ ein kleiner „Balkanismus“ (um einen Begriff von Maria Todorova¹¹ zu verwenden), der in späteren Texten wie der *Morawischen Nacht* weiterentwickelt wird. Statt einer alternativen Perspektive, die Serbien „Gerechtigkeit“ widerfahren lassen soll – an sich ein durchaus nobles Unterfangen –, bietet Handke: Intertextualität, und zwar mit den Abenteuerromanen von Karl May und vor allem den Wildwestfilmen John Fords. Die Serben werden hiermit, wie wir noch sehen werden, zu einem Indianerstamm edler Wilder. Die „Beschreibungsimpotenz“, die Handke *als angry young man* 1966 in Princeton der *Gruppe 47* vorgeworfen hat, fällt damit auf ihn zurück; ein großer Schimpfer ist er immer schon gewesen.

2) Männerphantasien und Geschlechterkonstruktion

An die Wildwest-Logik der Texte knüpft die zweite Einfallslinie meiner Kritik an, die von Klaus Theweleits Standardwerk *Männerphantasien* von 1980 und seinen späteren Arbeiten (wie z.B. *Pocahontas*, 1999 ff.) inspiriert ist.¹² So ließe sich zeigen, wie Handke, der in der Logik Karl Mays ja ein ‚Halbblut‘ wäre – als Sohn einer Kärntner Slowenin und eines deutschen Wehrmachtsoldaten – nach Zugehörigkeit sucht: Er zeigt sich immer wieder geplagt von Selbsthass als halber Deutscher und halber Österreicher und halber Slowene aus Kärnten, der offenbar nicht wirklich Slowenisch kann. Zunächst findet er aber emotionalen Anschluss in Slowenien¹³; doch als dieses kleine Land mit seiner Unabhängigkeit 1991 ihm zu banal und „mitteleuropäisch“ wird (S. 14ff.), muss er gleichsam zu einer stärkeren imagologischen Droge greifen, zumal sich ja auch sein Sehnsuchtsort Jugoslawien auflöst. Er sucht also nach seiner Enttäuschung über Slowenien quasi den in seinen Augen authentischsten ‚Indianerstamm‘, den es für ihn auf dem Westbalkan gibt: die Serben. (Und ich möchte nochmals auf die kindisch unkritischen und ahistorischen ‚Indianer‘-Konstrukte verweisen, die das Werk Handkes durchziehen und die sicher dazu geeignet wären, ihm außer den Zorn der Slowenen, Kroaten, Bosnier, Serben und Kosovaren auch den der nordamerikanischen Ureinwohner zuzuziehen.¹⁴)

Etwas Vorbehalte, ich würde hier für einen Literaturwissenschaftler fahrlässig Autoren- und Erzähler-Ich vermischen, erscheinen mir bei Handke insofern hinfällig zu sein, als er selbst nicht nur einer der Begründer einer neuen Subjektivität in der deutschsprachigen Literatur war, sondern seine Jugoslawientexte auch dem autobiografischen Genre angehören; zudem hat der Verfasser in diversen Paratexten wie Zeitungsartikeln und Interviews nicht als literarische Figur, sondern als lebende Person auf Fragen, Kritik etc. reagiert.

Aufschlussreich sind indes, wie ich meine, vor allem die Männlichkeitskonstrukte¹⁵, wie sie sich durch seine späten Bücher ziehen, in denen es nicht allzu viel Frauen gibt. Die Sehnsucht nach balkanischer Maskulinität wird dekuvierend auch in einigen Fotografien sichtbar, die den Dichter in den 1990er Jahren mit Freunden zeigen.¹⁶ Man könnte vermuten, dass hier jemand, der seine in letzter Konsequenz doch ‚westliche‘ Männlichkeit als defizitär betrachtet und dies bis zu seinem Text *Stunde der wahren Empfindung* (1975) auch immer wieder als Selbstentfremdung beschrieben hat, sich an der vermeintlichen Urwüchsigkeit seiner neuen serbischen Freunde aufrichtet. Das Problem ist, dass diese oft einem ultranationalistischen Milieu angehören, das den

begangenen Kriegsverbrechen zumindest mental nahesteht, so sehr sie selbst nicht darin involviert waren.¹⁷ (Um einen gewagten Vergleich zu bemühen: Das wäre so ähnlich, als würde ein von Selbstzweifel zerfressener Autor aus irgendeiner kleinen deutschsprachigen Minderheit in Europa sein Ego an der ‚Ursprungsnähe‘ eines H.C. Strache und seiner Trinkkumpane aufbauen wollen, wie wir sie etwa aus dem berühmt berüchtigten *Ibiza-Video* kennen. Diese kleine Übertragung – so sehr sie an den Haaren herbeigezogen scheint – macht indes auf eine mögliche Tiefenstruktur aufmerksam, die ich im Folgenden erläutern möchte, zumal sie uns auch von Serbien nach Österreich zurückführt.)

Dass die erwähnten Männlichkeitskonstruktionen nach ihrer Eskalation in den Jugoslawienkriegen 1991-99 von einer jüngeren Generation postjugoslawischer AutorInnen nicht mehr als verbindlich angesehen werden, sondern – zum Teil heftig! – kritisiert werden, dazu finden sich übrigens in den Werken von Slavenka Drakulic, Aleksandar Hemon, Ismet Prcic, Saša Stanišić, Dubravka Ugrešić und anderen etliche Belege. So könnte Handke etwa in dem feinen kleinen Roman *Die guten Tage* des österreichischen Serben Marko Dinic von 2019, der die Wut einer diasporischen Generation über ihre gewalttätigen Väter artikuliert, Folgendes lesen:

*Die totale Entmündigung meiner Generation war nur ein kleiner Teil der großen moralischen Niederlage nach den Kriegen der neunziger Jahre gewesen. Und die einstigen Schlächter weilten immer noch unter uns wie ein schlechter Witz, wie das Monster unterm Bett, das ums Verrecken seine Macht über unsere Ängste nicht verlieren will.*¹⁸

3) Revisionismus und die österreichische „Unfähigkeit zu trauern“

Hier möchte ich auf die in der Nobelpreisdebatte wiederholt auftauchende These eingehen, Handke sei ein „Genozidleugner“.¹⁹ Diese Behauptung erscheint mir etwas stark formuliert; trotzdem lässt sich nicht in Abrede stellen, dass Handke in seinem Schreiben über Serbien und Bosnien Argumentationsmuster verwendet, die an revisionistisches Denken gemahnen und die Faktizität der blutigen Ereignisse von Srebrenica relativieren. Ich möchte in diesem Zusammenhang kurz folgende narrative bzw. argumentative Strategien der Reiseberichte Handkes und ihrer Paratexte offenlegen:

- Bewusst gewählte Einseitigkeit. Handke formuliert quasi in der Stoßrichtung seiner Erzählung von serbischen Drina-Ufer aus. Wie mir Doron Rabinovici unlängst schrieb (einer der namhaftesten Unterzeichner der Unterstützungserklärung von Autoren und Autorinnen für Handke im Herbst 2019): „Gegen die Einseitigkeit deutsch-österreichischer Perspektiven verschlug es ihn in eine eigenwillige Einseitigkeit, die ich auch nicht teile.“²⁰ Dies führt Handke immer wieder dazu – wie bereits vorhin angedeutet –, Geschichte zu entpolitisieren und durch Natur zu ersetzen. Die Poetisierung der Natur schafft so einen bedenklichen Mythos, der wie ein Schleier etliches zudeckt, wie z.B. die erwähnten Balkan-Stereotype, die gleichsam auch als naturhaft präsentiert werden. Wenn wir nun dem großen Kultursemiotiker Roland Barthes und seinem Standardwerk *Mythologien des Alltags* Glauben schenken, so ist dies freilich eine der häufigsten Strategien von Ideologie.²¹

- Der Text zeigt sich durchsetzt von Aposiopesen, also Lücken bzw. Auslassungen; die Opfer kommen nicht zu Wort bzw. es fehlen in seinem Narrativ relevante Teile. Ebenso wenig kommt

etwa der Ort Potocari mit seinen UNO-Baracken und dem späteren Großfriedhof vor. (Peter Handke hat später zugestanden, insgesamt sechsmal in Srebrenica gewesen zu sein, aber nicht viel mit den Leuten dort gesprochen zu haben.)

- Zugleich richtet sich Handkes narrative Skepsis gegen Opfer-Narrative und berichtete serbische Selbstkritik, so z.B. jene Olgas (S. 121f., 178) oder des Mannes, der „kein Serbe mehr“ sein wollte (vgl. S. 234).

- Auf der Mikroebene der Versprachlichung führt das zu relativierenden Formulierungen, die eine Modalisierung und Subjektivierung von schuldhaft empfundenen Ereignissen ausdrücken, z.B.: „Immer wieder sollen scharenweise Kadaver die Drina abwärts getrieben haben“ (S. 120) Oder:

„Und sie war überzeugt, es sei wahr, daß dort bei Srebrenica im Sommer des Jahres 1995 die Tausende[n] umgebracht worden seien.“ (S. 121) (Hervorhebungen C.R.)

- Eine weitere Strategie ist die Aufrechnung – denn die Relativierung, ja Entschuldigung des Völkermords setzt sich in Handkes Theorie fort, die er auch in späteren Paratexten, wie etwa in der *Süddeutschen Zeitung* und der Zeitschrift *Ketzerbriefe*²², wiederholt hat: der Genozid von Srebrenica sei ein „Rachemassaker“ (S. 240) der Serben gegenüber muslimischen Attacken auf serbische Dörfer aus der Enklave Srebrenica heraus gewesen. Auch hat sich Handke nie zu einer klaren Verurteilung des Genozids ohne Wenn und Aber durchringen können. Und zum Abschluss seiner *sommerlichen Reise* versteigt sich der Dichter in eine besonders problematische Formulierung seines Indianer-Diskurses:

[...] *kämpfen die Indianer nicht doch um ihre Freiheit? Und, allerletzte Frage: Wird man einmal, bald, wer?, die Serben von Bosnien auch als solche Indianer entdecken?* (S. 250)

- Somit stellt sich Handkes „Spiel vom Fragen“, das auch schon früher seine Poetik kennzeichnete, mitunter als rein rhetorisch heraus, und man muss sich angesichts merkwürdiger, ja verächtlicher Formulierungen in Bezug auf die bosnischen Muslime, die als „Muselmanen“²³ etc. bezeichnet werden, Fragen gefallen lassen, inwieweit dem Text nicht überhaupt eine unterschwellige, kleingeistige Islamophobie zugrunde liegt. Denkbar wäre hier, dass Handke hier einfach auch unkritisch Formulierungen und Denkstrukturen seiner serbischen ‚Informanten‘ reproduziert hat.

Ich belasse es aus Zeitgründen bei diesen kurzen Beobachtungen und setze mit einem kleinen Quiz fort – wer schreibt hier im Folgenden über wen?

*Auf den Einwand, ob nicht gerade das gegen ihn in solch einem Amt sprechen könne, und eine Aufzählung einiger der Händel, in die der Bewerber verwickelt gewesen war, antwortete dieser, wie er es gewohnt war, mit den Formeln und Floskeln, die bei ihm, seit wann schon?, das Fleisch und das Blut ersetzen und sich zu einer menschenwürdigen Antwort verhielten wie das Knarren eines dünnen Astes zu einem Schmerzens- oder Freudenlaut.*²⁴

Ich liefere hier gleich mit dem Zitatende auch die Auflösung: es ist Peter Handke, der 1986 über Kurt Waldheim schreibt, jenen österreichischen Bundespräsidentenskandidaten, der sich nicht an seine Kriegsvergangenheit am Balkan erinnern wollte, geschweige denn irgendeine Form von Bedauern auszudrücken imstande war. Dies war doppelt bizarr, zum einen, da doch Waldheim später von einer internationalen Historikerkommission von jeglicher *juristischer* Schuld an deutschen Kriegsverbrechen freigesprochen wurde; zum anderen, dass er trotz massiver Bedenken seiner Person und seiner Haltung gegenüber von der Bevölkerung zum Präsidenten

gewählt wurde, nachdem seine Partei den berühmten Slogan „Jetzt erst recht“ für seine Kampagne formuliert hatte und damit negative Wahlkampfgeschichte schrieb.²⁵

Waldheim wurde damit ein nationales Symptom einer österreichischen „Unfähigkeit zu trauern“ – eine psychoanalytische Formulierung, die von Alexander und Margarete Mitscherlich zuerst für Nachkriegsdeutschland geprägt wurde: Das mangelnde Mitgefühl für die Opfer gründet ihnen zufolge auf einer ‚Entwirklichung‘ des Vorgefallenen,

*[dem] Versuch, sich der Nazivergangenheit durch Derealisierung, durch Rückzug der Objektlibido zu entledigen, und [den] Folgeerscheinungen dieser Gewaltmaßnahme: Ich-Entleerung sowie sozialer und politischer Immobilität.*²⁶

Handke nimmt in seinem Werk wiederholt Bezug auf Waldheim; 1986 bezeichnet er ihn als „Lemuren, einen Wiedergänger aus Transsylvanien“²⁷, um dann in der *Winterlichen Reise* noch mit einer relativ sperrigen Passage nachzulegen:

Wo war denn jene ‚Paranoia‘, der häufigste aller Vorbehalte gegen das Serbenvolk? Und wie stand es [...] mit dem Bewußtsein des deutschen (und österreichischen) Volkes von dem, was es im Zweiten Weltkrieg auf dem Balkan noch und noch angerichtet hat [...]? War es bloß ‚bekannt‘, oder auch wirklich gegenwärtig im allgemeinen Gedächtnis, ähnlich wie das, was mit den Juden geschah [...], oder auch bloß halb-so-gegenwärtig, wie es heute noch, quer durch die Generationen, den betroffenen Jugoslawen ist, die sich dafür von den Weltmedienverbänden einen Verfolgungswahn angedreht sehen müssen [...] es sei denn, es ginge zwischendurch um die auf einmal brandaktuellen, nachrichtendienstlichen Balkanverwicklungen des österreichischen Präsidentschaftskandidaten? War solch ein deutsch-österreichisches bloßes Bescheidwissen, aber Nicht-und-aber-nichts-gegenwärtig-haben denn nicht eine noch ganz andere Geistes- und Seelenkrankheit als die sogenannte Paranoia? Ein sehr eigener Wahn? (S. 154f.)

Angesichts dieses Bogens, den Handke hier zu den Serben hin schlägt, nehme ich an, es ist auch verzeihlich, wenn ich gut dekonstruktivistisch die Worte Handkes zu Waldheim auf ihn selbst anwende und dabei Anleihen bei den Mitscherlichs nehme: Ist jene Derealisierung und der politische Immobilität denn nicht auch charakteristisch für das Spätwerk des Laureaten selbst geworden? Ich möchte also abschließend die These formulieren, dass Handke jene Unfähigkeit Waldheims, die richtigen Worte zu finden, seit den 1990er Jahren selbst in Reinkultur verkörpert.

Weiters behaupte ich, dass bei ihm Serbien zu einer Übertragungsneurose wird: Im verqueren und trotzigem Mäandern seiner Jugoslawientexte geht es implizit um die österreichische Vergangenheit. Die inkriminierten Texte werden somit zu einem Stellvertreterkrieg über die Nachkriegs-„Lebenslüge“ seiner österreichischen Heimat, die der frühe Handke zurecht moniert hat, während er sich im Alter weigert, eine andere Haltung als eine latent revisionistische einzunehmen. Sein trotziges Beharren, nicht weit über den Fluss Drina hinaus zu denken, ist verstörend und beleidigend für die Opfer aller Seiten im Jugoslawienkrieg. Die Versöhnung mit der Welt, die Handkes Poetik einmal versprochen hat, ist so im Frontalzusammenstoß mit Geschichte und Politik nicht zu leisten, sie wird vielmehr ein weiterer Ausdruck einer *conditio Austriaca*.

Handke hat in seiner Nobelpreis-Rede, die alle jene vor den Kopf stieß, die gemäß dem Bibelwort „und sprich nur ein Wort/ so wird meine Seele gesund“ auf Klärung warteten, sie stattdessen mit eitlen Selbstzitäten abgesselt und einmal mehr seine sprachliche

Nebelmaschine angeworfen. Dabei hätte er auch zitieren können, was er von Waldheim erträumte, nämlich dass dieser öffentlich „zur Wahrheit finden“ im Stande wäre und so eine Art nationaler Katharsis über Österreich bringen würde:

*Aus den Verstockten dort, den Ausredemeistern gleich ihm, den Verkehrern der Tatsachen, wurden Mitweinende, und diese erst, o Neuigkeit in dem seit mehr als einem halben Jahrhundert verdammten Staatsgebiet, durften ‚Volk‘ heißen. Solche Reinigung aber konnte, und das war die Erkenntnis des Träumers, kein Opfer bewirken, einzig ein trauernder Täter oder Zeuge.*²⁸

Auf eine solche öffentliche Geste der Trauer und der Besinnung in Bezug auf Bosnien und Serbien freilich dürften wir bei Handke indes vergeblich warten. Und es ist bezeichnend, dass am Ende seiner Katharsis das „Volk“ steht, ein problematischer Begriff, der sich in seinem Spätwerk auffallend häuft. Ist Handke etwa ein völkischer Autor geworden? Damit endet auch mein Fragespiel.

Clemens Ruthner, geb. 1964 in Wien, studierte Germanistik, Philosophie, Publizistik und ist Assistenzprofessor für Germanistik und Kulturwissenschaft am Trinity College Dublin. Er publizierte u.a. über den kolonialen Charakter der Habsburgermonarchie, Bosnien-Herzegowina und Österreich-Ungarn, die Werke Marlen Haushofers und Robert Musils...

Anmerkungen

1 Der vorliegende Beitrag ist weitestgehend die schriftliche Fassung eines Vortrags, der am 17. Dezember 2020 an der Philosophischen Fakultät der Universität Sarajevo gehalten wurde.

2 Vgl. <https://www.nobelprize.org/prizes/literature/>

3 Die Debatte hat auch in erschreckender Weise offenbart, dass es in der Sekundärliteratur kaum eine kritische Auseinandersetzung mit dem Werk des Autors gegeben hat; eher haften ihr apologetische, ja hagiografische – um nicht zu sagen: kirchliche – Züge an. Eine löbliche Ausnahme ist Jürgen Brokoff, u.a. mit seinem Aufsatz: „Srebrenica – was für ein klangvolles Wort“. Zur Problematik der poetischen Sprache in Peter Handkes Texten zum Jugoslawien-Krieg. In: Störungen. Kriegsdiskurse in Literatur und Medien von 1989 bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts. Hg. v. Carsten Gansel u. Heinrich Kaulen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2011, S. 61-88.

4 Vgl. Theodor W. Adorno: Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1963.

5 Vgl. dazu etwa Martin Sexl: Literatur als Bildkritik. Peter Handke und die Jugoslawienkriege der 1990er-Jahre. In: Carsten Gandel (Hg.): Kriegsdiskurse in Literatur und Medien nach 1989. Göttingen: V&R unipress 2011, S. 89–106, hier S. 90ff.

6 Tilman Zülch (Hg.): Die Angst des Dichters vor der Wirklichkeit. 16 Antworten auf P. Handkes Winterreise nach Serbien. Göttingen: Steidl 1996; Thomas Deichmann (Hg.): Noch einmal für Jugoslawien: P. Handke. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1999, 5. Aufl. 2017.

7 Diese werden im Folgenden im Lauftext nach ihrer Neuauflage zitiert: Peter Handke: Abschied des Träumers vom Neunten Land/ Eine winterliche Reise zu den Flüssen Donau, Save, Morawa und Drina/ Sommerlicher Nachtrag zu einer winterlichen Reise. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998, 5. Aufl. 2019.

8 Ernst Jünger: Gärten und Straßen. Aus den Tagebüchern 1939 und 1940. Berlin: Mittler 1942, S. 120.

9 Vgl. dazu Peter Handke 1982: „Jemand wie Ernst Jünger hat sicher die Todesangst überwunden (d.h. ‚beschlossen, sich ihr nicht anheim zu geben‘); und was hat er damit gewonnen? Selbstgefälligkeit und Auserwähltheitsdünkel.“ (<http://archiv.rhein-zeitung.de/on/98/02/17/topnews/juenger2.html>)

10 Vgl. Jean Baudrillard: Simulacres et simulation. Paris: Éd. Galilée 1981.

11 Vgl. Maria Todorova: Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil. Übers. von Uli Twelker. Darmstadt: WBG 1999.

12 Vgl. Klaus Theweleit: Männerphantasien. 2 Bde. EA Frankfurt/M.: Roter Stern 1977 (etliche Neuaufl.).

13 Vgl. dazu etwa folgende Aussagen über Slowenien: es sei „Sache nicht meines Besitzes, sondern meines Lebens“ (S. 7); „[e]in ‚Slowene‘ jedoch wurde ich nie“ (S. 9). Vgl. auch W.G. Sebald: Unheimliche Heimat. Essays zur österreichischen Literatur. Frankfurt/M.: Fischer TB 1995, S. 162ff.

14 Möglicherweise gilt es hier auch einmal den Einfluss der Winnetou-Romane Karl Mays und deren Verfilmungen zu untersuchen; letztere fanden ja in den 1960er Jahren im Hinterland der kroatischen Küste statt, mit etlichen Jugoslaw(inn)en als Komparsen. Vgl. Reinhard Weber: Die Karl May Filme. 3. Aufl. Landshut: Fachverl. für Filmliteratur 2018.

15 Vgl. dazu etwa grundlegend Raewyn Connell: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske + Budrich 1999.

16 Im Internet unter <https://handkeonline.onb.ac.at/node/1550>.

17 Wie z.B. mit dem 1997 in Deutschland verurteilten Novislav Džajić, der sich an der ‚ethnischen Säuberung‘ in Foca 1992-94 beteiligt hat. In Handkes Stück „Fahrt im Einbaum“ fungiert er als Verkörperung des schuldlos Schuldigen. Handke ist auch als Trauzeuge dieses Kriegsverbrechers aufgetreten, vgl. https://www.zeit.de/1999/46/Trauzeuge_beim_Irrlaeufer. Ich verdanke diese Hinweise wie so Vieles meinem Gastgeber Prof. Vahidin Preljevic von der Univ. Sarajevo; vgl. auch seinen Essay Handkes Serbien, <https://www.perlentaucher.de/essay/handkes-serbien.html>

18 Marko Dinic: Die guten Tage. Roman. Wien: Zsolnay 2019, S. 53.

19 Vgl. etwa die Pressemitteilung der „Gesellschaft für bedrohte Völker“ vom 15.10.2019, <https://www.gfbv.de/de/news/literaturnobelpreis-fuer-peter-handke-9814/>

20 Schriftl. Mitteilung des Autors an den Verf. via Facebook-Messenger, 24.11.2019.

21 Vgl. Roland Barthes: Mythen des Alltags [1957]. Übers. von Helmut Scheffel. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1964, S. 130.

22 Vgl. Interview mit Peter Handke. In: Ketzerbriefe 169 (Sept./Okt. 2011), Handke-Interview-Brief-an-Handke-Ketzerbriefe-169-2011-Kopie.pdf; Peter Handke: Am Ende ist fast gar nichts mehr zu verstehen, In: SZ, 19.5.2010, <https://www.sueddeutsche.de/kultur/peter-handke-am-ende-ist-fast-nichts-mehr-zu-verstehen-1.879352-0>; vgl. auch https://www.suhrkamp.de/peter-handke-ibsen-preis/karl-ove-knausgard-zu-peter-handke_1243.html

23 In dieser altmodischen Bezeichnung für Muslime schwingt freilich auch die Konnotation mit, die sie in den NS-Konzentrationslagern annahm, wo sie tödlich erschöpfte Menschen, die keinen eigenen Willen mehr hatten, meinte (z.B. bei Primo Levi und Imre Kertesz): <https://de.wikipedia.org/wiki/Muselman>

24 Peter Handke: Vorwort. In: Gruppe „Neues Österreich“ (Hg.): Pflichterfüllung. Ein Bericht über Kurt Waldheim. Wien: Löcker 1986), S. 1.

25 Zu Waldheim vgl. etwa Gerhard Botz, Gerald Sprengnagel (Hg.): Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte. Verdrängte Vergangenheit, österreichische Identität, Waldheim und die Historiker. Frankfurt/M., New York: Campus 1994; G. Botz: Die „Waldheim-Affäre“ als Widerstreit kollektiver Erinnerungen. In: Barbara Tóth, Hubertus Czernin (Hg.): 1986. Das Jahr, das Österreich veränderte. Wien: Czernin 2006, S. 74-95; Cornelius Lehngut: Waldheim und die Folgen. Der parteipolitische Umgang mit dem Nationalsozialismus. Frankfurt/M., New York: Campus 2013.

26 Alexander und Margarete Mitscherlich: Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens [1967]. München: Piper 1991, S. 44.

27 Diese ursprünglich offenkundig im Nachrichtenmagazin „profil“ wiedergegebene Invektive wird etwa von Egid Gstettner zitiert: In: Mein Leben als Hofnarr. Es ist verdammt hart, Egid Gstettner zu sein. Wien: Picus 2019 (online).

28 Handke 1986: a.a.O. (s. Fußn. 24).

Christian Angerer, Andreas Kranebitter

Ambiguität der Nacht

Ein Topos der KZ-Literatur in Jean Cayrols Schattenalarm und Die lazarenischen Träume

Der Name Jean Cayrol wird im deutschsprachigen Raum vor allem mit dem Film *Nuit et brouillard/Nacht und Nebel* (F 1955) assoziiert. Cayrol, Überlebender der Konzentrationslager Mauthausen und Gusen, schrieb für diesen Film des Regisseurs Alain Resnais das Drehbuch, Hanns Eisler komponierte die Musik, Paul Celan besorgte die deutsche Übersetzung. Der Film, eine der weltweit ersten Darstellungen der Konzentrationslager und des Holocaust, erregte auch durch den Skandal seiner Rezeptionsgeschichte weithin Aufsehen – als er 1956 bei den Filmfestspielen in Cannes gezeigt werden sollte, intervenierte die Regierung der BRD erfolgreich, weil sie das Ansehen Deutschlands beschädigt sah.¹ Cayrols Werk blieb, sieht man von diesem Drehbuch ab, außerhalb Frankreichs weitgehend unbekannt. Eine besondere Rolle spielen darin Gedichte, deren Entstehungsgeschichte außergewöhnlich ist: Cayrol hatte sie heimlich, versteckt unter dem Tisch einer Produktionshalle, zwischen Februar 1944 und April 1945 im KZ Gusen verfasst.

Der aus Bordeaux stammende französische Schriftsteller Jean Cayrol (1911 – 2005) war am 10. Juni 1942 – nach langer Tätigkeit für die katholische Widerstandsgruppe Confrérie Notre-Dame (CND)² – von der Sicherheitspolizei Paris verhaftet und am 27. März 1943 ins KZ Mauthausen deportiert worden.³ Cayrol war damit einer von Tausenden Deportierten, die nach dem berühmten, auf Hitler selbst zurückgehenden „Nacht-und-Nebel-Erlass“ vom 7. Dezember 1941 ins Deutsche Reich verschleppt wurden. Aufgrund dieses Erlasses deportierte die deutsche Justiz WiderstandskämpferInnen aus den besetzten Gebieten Westeuropas heimlich nach Deutschland und terrorisierte durch das spurlose Verschwindenlassen von Menschen gezielt die Zivilbevölkerung.⁴ Im KZ Mauthausen wurde Jean Cayrol unter der Häftlingsnummer 25305 als „politischer Franzose“ registriert, von Beruf Bibliothekar, verhaftet wegen einer Tätigkeit für eine Spionageorganisation. Auf seiner sogenannten Häftlingspersonalakte – einem jener zahlreichen, für jeden KZ-Häftling geführten Dokumente – notierte die SS seine „Personenbeschreibung“: „Größe: 163 cm/ Gestalt: schwächlich/ Gesicht: oval/ Augen: grau/ Nase: normal/ Mund: normal/ Ohren: normal/ Zähne: gut/ Haare: dkl. blond/ Sprache: franz.-span.-engl./ Bes. Kennzeichen: keine“. Am 7. April 1943 überstellte man ihn in das seit 1940 bestehende Zweiglager Gusen, wo Cayrol sechs Monate lang als Hilfsarbeiter im Steinbruch arbeiten musste – in einem äußerst gefährlichen Arbeitskommando eines im Wortsinn tödlichen Lagers, in dem allein in diesen sechs Monaten mehr als 2000 Menschen starben. Völlig erschöpft erhielt er schließlich Hilfe durch den oberösterreichischen Priester Johann Gruber, der als Funktionshäftling im KZ Gusen ein Hilfsnetzwerk für Mithäftlinge aufgebaut hatte und vor allem für die Gruppe der Franzosen, zu der Jean Cayrol gehörte, zusätzliche Verpflegung organisierte.⁵ Gruber wurde 1944 in Gusen ermordet, Cayrol widmete ihm später den Gedichtband *Poèmes de la nuit et du brouillard*.⁶ Ab 24. November 1943 wurde Cayrol schließlich in einem Kommando der im KZ Gusen produzierenden Rüstungsindustrie, der Steyr-Daimler-Puch AG, eingesetzt; erst jetzt fand er die Möglichkeit, im Verborgenen Texte zu schreiben. Lange Zeit

glaubte er sie nach dem Krieg verloren, bis sie ihm 1955 anonym aus Deutschland per Post zugesandt wurden. Cayrol veröffentlichte sie 1997 in einer Auswahl unter dem Titel *Alerte aux ombres*.⁷ Nun liegen die Texte unter dem Titel *Schattenalarm* erstmals in einer deutschen Übersetzung von Ulrike Julika Betz vor.⁸

Schattenalarm strebt keine realistische Schilderung der Verhältnisse im Konzentrationslager an, sondern übersetzt Erfahrung in eine Art metaphysischer Poesie. Obwohl die Texte durchgehend in Versform abgefasst sind, wollte Jean Cayrol diese „Zeugnisse eines spirituellen Überlebenskampfes“ im Lager nicht als Gedichte bezeichnen.⁹ Wenn man das nach Monaten unterteilte Konvolut als Gesamtheit betrachtet, entwickelt es tatsächlich einen Rhythmus, der über die Grenzen der einzelnen Textabschnitte hinausgeht. Im Februar 1944 nimmt das Werk zunächst einen weit ausholenden epischen Atem auf, um Erinnertes in die Gegenwart zu rücken; mit Oktober 1944 beginnt eine Phase kürzerer lyrischer Bilder, meist in Strophenform zu gedichtartigen Einheiten gruppiert, die vorwiegend Gegenwärtiges festhalten; ab März 1945 dominieren wieder längere Verssequenzen, die in spiegelbildlicher Entsprechung zum Anfang zunehmend von Visionen des Kommenden sprechen. Nicht nur formal wird das Werk durch die Monate gegliedert, die Jahreszeiten sickern auch in die Bildsprache der jeweiligen Abschnitte ein und verweben sie mit der Zeit ihrer Entstehung: vom „Wind“ im Februar, „schüchtern die ausgestreckte Hand der neuen Jahreszeit“¹⁰, über „zornige Blätter“, die im Oktober fallen¹¹, und „Nebellandschaft“¹² im November, über den „Schnee“, der im Winter „schwer“ „auf dem Grund unserer Herzen“ liegt¹³, bis zur „ersten Knospe,/ so verschüchtert vor den jungen Bäumen/ die ungestüm erwachen“¹⁴, im April. Innerhalb der Jahreszeiten folgt der Rhythmus der Texte wechselnden und wiederkehrenden Tageszeiten. Die Einheit des Ganzen wird aber vor allem getragen von einer durchgängigen Stimme mit ihrer poetischen Imagination. Sie nennt sich „ich“ oder „wir“, wendet sich fast immer an ein Gegenüber, in den Anfangs- und Schlusspassagen an die „Liebste“, dazwischen an ein namenloses „Du“, an „mein Kind“, an „Gott“ oder an die personifizierte „Nacht“; sie spricht hymnisch oder elegisch, selbstbewusst oder verzweifelt, immer emphatisch. In dieser Stimme und in den von ihr dialogisch erzeugten poetischen Resonanzräumen liegt die ganze Widerstandskraft des inmitten des KZ-Terrors schreibenden Jean Cayrol.¹⁵

Die von dieser Stimme erschaffene, überaus bilderreiche Welt ist von radikaler Konzeption, weil sie aus realer Erfahrung universelle poetische Konsequenzen zieht. In sich stetig durch Wiederholung und Variation verdichtenden, häufig religiös konnotierten Metaphern werden elementare Fragen umkreist, Fragen nach der Möglichkeit des Menschseins in Erinnerung und Erwartung, nach der Möglichkeit der Liebe zum anderen, der Übereinstimmung mit sich selbst, des Aufgehobenseins in Natur und Kultur, der Beziehung zu Gott, der Hoffnung auf Erlösung aus Leiden und Tod. Zwar begegnen uns immer wieder metaphorisch kristallisierte Partikel der Lagerwelt, etwa wenn die „Nacht, härter als Granit“¹⁶ nur als „gedämpfter Lärm der Katastrophe, stetes Murmeln/ der Angst“ erscheint¹⁷, wenn die

Nacht „aus geweiteten Augen von Hunger und Kälte“ blickt¹⁸ und die Morgenröte „durch die verschwiegene Augen der Toten“ rennt¹⁹, oder wenn die Liebste ermahnt wird, „andere sterben zu unseren Füßen,/ sieh nicht hin.“²⁰ Doch diese „Realien“ bilden nur den Bodensatz der sich entfaltenden Bildwelten. Viel mehr als ihr Inhalt ist es der paradoxe poetische Stil der Bildsprache, der das Spezifische von Cayrols Texten ausmacht. Denn die Bedeutungen der wiederholten und gleichsam musikalisch variierten Sprachbilder geraten ins Gleiten, ändern sich gelegentlich von Vers zu Vers, manchmal von Strophe zu Strophe, oft von einem Abschnitt zum anderen; „Reich“, „Nacht“, „Morgen“, „Wind“, „Frucht“, „Vogel“, „Wald“, „Zweig“, „Schnee“, „Hand“, „Stille“ und zahlreiche verwandte Motive können mit Verheißung oder Bedrohung, mit Rettung oder Untergang, mit Leben oder Tod verbunden sein. Dadurch transponiert Cayrol die fortwährende Grenzerfahrung der KZ-Häftlinge, dass der Tod für die Lebenden in jeder Sekunde gegenwärtig war, in die poetische Maxime der Ambiguität alles Gesagten: „Cayrol verlegt die literarische Transmission des Erlittenen von der inhaltlichen auf die stilistische Ebene, d.h. von der Ebene der *histoire* auf die Ebene des *discours*, vom Dargestellten auf die (Art der) Darstellung selbst.“²¹ Sein Stil in *Schattenalarm* ist radikal, weil die Bedeutungen entgleiten, freilich ohne bei alledem indifferent zu sein. Cayrols christlich inspirierte Poesie beschreibt den Riss zwischen „Himmel“ und „Erde“, die klaffende „Wunde“ (drei häufige Wörter in den Texten) mit dem Ausblick auf Rettung und Heilung. Doch auch der am Schluss von *Schattenalarm* im Gespräch mit der „Liebsten“ beschworenen Hoffnung auf Erlösung bleibt die Ambivalenz eingeschrieben: „Der Engel ist noch nicht da.“²²

Mit der christlichen Prägung von Cayrols Vorstellungswelt hängt die hochgradige Intertextualität von *Schattenalarm* zusammen. Viele Stellen greifen Themen und Motive aus der Bibel auf²³, zum Beispiel aus dem Hohelied („Liebste“, „Garten“) und aus der Genesis („Garten“, „Frucht“, „Schlange“). Darüber hinaus fließen Stoffe aus der griechischen Mythologie („Orpheus“) und aus der Märchentradition ein (*Die Schöne und das Biest*). In der Poetik der Verse klingen die französischen Symbolisten und Surrealisten nach. Cayrol schöpft aus seinem in Kopf und Herz gespeicherten kulturellen Schatz, um im Konzentrationslager identitätsrettende „Territorien des Selbst“²⁴ zu behaupten.

Jean Cayrol veröffentlichte seit 1928 Gedichte. Bilderreichtum, emphatische Naturmetaphern, mythologische Bezüge und christliche Spiritualität formen sich bereits in dieser Frühphase aus.²⁵ Mit der deutschen Besetzung Frankreichs und insbesondere während Cayrols Haft in Fresnes bei Paris 1942/43, wo er weiterschrieb, laden sich die sprachlichen Bilder mit Konnotationen von Überleben und Widerstand auf.²⁶ In dieser Zeit, 1942, taucht erstmals in Cayrols Werk die biblische Figur des Lazarus auf²⁷, den Jesus nach vier Tagen vom Tode auferweckt. 1950 entwickelte Cayrol aus diesem Sujet in einem grundlegenden Essay seinen Begriff einer „lazarenischen Literatur“.²⁸ Damit meint er eine Literatur von Überlebenden der nationalsozialistischen Lager, die nicht versucht, das in den Lagern Durchlittene darzustellen, sondern die Auswirkungen dieser Erfahrungen auf das Alltagsleben danach zu erfassen. Wie Lazarus sind die Überlebenden zwar von den Toten auferstanden, aber für immer vom Tod gezeichnet, hinausgeworfen aus Raum und Zeit. „[D]er lazarenische Held ist niemals dort, wo er sich befindet. [...] denn er hat in einer Welt gelebt, die sich nirgendwo befand und deren Grenzen nicht gezogen sind, da sie die Grenzen des Todes sind.“²⁹ Die Betroffenen fühlen sich

ohne Ausweg eingeschlossen in die „seltsamste Einsamkeit, die der Mensch hat ertragen können“.³⁰ Markantes Merkmal ihrer Existenz ist die „Verdoppelung“: „Dieser Mensch lebt auf zwei ganz und gar verschiedenen und dennoch durch ein unsichtbares Band miteinander verknüpften Ebenen, auf der Ebene des Schreckens und der Exaltation, auf der der Trunkenheit und des Abgekehrtseins.“³¹ Daher gibt es in der „lazarenischen Literatur“ zwei Seiten, „das Wunderbare oder das Märchenhafte“ auf der einen, die „Alltagswirklichkeit“ auf der anderen Seite – „aber, und das ist das Wesentliche, das Wunderbare oder das Märchenhafte ordnet sich das Reale unter“.³² Es zeigt sich, wie sehr das von Cayrol erst später ausgearbeitete Konzept der „lazarenischen Literatur“ bereits in *Schattenalarm* vorgebildet ist. Im Motiv des „Schattens“, das beginnend mit dem Titel den ganzen Text durchzieht und in unterschiedlichen Facetten auftritt, wird die „Verdoppelung des lazarenischen Daseins“³³ figuriert, durchaus in der Bedeutung eines von Raum und Zeit abgetrennten Schattendaseins, und die Unterordnung des „Realen“ unter das „Wunderbare“ benennt exakt das poetische Gesetz der Texte.

Hier erschließt sich auch die Verbindung zum zweiten großen Essay Cayrols aus dem Jahr 1950, zu jenem über die „lazarenischen Träume“³⁴, der nun, in einem Band mit *Schattenalarm*, in einer neuen Übersetzung vorliegt.³⁵ Darin skizziert Jean Cayrol eine Psychologie der Träume im KZ. Er konstatiert eine „Aufspaltung“ im Ich des KZ-Häftlings. Während dieser versuchte, sich tagsüber der „grauenhaften Macht des Tages komplett zu verweigern“ und gleichsam als Schattenexistenz „abwesend“ zu sein³⁶, schwelgte er in einer „Art spiritueller Trunkenheit“³⁷ und mit all seinem „Streben nach Liebe, nach Freiheit und nach Glück“³⁸ im nächtlichen „Exil“³⁹ seiner Traumbilder. Die „Nacht, härter als Granit“,⁴⁰ verwandelte sich so dank der Träume in einen ekstatischen Freiheitsraum des Gefangenen.



Jean Cayrol, nach der Befreiung. Foto: Archives Jean Cayrol/Michel Pateau

Der doppeldeutige Topos der „Nacht“ kehrt in den Erinnerungen zahlreicher KZ-Überlebender wieder. Mit dem Bild der Nacht wird, vordergründig, die plötzlich hereinbrechende kollektive wie individuelle Bedrohung bezeichnet. „Nacht über Deutschland“ nannte etwa Walter Adam, Offizier und Generalsekretär der austrofaschistischen Vaterländischen Front, der mit dem sogenannten „Prominententransport“ am 1. April 1938 ins KZ Dachau deportiert worden war, seine Erinnerungen an das KZ Dachau.⁴¹ In dieser ersten Lesart wird die von den Nationalsozialisten über Europa gebrachte Nacht zum Synonym für die gesamte KZ-Erfahrung der Deportierten. Der Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel, der 1958 seinem auf Französisch erschienenen Roman den Titel *La Nuit* (*Die Nacht*) gab, schildert die KZ-Erfahrung darin als permanenten Ausnahmezustand der „letzten Nacht“. „Die letzte Nacht in Buna“, hielt er etwa bei der Räumung des KZ Auschwitz auf den Todesmärschen, die in die weiter westlich gelegenen Konzentrationslager geleitet wurden, fest: „Wieder einmal die letzte Nacht. Die letzte Nacht zu Hause, die letzte Nacht im Ghetto, die letzte Nacht im Viehwagen und nun die letzte Nacht in Buna. Wie lange würde unser Leben sich noch von einer ‚letzten Nacht‘ zur anderen schleppen?“⁴² Die permanente „letzte“ Nacht steht bei Wiesel in einem Spannungsverhältnis zur „ersten“ Nacht im Konzentrationslager, jener Nacht der berüchtigten Einweisungsprozedur, die in der soziologischen KZ-Forschung als „Initiationsritus“⁴³ bezeichnet wird: „Nie werde ich diese Nacht vergessen, die erste Nacht im Lager, die aus meinem Leben eine siebenmal verriegelte lange Nacht gemacht hat.“⁴⁴

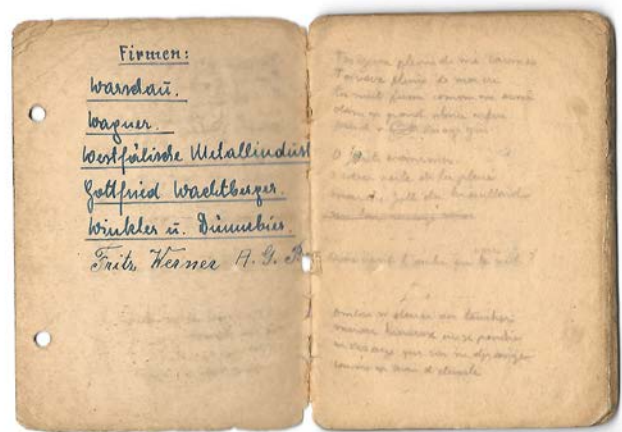
Eine Empfangs-„Zeremonie“⁴⁵ machte die Deportierten zu KZ-Häftlingen. In einem geregelten Ablauf, in dem sich Hektik und stundenlanges Warten abwechselten, wurden sie entkleidet und ihrer persönlichen Gegenstände entledigt, gewaschen und rasiert, in Uniformen gesteckt und bürokratisch „in den Stand“ der KZ-Häftlinge genommen, kategorisiert und nummeriert in einen eigens abgeäuzten Quarantäneblock gesperrt. Diese Prozedur wurde von physischer Gewalt begleitet, in der es um nichts weniger als das „Vernichten eines Menschen“⁴⁶ ging, wie Primo Levi schrieb. Elie Cohen, Psychologe und KZ-Überlebender, war einer von vielen, die auf die Bedeutung von Gewalt und Schock bei der Ankunft im Lager verwiesen: „Das erste, das ich wahrnahm, war ein Häftling, der so gewaltsam von einem SS-Mann getreten und geschlagen wurde, dass er tot am Boden liegen gelassen wurde.“⁴⁷ Gewalterfahrungen prägten die Erinnerung an die ersten Stunden und Tage im Konzentrationslager. Die Situationen verdichteter struktureller und physischer Gewalterfahrungen zerschmetterten das „Weltvertrauen“ der Deportierten, so Jean Améry: „Der erste Schlag bringt dem Inhaftierten zu Bewußtsein, daß er hilflos ist – und damit enthält er alles Spätere schon im Keime. [...] Man darf mich mit der Faust ins Gesicht schlagen, fühlt in dumpfem Staunen das Opfer und schließt in ebenso dumpfer Gewißheit: Man wird mit mir anstellen, was man will. [...] Doch bin ich sicher, daß er schon mit dem ersten Schlag, der auf ihn niedergeht, etwas einbüßt, was wir vielleicht vorläufig das Weltvertrauen nennen wollen.“⁴⁸ Resultat des gewaltsamen Aufeinanderprallens zwischen der bisherigen Welt und dem „konzentrationsären Universum“⁴⁹ waren Unsicherheit und Ungewissheit, die Erfahrung der maximalen Fremdheit der Welt der Konzentrationslager, die keiner bekannten, noch so brutalen Institution mehr entsprach. Aus der alten Gesellschaft wurden die Deportierten, so Paul Neurath, in ein kaleidoskopartiges Sozialgefüge geworfen, „das alle Augenblicke

Form und Farbe wechselt. Der einzig stabile Teil des Bildes ist sein Rahmen – Betonmauer und Stacheldraht.“⁵⁰

Das Hineingeworfensein in eine völlig neue und unbekannte Welt veränderte das Zeitgefühl der Inhaftierten. Für Wolfgang Sofsky besteht in der Verdichtung der Raum-Zeit-Matrix eine wesentliche Eigenschaft dieser Gesellschaft der Konzentrationslager. Die „absolute Macht“ der Konzentrationslager kappt „die Verbindungen zwischen Vergangenheit und Zukunft, sperrt die Menschen in einer ewigen Gegenwart ein.“⁵¹ Raum und Zeit wurden zu einer gnadenlosen Gegenwart verdichtet, die Vergangenheit und Zukunft gleichermaßen negierte. „Wir hatten“, so berichtete Primo Levi, „nicht nur unser Land und unsere Kultur, sondern auch unsere Familien, unsere Vergangenheit und die Zukunft vergessen, die wir uns ausgemalt hatten, weil wir, wie Tiere, auf den gegenwärtigen Augenblick beschränkt waren.“⁵² Für manchen Deportierten fungierte diese Reduktion auf die Gegenwart sogar als psychologischer Abwehrmechanismus, weil das Ausmalen einer fernen Zukunft wie auch die Erinnerung an die Vergangenheit geradezu existenzbedrohend erschienen. Der Schriftsteller Michel del Castillo drückte dies gerade in der Beschreibung der ersten Nacht aus, die sein autobiografisch gefärbter Protagonist Tanguy im Lager erlebt hatte: „Tanguy verbrachte seine erste Nacht weinend. Er hätte niemals für möglich gehalten, daß Erinnerungen weh tun können.“⁵³

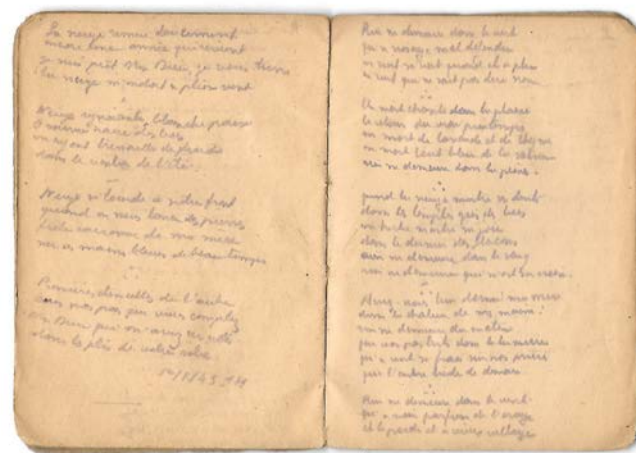
Jean Cayrols Texte in *Schattenalarm* spiegeln diese Einsperrung in der ewigen Gegenwart des Lagers durch den Rhythmus der Verse, die im Winter 1944 geradezu stakkato-artig verknüpft werden, um sich in ihrer Struktur und Bildersprache erst im Frühjahr 1945 wieder auszudehnen. Die Struktur der Gedichte entspricht hier einer Ausdehnung der Zeit angesichts der Befreiung, von der viele Überlebende berichteten: Es war für viele geradezu der Inbegriff der Befreiung, die verdichtete Raum-Zeit-Matrix der Konzentrationslager gesprengt zu haben. „Jetzt, da das Zeitgefühl zu mir zurückkehrte“, schrieb Roman Frister, „lernte ich von neuem, seinen Wert zu schätzen. Es gab wieder eine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ich hatte noch nicht gelernt, mit der Vergangenheit fertigzuwerden. Der Geschmack der Gegenwart war schal. Aber morgens, wenn ich auf dem Rücken im Bett lag und gegen die Decke starrte, machte ich Pläne für die Zukunft.“⁵⁴

Die Nacht war, so lässt sich die erste Bedeutung des Motivs zusammenfassen, Metapher für den Einlieferungsschock der Deportierten und zugleich das konkrete Ende der „Empfangszeremonie“: „Die erste Nacht war fürchterlich.“⁵⁵ Nach dem Chaos und der Erniedrigung jedoch konnte mit dem Einbruch der Nacht die neue und unverständliche Situation nun erstmals ins Bewusstsein



gerufen werden: „In nur wenigen Minuten hat man uns unserer Kleider, Geldtaschen, Eheringe, Uhren und der letzten Reste an Nahrungsmitteln beraubt. In diesem Lunapark des Irrsinns werden wir von einem Posten nach dem anderen erfaßt, werden hineingezogen in einen wahnwitzigen Reigen und lassen überall ein Stück unserer Persönlichkeit zurück. [...] Dann stehen wir wieder draußen, die Nacht bricht ein, wir erkennen uns selbst nicht wieder.“⁵⁶ Hier, bei Bernard Aldebert, der seine Deportation in das KZ Gusen beschreibt, wird die Nacht auch zum Moment des Reflektierens, der unvollständigen Selbsterkenntnis – so klingt bereits jene zweite Bedeutung der Nacht an, die zentrales Thema in Jean Cayrols Werk ist: die Nacht als Rückzug vom täglichen Horror der Konzentrationslager, als Möglichkeit zur – wie es in den „Lazarenischen Träumen“ heißt – Annäherung an die eigene Vergangenheit, die die Zukunft garantierte.⁵⁷ Die Nacht ist es, in der sich „in völliger Dunkelheit“ das „Wunder“⁵⁸ vollzieht, „wie in einer dem Scheitern und der Verneinung ausgelieferten Welt die übernatürlichen Abwehrkräfte des Menschen entstehen konnten, sich im Verborgenen entwickelten, und wie sie in vielfachen, schwer feststellbaren Formen weiterlebten.“⁵⁹ Nur in der Nacht war der Deportierte „Herr über seinen Schlaf; die SS hatte weder Zugriff noch Macht über diese wenigen Stunden, in denen alles Erlebte bildlich vergegenwärtigt und zu einer übernatürlichen Vision erhöht wurde“⁶⁰, nur die Nacht schuf Augenblicke, in denen Vergangenheit und Zukunft aufeinandertrafen.⁶¹ Die Nacht erscheint in diesem Bild als Erlösung vom vergangenen Tag und der Bedrohung des nächsten Tages: „Die Nacht war qualvoll, aber die schwersten Momente für mich waren die Augenblicke des Erwachens. Sie verlangten von mir eine Entscheidung. Um fünf Uhr morgens, wenn die Pfeife des Barackenältesten uns weckte, mußte ich beschließen, jedes Mal von neuem, ob ich kämpfen oder nachgeben sollte.“⁶² Nur in der Nacht hörte der unerträgliche Tag auf.⁶³

Cayrols immer wieder beschriebene „Verdoppelung“ der Zeit in jene des konzentrationären Universums und des „Ersatz-Universums“ einer Traum-Zeit erinnert an die psychologische Literatur zu den nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Der österreichische Sozialpsychologe Bruno Bettelheim berichtete nach seiner Flucht in die USA bereits 1943 vom rätselhaften Verhalten der stets gereizten KZ-Häftlinge, die sich die furchtbarsten Dinge gefallen ließen und gleichzeitig bei Kleinigkeiten geradezu explodiert seien, weil sie auf „normale“ Ereignisse mit normalen Verhaltensweisen reagiert hätten, auf „abnormale“ Situationen allerdings mit Verhaltensweisen aus einer Art „Lagerrepertoire“. ⁶⁴ Bettelheim nannte dieses Phänomen „Ich-Spaltung“⁶⁵ – neben dem früheren Ich habe in den Konzentrationslagern ein Ich der Extremsituationen bestanden, das aus dem Körper gedriftet sei und von außen als Beobachter zugehört hätte. Während die Gefangenen in „normalen“ Situationen wie im alten Leben, bei einer Ohrfeige oder Beschimpfung etwa, beleidigt und beschämt reagiert hätten, hätten sie das bei brutalen Übergriffen auf Mithäftlinge nicht mehr.⁶⁶ Diese Beobachtung Bettelheims deckt sich mit jener vieler anderer Überlebender, etwa Benedikt Kautskys, der emotionale Ausbrüche als regelrecht identitätsbedrohend interpretierte: „Hat schon in der Freiheit jeder Mensch seine Steckenpferde, ohne es zu wissen, so klammert sich der Häftling noch viel mehr an die paar armseligen Dinge, über die er verfügen kann und an die er gewöhnt ist. Das sind für ihn die einzigen festen Punkte, an die er Gefühle fixieren kann.“⁶⁷ Daher habe bereits die Versetzung an einen anderen Tisch „bei



sonst ruhigen und vernünftigen Häftlingen die wildesten Ausfälle hervorrufen“⁶⁸ können.

Es ist das Motiv der „verkehrten Welt“, das in Jean Cayrols Werk immer wieder anklingt – „in jeder Nacht, da ist es so schön, / an jedem Tag, da ist es Nacht.“⁶⁹ Cayrols Schaffen steht in diesem Sinne in einer Linie mit dem wiederkehrenden impliziten „Gesellschaftsmodell“ der Konzentrationslager, in dem die äußere Welt zur Karikatur pervertiert wird: „In einer abnormalen Situation“, schrieb der Psychiater Viktor Frankl, „ist eine abnormale Reaktion eben das normale Verhalten.“⁷⁰ Die Umkehrung jeder Normalität betraf das gesamte Leben – von der kleinsten Verhaltens-Norm bis zur generellen sozialen Schichtstruktur der sogenannten Häftlingsgesellschaft. Es ist das Bild der „Karikatur“, das sich wie ein Faden durch die Memoirenliteratur zieht: „Es lohnt sich, so eine Einrichtung (z.B. ein KZ) ‚in statu nascendi‘ zu beobachten. Dies ist sozusagen die Karikatur, wenn auch eine mörderische, unserer Gesellschaft. Alles ist da: die verschiedenen sozialen Schichten, Prominenz, Handwerk, Kunst, Adel und, um das alles zu bewahren, selbstverständlich Militär und Polizei – nur alle in gestreiften Anzügen und mit der Schneise auf dem Kopf. Und in dieser Schneisenbreite und den Anzügen spiegelt sich, wie auch im zivilen Leben, der Unterschied. Über uns aber die unsichtbar allgegenwärtige schicksalhafte Göttlichkeit, die SS; und wie im Leben endet alles mit dem Tod.“⁷¹ Auch zwei von Jean Cayrol geschätzte Autoren beschrieben die Konzentrationslager in diesem gedanklichen Modell: Primo Levi nannte die Konzentrationslager, in denen „die allgemeine Moral auf den Kopf gestellt war“, „die verkehrte Welt des Lagers“⁷²; und Robert Antelmes Werk, das Cayrol besonders gut kannte⁷³, dreht sich geradezu um Versuch und Unmöglichkeit, die Welt im Konzentrationslager zu negieren: „Aber ihr Verhalten [der SS – d. Verf.] und unsere Lage sind nur die Überzeichnung, die auf die Spitze getriebene Karikatur – in der sich sicherlich niemand wiedererkennen will noch kann – von Verhaltensweisen, von Situationen, die es in der Welt gibt und die sogar jene alte ‚wirkliche Welt‘ sind, von der wir träumen.“⁷⁴ Ähnlich wie bei Cayrol gelingt auch bei Antelme diese Umkehrung nicht gänzlich, sie scheitert an der Widerstandskraft der Deportierten – denn gerade die karikaturhaft verkehrte Welt, die im Bild der Nacht symbolisiert wird, birgt die Möglichkeit des Widerstandes, der Verweigerung der Anpassung.⁷⁵ Antelme: „Je mehr uns die SS das Menschsein abspricht, uns als Menschen leugnet, um so größer sind unsere Chancen, als Menschen beständig zu werden.“⁷⁶

Im Topos der Nacht erfasst die KZ-Literatur also auf ambivalente Weise sowohl die Erfahrung extremer fremdbestimmter Entäußerung als auch das innere Reservoir der Widerstandskraft. Jean Cayrols Formen des Widerstands im Lager waren nachts der Traum und tags die Poesie: „Cayrol schrieb für seine Kameraden, nicht für künftige Leser. So wie seine Mithäftlinge ihre Träume mit ihm teilten, teilte er mit ihnen seine Gedichte. Er wie sie waren davon überzeugt, dass die innere Welt, die sich im Traum kundtut, und die im Gedicht bewusst gestaltet wird, ein wirksames Gegengift gegen die tagtäglichen Erniedrigungen im Lager war.“⁷⁷ In den von ihm beschriebenen KZ-Träumen und in seinen im KZ Gusen heimlich verfassten Texten ordnet sich das „Reale“ dem „Wunderbaren“ oder „Märchenhaften“ unter. Von dieser Poetik aus betrachtet, erscheint es schlüssig, dass Cayrol seine KZ-Erfahrungen nie als autobiografisches Zeugnis dargestellt hat. Einmal allerdings bewegte er sich bis an die Grenze zur Zeugnisliteratur, eben als er für Alain Resnais' Dokumentarfilm *Nuit et brouillard* den Filmtext schrieb – er tat es offenbar widerwillig, „weil dieser Text, in dem das ‚Ich‘ in einem ‚On‘ aufgeht, derjenige Text in seinem Werk ist, der einem ‚Augenzeugenbericht‘ am nächsten kommt.“⁷⁸ Gerade dieser Filmtext über das System der Konzentrationslager, kongenial übersetzt von Paul Celan, ist wohl das bekannteste Werk Jean Cayrols im deutschsprachigen Raum. In seinem Romanwerk hingegen folgt er den Prinzipien einer „lazarenischen Literatur“. Die Romane vermitteln die Lagererfahrung des Überlebenden, meist ohne sie direkt anzusprechen, sondern indem sie darauf verweisen durch „lazarenische Helden“, die vom Tod gezeichnet, in sich gespalten und unendlich einsam sind. Cayrol bedient sich „einer auf Analogien, impliziten wie auch expliziten Bezügen beruhenden Schreibweise, die sich offenbar von der (Ur-)Sache abwendet, um sie überhaupt sichtbar bzw. darstellbar werden zu lassen“.⁷⁹

Doch Cayrols Konzept einer „lazarenischen Literatur“ geht über die Darstellung von Nachwirkungen der KZ-Erfahrung hinaus. Was die Überlebenden in den Lagern erlitten, sieht er als extreme Steigerung einer „Entstellung des Menschen“, die als Signum einer ganzen „Epoche“ gilt⁸⁰: ein Gefühl der Leere, des Ersatzes, der Einsamkeit und der Zerrissenheit. Im Roman *L'espace d'une nuit* (1954) etwa, den Paul Celan unter dem Titel *Im Bereich einer Nacht* ins Deutsche übertrug, beschreibt Cayrol die „lazarenische“ Existenz seines Protagonisten ohne Bezug zu einer KZ-Erfahrung.⁸¹ Cayrol formuliert die fundamentale Entfremdung des modernen Menschen, die der Existentialismus in philosophische Kategorien fasst, aus dem Geist des Christentums: „Wir durchleben eine Epoche, die ich für vorübergehend halten möchte und die vornehmlich diese erschreckende Teilung des Menschen fördert, die Teilung in einen Himmel auf der einen und eine unannehmbare Erde auf der anderen Seite.“⁸² Er glaubt an die Erlösung, so fern sie auch sein mag, wenn sich der Mensch dieser Entfremdung stellt. Die Entfremdung mit phänomenologischer Genauigkeit und Unbestechlichkeit poetisch festzuhalten, darin liegt die große Aufgabe der „lazarenischen Literatur“. Mit *Schattenalarm* hat Jean Cayrol in der Extremsituation des Lagers eben dies versucht.

Im Dezember 2019 erschien Jean Cayrol: Schattenalarm (1944–1945). Mit dem Essay „Lazarenische Träume“ als Band 3 der Reihe Mauthausen-Erinnerungen im Verlag new academic press.

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu ausführlich Ewout van der Knaap (2008): „Nacht und Nebel“. Gedächtnis des Holocaust und internationale Wirkungsgeschichte. Göttingen: Wallstein, sowie Martina Thiele (2007): Publizistische Kontroversen über den Holocaust im Film. Berlin: LIT Verlag, S. 165–204.
- 2 Vgl. dazu allgemein Michel Pateau (2012): Jean Cayrol. Une vie en poésie. Paris: Éds. du Seuil, hier S. 113f.; Ursula Henningfeld (2011): Nachwort, in: Jean Cayrol: Im Bereich einer Nacht. Frankfurt am Main: Schöffling & Co., S. 237–255, hier S. 238.
- 3 Die folgenden Angaben zu Cayrols Deportation ins KZ Mauthausen basieren auf der „Liste der Zugänge vom 27. März 1943/ 55 Häftlg.“ (KZ-Gedenkstätte Mauthausen [fortan AMM] Y/50/01/08/124), dem „Zugangsbuch der Politischen Abteilung“ (AMM Y/36), der „Veränderungsmeldung für den 7. April 1943/ Abgang (überführt K.L. Gusen)“ (AMM 2.2.7.2.01.337) sowie zwei Versionen einer „Häftlingspersonalkarte“ Jean Cayrols (AMM FHPK).
- 4 Lothar Gruchmann (1981): „Nacht- und Nebel“-Justiz. Die Mitwirkung deutscher Strafgerichte an der Bekämpfung des Widerstandes in den besetzten westeuropäischen Ländern, Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 29. Jahrgang, Heft 3, S. 342–396.
- 5 Vgl. Helmut Wagner (2011): Dr. Johann Gruber. Priester – Lehrer – Patriot (1889–1944). Nonkonformität und ihre Folgen in der Zeit des Nationalsozialismus. Linz: Wagner-Verlag, S. 300.
- 6 Vgl. Jean Cayrol (1946): Poèmes de la nuit et du brouillard. Paris: Éds. du Seuil; Wagner: Johann Gruber, S. 360f.
- 7 Jean Cayrol (1997): Alerte aux ombres. 1944–1945. Paris: Éds. du Seuil.
- 8 Jean Cayrol (2019): Schattenalarm (1944–1945). Mit dem Essay „Lazarenische Träume“. Herausgegeben und übersetzt von Ulrike Julika Betz. Mauthausen-Erinnerungen, Band 3. Wien: new academic press.
- 9 Peter Kuon: „Doch der Schatten der Bestie ist zugleich die Nacht des Engels“. Jean Cayrols Überlebensdichtung, in: Cayrol: Schattenalarm, S. 110.
- 10 Cayrol: Schattenalarm, S. 29.
- 11 Ebd., S. 38.
- 12 Ebd., S. 41.
- 13 Ebd., S. 48.
- 14 Ebd., S. 76.
- 15 Vgl. Ethel Tolansky (2006): Jean Cayrol: Writing and Survival, in: Nicole Thatcher/Ethel Tolansky (Hg.): Six Authors in Captivity. Literary Responses to the Occupation of France during World War II. Bern u.a.: Peter Lang, S. 59–84, hier S. 75 und S. 80.
- 16 Cayrol: Schattenalarm, S. 27.
- 17 Ebd., S. 21.
- 18 Ebd., S. 68.
- 19 Ebd., S. 70.
- 20 Ebd., S. 79.
- 21 Katrin Hoffmann (2017): „[E]t ma vie fait une grande tache/ noire/ sur la nappe“ – Überleben schreiben in Jean Cayrols *récits lazarens*, in: Silke Segler-Meißner (Hg.): Überlebensgeschichten in den romanischen Erinnerungskulturen. Forschungsperspektiven. Berlin: Frank & Timme, S. 43–78, hier S. 49.
- 22 Cayrol: Schattenalarm, S. 81.
- 23 Vgl. auch Kuon: Nachwort, S. 111.
- 24 Maja Suderland (2004): Territorien des Selbst. Kulturelle Identität als Ressource für das tägliche Überleben im Konzentrationslager. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- 25 Vgl. Tolansky: Jean Cayrol, S. 60f.
- 26 Vgl. ebd., S. 62–72.
- 27 Vgl. ebd., S. 64f.
- 28 Jean Cayrol (1959): Lazarus unter uns. Stuttgart: Curt E. Schwab, S. 57–93.
- 29 Ebd., S. 89.
- 30 Ebd., S. 72.
- 31 Ebd., S. 69.
- 32 Ebd.
- 33 Ebd.
- 34 Cayrol: Lazarus unter uns, S. 13–56.
- 35 Vgl. Cayrol: Schattenalarm.
- 36 Jean Cayrol: Lazarenische Träume, in: Cayrol: Schattenalarm, S. 85–108.
- 37 Ebd., S. 89.

38 Ebd., S. 85.

39 Ebd., S. 87.

40 Cayrol: Schattenalarm, S. 27.

41 Walter Adam (1947): Nacht über Deutschland. Erinnerungen an Dachau. Wien: Österreichischer Verlag; das Buch wurde 2015 vom KZ-Verband Oberösterreich in einer Bearbeitung von Gerhard Zieher und Sigrid Reisinger neu aufgelegt. Zum „Prominententransport“ vgl. Wolfgang Neugebauer (1998): Der erste Österreichertransport in das KZ Dachau 1938, in: Wolfgang Benz/Barbara Distel (Hg.): Dachauer Hefte. Studien und Dokumente zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, 14. Jahrgang, Heft 14, S. 17–30; Wolfgang Neugebauer/Peter Schwarz (2008): „Stacheldraht, mit Tod geladen ...“ Der erste Österreichertransport in das KZ Dachau 1938. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft der KZ-Verbände und Widerstandskämpfer Österreichs. Wien: Eigenverlag.

42 Elie Wiesel (2005): Die Nacht zu begraben, Elischa. München: Langen-Müller, S. 99.

43 Maja Suderland (2009): Ein Extremfall des Sozialen. Die Häftlingsgesellschaft in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Frankfurt am Main: Campus, S. 169.

44 Wiesel: Die Nacht zu begraben, S. 47.

45 Vgl. Eugen Kogon (2006): Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager. München: Heyne, S. 95; Leon Zelman (1995): Ein Leben nach dem Überleben. Aufgezeichnet von Armin Thurnher. Wien: Kremayr & Scheriau, S. 85; Maximilian Reich (2007): Die Mörderschule, in: Maximilian und Emilie Reich: Zweier Zeugen Mund. Verschollene Manuskripte aus 1938. Wien-Dachau-Buchenwald, herausgegeben von Henriette Mandl. Wien: Theodor Kramer Gesellschaft, S. 35–243, hier S. 72. 46 Primo Levi (2009): Ist das ein Mensch? Ein autobiografischer Bericht. München: dtv, S. 28ff.

47 Elie A. Cohen (1988): Human Behaviour in the Concentration Camp. London: Free Association Books, S. 116; ähnlich z.B. auch Zelman: Leben nach dem Überleben, S. 88; Marko M. Feingold (2012): Wer einmal gestorben ist, dem tut nichts mehr weh. Eine Überlebensgeschichte. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Birgit Kirchmayr und Albert Lichtblau. Salzburg/Wien: Otto Müller, S. 122.

48 Jean Améry (1977): Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 55f.

49 David Rousset (1946): L'univers concentrationnaire. Paris: Éds. du Pavois.

50 Paul Martin Neurath (2004): Die Gesellschaft des Terrors. Innenansichten der Konzentrationslager Dachau und Buchenwald, herausgegeben von Christian Fleck und Nico Stehr. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 31.

51 Wolfgang Sofsky (1997): Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager. Frankfurt am Main: Fischer, S. 88.

52 Primo Levi (1990): Die Untergegangenen und die Geretteten. München/Wien: Hanser, S. 74.

53 Michel del Castillo (1996): Tanguy. Elegie der Nacht. Zürich/Hamburg: Arche. Castillo weiter: „Er [Tanguy] betrachtete all diese Dinge so, als hätte es sie schon immer in seinem Leben gegeben. Er dachte fast nie mehr an vergangene Tage. Seine Erinnerungen waren verblaßt und ließen im Innersten seines Wesens nichts anderes zurück als eine gewisse Leere: eine heimliche Sehnsucht nach einer Vergangenheit, die es für ihn in Wirklichkeit niemals gegeben hatte“ (ebd.: 119). Die Passage verdeutlicht nicht zuletzt den Unterschied, den die Deportation für Menschen im jugendlichen Alter im Vergleich zu jenen im Erwachsenenalter bedeutete.

54 Roman Frister (1997): Die Mütze oder der Preis des Lebens. Berlin: Siedler, S. 472f.; vgl. auch Iakovos Kambanellis (2010): Die Freiheit kam im Mai. Wien: Ephelant, S. 29.

55 Margareta Glas-Larsson (1981): Ich will reden. Tragik und Banalität des Überlebens in Theresienstadt und Auschwitz, herausgegeben und kommentiert von Gerhard Botz. Wien u.a.: Molden, S. 133.

56 Bernard Aldebert (1996): Gusen II. Leidensweg in 50 Stationen, herausgegeben von Elisabeth Hölzl. Weitra: Bibliothek der Provinz, S. 33. In Lagern wie Auschwitz kam das Bewusstsein der Selektion in dieser ersten Nacht hinzu. „Der Vorfall, der ihn am meisten schockierte, war die Selektion, bei der er von seiner Frau, seinen zwei Kindern und seinem Stiefcousin getrennt wurde. Letzterer wurde am Transport im Viehwaggon nach Auschwitz, der 48 Stunden gedauert hatte, verrückt. In der ersten Nacht nach der Ankunft weinte Philip. Er erinnert sich, dass ihm der Häftling, der ihm die Haare schnitt, am nächsten Tag vom Schicksal seiner Frau, seiner Kinder und seines Stiefcousins erzählte. Philip gibt an, es nicht geglaubt zu haben, und

dass er zu der Zeit nicht schockiert war, weil er es nicht glaubte.“ (Interviewprotokoll „Philip“, Elmer G. Luchterhand Papers, Brooklyn College Archives and Special Collections, Accession #2001-005, Sub-Group I, Series 1, Box 1, vgl. Elmer Luchterhand (2018): Einsame Wölfe und stabile Paare. Verhalten und Sozialordnung in den Häftlingsgesellschaften nationalsozialistischer Konzentrationslager. Mauthausen-Studien, Band 11. Wien: new academic press, S. 231).

57 Vgl. Cayrol: Lazarenische Träume.

58 Cayrol: Lazarus unter uns, S. 10.

59 Ebd., S. 7.

60 Cayrol: Lazarenische Träume, S. 86.

61 Vgl. Catherine Coquio (2006): Was ist eine „lazarinische“ [sic] Literatur? Zur Aktualität von Jean Cayrol, in: Silke Segler-Meißner/Monika Neuhofer/Peter Kuon (Hg.): Vom Zeugnis zur Fiktion. Repräsentation von Lagerwirklichkeit und Shoah in der französischen Literatur nach 1945. Frankfurt a. M. u.a.: Peter Lang, S. 275–293, hier S. 283.

62 Frister: Die Mütze oder der Preis des Lebens, S. 403.

63 „Schlamm und Schläftheit der Sprache. Münder, aus denen nicht Geordnetes herauskam, nichts, das stark genug war, zu bleiben, Es war ein schlaffes Gewebe, das ausfranzte. Die Sätze folgten aufeinander, widersprachen sich, waren wie ein Auswurf des Elends; gesprochene Galle. Alles kam auf einmal darin vor: der Schweinehund, die verlassene Frau, die Suppe, der Rotwein, die Tränen der Alten, der Schwule usw... Derselbe Mund sagte alle hintereinander. Es kam von ganz allein, der Kerl leerte sich aus. Es hörte nur nachts auf. So muß die Hölle sein, der Ort, an dem alles, was gesagt wird, alles, was sich Ausdruck verschafft, in gleicher Weise ausgekotzt wird, wie in der Kotze eines Betrunkenen“ (Robert Antelme (2001): Das Menschengeschlecht. Frankfurt am Main: Fischer, S. 187).

64 Bruno Bettelheim (1980): Individuelles und Massenverhalten in Extremsituationen, in: ders: Erziehung zum Überleben. Zur Psychologie von Extremsituationen. Darmstadt: DVA, S. 58–95, hier S. 74.

65 Ebd., S. 75.

66 Vgl. ebd., S. 76 und S. 78.

67 Benedikt Kautsky (1961): Teufel und Verdammte. Erfahrungen und Erkenntnisse aus sieben Jahren in deutschen Konzentrationslagern. Wien: Verlag der Wiener Volksbuchhandlung, S. 187.

68 Ebd., S. 188.

69 Cayrol: Schattenalarm, S. 37.

70 Viktor E. Frankl (1982): ... trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager. München: dtv, S. 40.

71 Ladislav Szűcs (1995): Zählappell. Als Arzt im Konzentrationslager. Frankfurt am Main: Fischer, S. 35. Vgl. auch Levi: Die Untergegangenen und die Geretteten, S. 117.

72 Levi: Die Untergegangenen und die Geretteten, S. 121 und S. 138.

73 Vgl. Henningfeld: Nachwort, S. 250.

74 Antelme: Das Menschengeschlecht, S. 306.

75 Cayrol: Lazarenische Träume, S. 88.

76 Antelme: Das Menschengeschlecht, S. 133.

77 Kuon: Nachwort, S. 112.

78 Coquio: Was ist eine „lazarinische“ Literatur?, S. 285.

79 Hoffmann: Überleben schreiben, S. 53.

80 Cayrol: Lazarus unter uns, S. 83.

81 Cayrol: Im Bereich einer Nacht.

82 Cayrol: Lazarus unter uns, S. 71.



Jean Cayrol

Schattenalarm (1944–1945)

Mit dem Essay
Lazarenische Träume

Herausgegeben und übersetzt von
Ulrike Julika Betz

Mauthausen-Erinnerungen | 3

new academic press.

Germinal Civikov

Der Werwolf mit der Friedenstaube

Zu einer Gestalt in Paul Celans Nachlassgedichten

I

Ein Brief von Paul Celan an Ernst Jünger erregte 2005 die Gemüter. Der 1951 noch unbekannte deutschsprachige Dichter hatte aus Paris dem prominenten deutschnationalen „Anarchen“ in Wilflingen geschrieben und ihm eine Auswahl seiner Gedichte vorgelegt. Bei seinen Forschungen im Jünger-Archiv hat der Publizist Tobias Wimbauer den Brief entdeckt und in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) wirkungsgerecht unter dem Titel *In Dankbarkeit und Verehrung* publiziert. So lautet nämlich die Abschiedsformel dieses Briefes vom 11. Juni 1951, in dem Celan um Jüngers Aufmerksamkeit und Unterstützung wirbt.¹ Anhand des Briefes widersprach Wimbauer der Auffassung, Celan habe mit Jünger „Probleme“ gehabt und sein Verhalten im Krieg missbilligt. Ähnliche „Mutmaßungen“ des Celan-Biographen John Felstiner und der Celan-Editorin Barbara Wiedemann fand Wimbauer nun durch diesen Brief ausgeräumt. Vielmehr habe sich Ernst Jünger zu Zeiten des Dritten Reiches untadelig verhalten und Celan habe es vermutlich ihm zu verdanken, dass die Deutsche Verlagsanstalt 1952 *Mohn und Gedächtnis* gedruckt hat. „Hilfe kommt aus Wilflingen“, lautet denn auch der Untertitel des Artikels.² Damit löste Wimbauer eine heftige Debatte aus, die hauptsächlich in der FAZ ausgetragen wurde.

Schon die Tatsache dieses Briefes und seine Auslegung durch Wimbauer schien Celans Unversöhnlichkeit gegenüber Personen vom Schlage Ernst Jüngers in Frage zu stellen. Joachim Seyppel brachte es ein gutes Stück weiter mit seiner Feststellung, der Brief sei gewiss ein „Kanossagang“ des Autors der *Todesfuge*, zu dem ihn „Jüngers hohe Form der Intellektualität, seine Überlegenheit im Reich des Geistes“ veranlasst haben mag.³ Ein Jude, dem während des Dritten Reiches bis auf das nackte Überleben wenig erspart blieb, übe Seyppel zufolge den Kanossagang zu einem Autor, der sich nicht nur als Wehrmachtsoffizier für das Dritte Reich verdienstlich gemacht hatte. Celan habe sich an einen ihm Ebenbürtigen wenden wollen, so wie sich Schiller an Goethe gewandt habe – stellt ferner Seyppel fest. Celan als ein neuer Schiller und Jünger als ein neuer Goethe – der Vergleich ist beeindruckend. Vorbei die Zeiten, als der Jude „überhaupt in nichts, was das deutsche Leben anbetrifft, weder im Guten noch im Bösen, eine schöpferische Rolle spielen kann“ – Originalton Ernst Jünger 1930, als sich seine „Überlegenheit im Reich des Geistes“ besonders reichhaltig manifestiert zu haben scheint.⁴

Wie man heute Celans nachgelassenem Briefwechsel entnehmen kann, erfolgte sein Schreiben an Jünger auf Initiative des Wiener Freundes Klaus Demus. Nach der Enttäuschung durch den mangelhaften Druck seines ersten Gedichtbands *Der Sand aus den Urnen* (Wien 1948) bemüht sich Celan in Paris ziemlich aussichtslos um einen neuen Verleger. In seinem Brief vom 2. September 1950 schlägt ihm Demus vor, sich in dieser Angelegenheit an Ernst Jünger um Unterstützung zu wenden. Wahrscheinlich hat Celan sehr zurückhaltend darauf reagiert, worauf Demus mit einem erneuten Vorschlag kommt: er will es seinem Freund leichter machen und die heikle Bittschrift auf sich nehmen: „Ich würde

ihm gerne schreiben und dabei auch – sogar hauptsächlich – von Dir sprechen, und Du sollst ihm Dein Manuskript schicken.“ (PC/KND, 34f.) Demus will erfahren haben, dass sich Jünger bereits erfolgreich für einen österreichischen Dichter eingesetzt habe, in Deutschland verlegt zu werden, und was ihn besonders zu ermutigen scheint, ist die Person dieses Dichters: „Denk Dir – es hat sich um H. Hakel gehandelt!“ Der Dichter Hermann Hakel ist, was Demus unerwähnt lässt, jüdischer Herkunft. Celan reagiert auch auf diesen Vorschlag nicht, und am 17. Dezember 1950 drängt ihn Demus erneut: will denn Celan wirklich nicht für seine Manuskripte etwas bei Jünger versuchen? Auch Ingeborg Bachmann ermuntert Celan zu diesem Schritt: sie glaube, schreibt sie ihm aus Wien, dass es kein Fehler wäre, durch Jünger etwas in Gang zu bringen.⁵

Im Mai 1951 gibt Celan sein Zögern auf und lässt Demus wissen, er habe Jüngers Adresse ermittelt; wenn Demus möchte, könne er ihm nun seinen Brief schicken. (PC/KND, 60) Es ist ein merkwürdiger Brief, der am 18. Mai 1951 aus Wien an Jünger ging, und damit ist nicht nur das überschwängliche Pathos des damals 24-jährigen Klaus Demus gemeint. Es ist die Art, wie er seinen Freund präsentiert, den Jünger aus tiefster existentieller Not retten soll, indem er einen Verleger für ihn findet: „Niemand kennt seinen Namen: Paul Celan. 1920 als Deutscher in Rumänien geboren, nach Paris geflüchtet, wo er seit drei Jahren lebt, studiert, mühsam sein Brot verdient, dichtet.“⁶ Und anschließend fasst Demus das Elend seines Freundes im folgenden Satz zusammen: „Seine Eltern kamen im Krieg um, seine Braut⁷ ist für ihn tot, er ist ganz allein.“ In seinem Brief an Celan findet es Demus ein hoffnungsvolles Zeichen, dass Ernst Jünger dem österreichischen Dichter jüdischer Herkunft Hermann Hakel geholfen haben soll; in seinem Brief an Jünger hingegen kaschiert er die jüdische Herkunft Paul Celans und auch die Tatsache, dass seine Eltern als Juden umgebracht wurden. Wusste Demus wirklich nicht von der jüdischen Herkunft seines Freundes?⁸ Oder schien es ihm Jünger gegenüber ratsamer, diese unerwähnt zu lassen? Man kann heute nur darüber spekulieren; Tatsache ist jedenfalls, dass man in biographischen Notizen und Interviews aus dieser Zeit krampfhaft vermied, Celans jüdische Herkunft auch nur zu erwähnen – selbst dann, wenn die *Todesfuge* besprochen wurde.⁹ Celan selber schien daran keinen Anstoß zu nehmen; seinem Selbstverständnis nach war er ein Jude und er war ein deutscher Dichter, also ein Deutscher.

II

Was Ernst Jünger von solchen Deutschen hielt, kann man in seinem Artikel *Über Nationalismus und Judenfrage* nachlesen. Es handelt sich um Jüngers Beitrag für eine Sondernummer der Zeitschrift *Süddeutsche Monatshefte*, die 1930 mit dem Titel „Die Judenfrage“ aufmachte und eine breite Palette von Artikeln, auch prominenter jüdischer Autoren, zum Thema brachte.¹⁰ Darin rügt Ernst Jünger zunächst den überlieferten Antisemitismus in

Deutschland als ein spätes und schwächliches Kind der feudalen Welt. In seiner Hilflosigkeit halte es dieser Antisemitismus höchstens für einen Schönheitsfehler, „den Juden“ in repräsentativen Stellungen auftauchen zu sehen. Ferner beklagt Jünger den Mangel an Folgerichtigkeit und Instinktsicherheit, der dem Antisemitismus der nationalen Bewegungen anhafte; aus diesem Mangel heraus werde nämlich „der Stoß gegen den Juden zwar oft unter großem Aufwand, aber immer viel zu flach angesetzt, um wirksam zu sein“. Seine Hoffnung setzt Jünger auf den „Willen zur Gestalt“, der sich in Deutschland geltend mache. Am Ende dieses Gestaltungswillens stehe „die Gestalt des Deutschen Reiches als einer auf ihren eigentümlichen Wurzeln ruhenden Macht“. Nun habe aber auch der Jude dank des Liberalismus eine Gestalt gewonnen, nämlich die Gestalt des „Zivilisationsjuden“. In dieser Gestalt habe sich der Jude quasi unsichtbar gemacht, indem er einen Deutschen mimt und für die emporkommende Gestalt des Deutschen gefährlich, ansteckend und zerstörend wirken könne. Die feinste und geschickteste Wirksamkeit des „Zivilisationsjuden“ laufe auf die ununterbrochene Führung des Nachweises hinaus, dass es den Juden gar nicht gebe. Daher sei die wirksamste Waffe gegen diesen „Meister aller Masken“, ihn zu sehen. Die Quintessenz dieser Überlegungen lautet:

Die Erkenntnis und Verwirklichung der eigentümlichen deutschen Gestalt scheidet die Gestalt des Juden ebenso sichtbar und deutlich von sich ab, wie das klare und unbewegte Wasser das Öl als eine besondere Schicht sichtbar macht. (...) Der Zivilisationsjude klammert sich in seiner Masse noch an den Liberalismus an, dem er ja nicht weniger als alles verdankt. (...) Die wirksamste Waffe gegen ihn, den Meister aller Masken, ist, ihn zu sehen. Im gleichen Maße jedoch, in dem der deutsche Wille an Schärfe und Gestalt gewinnt, wird für den Juden auch der leiseste Wahn, in Deutschland Deutscher sein zu können, unvollziehbarer werden, und er wird sich vor seiner letzten Alternative sehen, die lautet: in Deutschland entweder Jude zu sein oder nicht zu sein.

Es scheint, als würde Jünger den Stab nur über den „Zivilisationsjuden“ brechen. Damit ist der assimilierte deutsche Jude gemeint, der ein Deutscher sein will oder es zu sein vorgibt und der sich daher als Jude – eben in der Gestalt des „Zivilisationsjuden“ – unsichtbar gemacht hat. In dieser Gestalt werde aber der Jude gleichsam ein Ölfleck aus der „eigentümlichen deutschen Gestalt“ herausgeschieden werden. Als Jude allerdings, der diese Gestalt nicht angenommen hat, darf er in Deutschland sein. Dass man einige Jahre später mit der Verwirklichung der „eigentümlichen deutschen Gestalt“ im Dritten Reich den Juden in welcher Gestalt auch immer dem Nichtsein zuführte – das kann man Jünger freilich nicht anrechnen, er war ja bekanntlich kein Nazi.¹¹

Hätte Paul Celan diesen Aufsatz gelesen – meint Theo Buck – wäre sein Brief mit Sicherheit ungeschrieben geblieben. Ob diese Annahme stimmt? So unbekannt war Jüngers berühmter Aufsatz auch damals nicht, und nichts spricht dagegen, dass ihm Celan gerade deshalb diesen besonderen Brief geschrieben hat. Hat er doch auch mit Martin Heidegger das Gespräch gesucht, obgleich dieser im Unterschied zu Jünger auch noch Mitglied der NSDAP war. Dabei „würgt“ Celan an seinem Brief an Jünger, wie er später am Gespräch mit Heidegger „würgt“. ¹² Er will auch nicht verbergen, welche Mühe und Selbstüberwindung ihm dieser Brief bedeutet: „So geriet ich jedes Mal ins Stocken, wenn ich mich zu den Worten vortastete, die ich meinen Gedichten vorausschicken musste (...).“ Und was dieses Stocken verursacht, steht im vorangehenden Satz, der lautet:

Auf vielerlei Wegen habe ich zu Ihrer Welt hinübergedacht und Ihnen zu begegnen versucht – aber das Zeichen, unter das ich mich stellte, schien mir nicht recht zu denjenigen zu gehören, die es vermocht hätten, Ihr Auge auch für die Gestalt unter ihm zu gewinnen.

Was Celan damit sagt ist allerdings interpretationsbedürftig. Auch er spricht von Gestalt. Im Unterschied zu Jünger, bei dem die Gestalt anstelle des (bürgerlichen) Individuums getreten ist, verwendet er diesen in Philosophie und Ästhetik strapazierten Begriff meistens, wenn er sein Selbstverständnis als Dichter zu verdeutlichen sucht. Hier geht es aber um mehr. Er, Paul Celan, habe sich unter ein Zeichen gestellt, und dieses scheine ihm nicht zu denjenigen zu gehören, die Jüngers Auge auch für die Gestalt unter diesem Zeichen gewinnen könnten. Was könnte sich Jünger bei diesem Satz gedacht haben, mit dem ihm ein unbekannter deutscher Dichter jüdischer Herkunft, also ein „Zivilisationsjude“, subtil und unerbittlich sein Verdikt über die Gestalt des „Zivilisationsjuden“ vor Augen führt? Das Zeichen, unter das sich Celan gestellt habe, sei „das des dichtenden Juden deutscher Sprache nach dem Holocaust“, meint Theo Buck.¹³ Das klingt zwar plausibel, erklärt uns aber nicht, was dann die Gestalt unter diesem Zeichen wäre. Man kann diese Briefstelle auch anders lesen, nämlich als Verweis auf den Brief von Klaus Demus an Jünger, in dem er seinen Freund Celan als einen deutschen Dichter, ja, als einen neuen Hölderlin vorstellt, und als Verweis auf Jüngers Artikel *Über Nationalismus und Judenfrage*, in dem Jünger den Juden als *Gestalt* wahrnimmt. Celan steht unter dem Zeichen des Dichters in der Gestalt des Juden – wohlgerne des „Zivilisationsjuden“, der sich Jünger zufolge in dieser Gestalt als Jude unsichtbar gemacht hat. Daher erwartet Celan nicht, Jüngers Auge auch für die Gestalt unter diesem Zeichen gewinnen zu können. So gelesen ist diese Briefstelle der blanke Hohn auf den auch sprachlich ungeheuerlichen Antisemitismus Ernst Jüngers, den er später vehement gelegnet hat.

Den Gedanken, man nehme ihn nicht als Persönlichkeit und Individuum wahr, hielt Celan einige Jahre später in einem Aphorismus fest: „Noch die ‚Besten‘ wollen den Juden (der ja nichts anders als eine Gestalt des Menschlichen, aber immerhin eine Gestalt ist) als Person, als Subjekt nicht wahrhaben [...]“ (Mikrolithen 31) Denselben Gedanken gab er nahezu gleichlautend in einem Brief an Peter Szondi vom 11. August 1961 weiter:

Sie sind, wie ich, Jude, und so kann ich hier über manches hinweggehen und, in diesem Zusammenhang, einen Gedanken äußern, der mir weiß Gott nicht frei in der Luft zu schweben scheint: Noch von den „Besten“ wird der Jude – und das ist ja nichts als eine Gestalt des Menschlichen, aber immerhin eine Gestalt – nur allzu gerne als Subjekt aufgehoben und zum Objekt bzw. „Sujet“ pervertiert.¹⁴

In einem Brief an Gottfried Bermann Fischer vom 14. Dezember 1963 stellt er eine Entwicklung in Deutschland fest, die er mit Besorgtheit verfolge: „Dazu gehört, auf der ‚Linken‘, ein gewisser ‚liberaler‘ Antisemitismus, der es sich, diesmal (auch diesmal!) nicht ohne Mithilfe von Juden bzw. ‚Juden‘, zum Ziel gesetzt hat, das Jüdische – also *eine* der Gestalten des Menschlichen, aber immerhin eine *Gestalt*! – auf dem Wege der Absorption, Bevormundung usw. zu beseitigen.“¹⁵ Celan will eben als Subjekt, d.h. hier schlicht als „Mensch“, wie es mehrmals emphatisch bei ihm heißt, wahrgenommen werden, und nicht als Objekt, Sujet oder Repräsentant des „Jüdischen“. Der Jude, will man ihn schon als Gestalt wahrnehmen, ist nichts anders als eine Gestalt des Menschlichen. Eben diese Fähigkeit und Bereitschaft, den Juden wahrzunehmen, mutet er Jünger nicht zu. Im engen

Zusammenhang mit diesem Gedanken und mit seiner Auffassung, dass die Dichtung der Ort des Einmaligen und Individuellen ist, definiert Celan die Dichtung als „Gestalt gewordene Sprache eines Einzelnen“, eine Gestalt, die freigesetzt worden sei „unter dem Zeichen einer radikalen und sich der von der Sprache erschlossenen Möglichkeiten eingedenk bleibenden Individuation“. (Mikrolithen 197, PCM 9 u. 215) Zwei Inhalte von Gestalt stehen sich somit gegenüber: die sich herausbildende „eigentümliche deutsche Gestalt“, die Jünger zufolge die Gestalt des „Zivilisationsjuden“ sichtbar mache, um diesem den Wahn auszutreiben, jemals Deutscher sein zu können, und die Gestalt gewordene Sprache eines Einzelnen, wie Celan seine Dichtung versteht. Dieser Einzelne, der die Gestalt gewordene Sprache hervorgebracht hat, ist selber freilich keine Gestalt, weder des „Deutschen“ noch des „Jüdischen“ und schon gar nicht des „Zivilisationsjuden“; er ist ein Individuum, ein Ich, das unter dem Zeichen einer radikalen Individuation steht und ihr in seiner Dichtung Gestalt verleiht. Auch so ließe sich der verklausulierte Satz interpretieren, in dem Celan zu erklären versucht, was ihn zögern lässt, Jünger seine Gedichte vorzulegen. Tatsächlich erklärt er ihm mit diesem Satz, was sie voneinander trennt: das nämlich, was die eigentümliche deutsche Gestalt in der Person von Ernst Jünger von der Gestalt unter dem Zeichen einer radikalen Individuation in der Person von Paul Celan trennt. Und warum nicht auch noch das, was den dem Anarchismus zugeneigten Paul Celan vom „Anarchen“ trennt, als der sich Ernst Jünger zu stilisieren pflegte.¹⁶

III

Celan und Jünger seien sich weniger fremd gewesen, als angenommen werde, meint Tobias Wimbauer.¹⁷ Die Argumente, die er in seiner Entgegnung an Jean Bollack als Begründung anführt, überzeugen genauso wenig wie seine Auslegung des Briefes.¹⁸ Weitere Dokumente und Zeugnisse für Celans Verhältnis zu Jünger bietet der heutige Stand der Forschung wenig. Unter den Nachlassgedichten Celans findet sich aber eines, dessen Bezugnahme auf Ernst Jünger, genauer: auf zwei seiner Essays, unverkennbar ist:

*Mit der Friedenstaube, so kommt
der Werwolf daher, ein Wald-
ein Widergänger inmitten
gradgespiegelter Lügen.*

*Geht nur, folgt ihm, er ist nicht
allein. Mit ihm geht das um-
gestülpte Henkerwort, groß-
mäulig, umstarrt
von Goldzahn, Gold-
hauer, Gold-
kralle.*

(PC/GN, 65 u. HKA 11, 388)

Das undatierte Gedicht, entstanden vermutlich Ende August 1962, gehörte zum Entwurf der *Niemandrose*, wo es am 30. März 1963 noch als Nr. 8 des letzten Zyklus zwischen *Huhediblu* und *Affenzeit* eingetragen wurde. Es zählt somit zu einer größeren Gruppe von Gedichten, deren Aufnahme in *Die Niemandrose* vorübergehend erwogen und schließlich aus wohl unterschiedlichen Struktur- und Gestaltungsgründen verworfen wurde.¹⁹ In der ersten Strophe wird

die Gestalt des Werwolves hervorgebracht – in der germanischen Mythologie und im Volksglauben ein Mann, der die Fähigkeit besitzt, sich in einen Wolf zu verwandeln oder ein Wolf, in dem die Seele eines Menschen steckt. „Werwolf“ ist auch der Name einer Ende 1944 ausgerufenen nationalsozialistischen Untergrundbewegung, die in den von den Alliierten besetzten Gebieten des Dritten Reiches Sabotageakte und Anschläge durchführen und den Krieg auch nach der Niederlage des Dritten Reiches fortsetzen sollte. Mit dieser Konnotation – als Verweis auf den virulenten oder wiederkehrenden Nationalsozialismus – kommen „Werwölfe“ in mehreren Nachlassgedichten und Gedichtsfragmenten aus dem Zeitraum der *Niemandrose* vor.

In diesem Gedicht vollzieht sich allerdings eine weitaus komplexere Gestaltung des Werwolves: er ist, als Werwolf, ein Wald- und Widergänger, kommt aber mit der Friedenstaube daher. Widergänger nennt man im Volksglauben einen verstorbenen „Untoten“, der aus dem Grab heraus seinen unheilvollen Einfluss auf die Lebenden auszuüben vermag oder wiederkehrt, um sich an den Lebenden zu rächen. Als mythologische Spukfiguren gleichen sich Werwolf und Widergänger, insofern der Widergänger als Werwolf wiederzukehren pflegt. Eine weitere Seinsweise des Werwolves verbirgt sich in der Zusammenfügung „ein Wald- / ein Widergänger“. Das durch Ergänzungsstrich teils eingesparte und gleichsam verdeckte, durch seine Trennung am Versende aber zugleich hervorgehobene Wortglied „Waldgänger“, ist ein Verweis auf Ernst Jünger. Auch der Waldgänger ist, wie der Werwolf und der Widergänger, eine mythologische Figur, allerdings handelt es sich um einen von Ernst Jünger selber erschaffenen Mythos unter dem Titel *Der Waldgang*²⁰. Der Waldgänger ist die zentrale Gestalt in diesem Essay und die dritte mythische Gestalt im Oeuvre Ernst Jüngers nach dem „Arbeiter“ und dem „Krieger“.

Vor diesem Hintergrund kann man auch die Friedenstaube, mit der das Gedicht einsetzt, als einen Verweis auf Ernst Jünger lesen, genauer, auf seinen Essay *Der Friede*²¹. Ihre Voranstellung im Gedicht verleiht der Friedenstaube ein besonderes Gewicht, sie scheint merkwürdigerweise das wichtigste Attribut des Werwolves zu sein, würde man doch eher die erst am Ende des Gedichtes erwähnten Zahn, Hauer und Kralle zu den Attributen des Werwolves zählen. Das Symbol der Friedenstaube gründet im nicht nur alttestamentarischen Mythos von der Sintflut, wonach eine von Noah aufgelassene Taube mit einem grünen Ölzweig im Schnabel zur Arche zurückkehrt und verkündet, dass Gott den Vernichtungskrieg gegen seine Schöpfung ausgesetzt hat und das Leben weitergehen darf. 1949 hat Pablo Picasso eine Friedenstaube für den Pariser Weltfriedenskongress entworfen und lithographiert, wodurch sie zum Symbol der internationalen Friedensbewegungen wurde. Auch Ernst Jünger lässt eine Friedenstaube aus seinem Essay *Der Friede* aufsteigen, indem er darin seine Sichtweise auf den soeben beendeten Krieg und auf die europäische Nachkriegsordnung kundtut.

Der Werwolf- und Waldgänger kommt mit der Friedenstaube „inmitten / gradgespiegelter Lügen“ daher. Gradgespiegelt kann man Lügen nennen, die, indem sie durch eine Spiegelung bzw. spiegelbildlich begründet wurden, nicht mehr als Lügen erkennbar sind und als Wahrheit präsentiert werden. Was rechts ist, erscheint im Spiegel links und umgekehrt. Ein Beispiel solcher spiegelbildlichen Verwandlung ist die bei Celan mehrmals vorkommende Figur des „Links-Nibelungen“. Dieser gibt vor, links zu sein, huldigt aber deutschnationalen oder gar nationalsozialistischen Wertvorstellungen, wie z.B. „der Runige“ im Gedicht

Auch der Runige, der sich rot schabt und auf die linke Fahrspur wechselt. (PC/GN 328) „Gradgespiegelte Lügen“ kann aber auch eine ganz konkrete Referenz haben, nämlich das Wochenblatt *Der Spiegel*, das Celan in Paris aufmerksam gelesen hat. Manche Veröffentlichung im *Spiegel* zur Entstehungszeit des Gedichtes, deren Autor bei Celan im Verdacht eines „Links-Nibelungen“ stand, käme durchaus in Betracht, von ihm als „gradgespiegelte Lüge“ wahrgenommen zu werden.²²

Die zweite Strophe fordert ironisch auf, dem Werwolf zu folgen: „Geht nur, folgt ihm, er ist nicht / allein.“ Das Verhältnis von Führer und Gefolgschaft wird angedeutet, der Werwolf scheint eine Führergestalt zu sein: Führer, befehl, wir folgen! Daher wohl auch seine Bezeichnung als Widergänger. Und er ist nicht allein, denn „das um- / gestülpte Henkerwort“ begleitet ihn beim Waldgang. In mehreren aphoristischen Notizen höhnt Celan über die philosemitische „Umstülpung jüdischer Klischees“ bei manchen Autoren der deutschen Nachkriegsliteratur, die ein Zeichen der radikalen „Umkehr“ vom nationalsozialistischen Antisemitismus zu setzen meinen, indem sie etwa nicht mehr von „Abraham Krummnase“ sprechen, sondern von „Mirjam Mandelaug“.²³ So dürfte man auch „das umgestülpte Henkerwort“ verstehen: die Henker von gestern haben als Zeichen angeblicher Umkehr ihre antisemitischen Klischees ins Philosemitische umgestülpt. Das umgestülpte Henkerwort scheint die Friedenstaube zu sein, mit der der Werwolf daher kommt. Er hat sein Henkerwort zu einer Friedensbotschaft umgestülpt, und dieses scheint sogar den Aufruf, ihm zu folgen, erst zu begründen: Folgt ihm, er ist nicht allein, denn das umgestülpte Henkerwort geht mit ihm! Es ist ein großmäuliges Wort, das von drei seltsamen, auf Zahn, Hauer und Krallen reduzierten Waldwesen, die die Namen Goldzahn, Goldhauer und Goldkrallen führen, „umstarrt“, also umstellt und angestarrt wird. Ein Tableau wie aus einem Schauermärchen. Denkt man allerdings an den Ausdruck „von Waffen starren“, der durch das Partizip „umstarrt“ angesprochen wird, ergäbe sich eine etwas andere Interpretation: das „umgestülpte Henkerwort“ des Werwolfs starrt von Waffen.²⁴ Es sind Attribute des Raubtiers, das „vergoldete“ Mordwerkzeug des Werwolfs, von dem sein umgestülptes Henkerwort, seine Friedensbotschaft umstarrt ist.²⁵

Fassen wir zusammen: Im Gedicht *Mit der Friedenstaube* tritt aus einem äußerst komprimierten Verweisungszusammenhang ein Werwolf hervor, dessen Gestaltung als Waldgänger mit der Friedenstaube auf Ernst Jüngers Essays *Der Friede* und *Der Waldgang* verweist. Die Friedenstaube ist wohl seine Friedensbotschaft, mit der er inmitten gradgespiegelter Lügen daherkommt. Bei näherer Hinsicht präsentiert sich diese komplexe Gestalt als die groteske Dreieinigkeit von Werwolf, Waldgänger und Widergänger: ein Bild von großer dichterischer Prägnanz und Aussagekraft, erreicht durch die rhythmisch-semantische Verschränkung seiner drei Komponenten und die dreifache Alliteration, die Anklänge an germanische Stabreimdichtung wachruft. Die zweite Strophe ergänzt die Gestalt des Werwolfs: seine Friedensbotschaft ist sein Henkerwort, das er zu einer großmäuligen Friedensbotschaft umgestülpt hat, umstarrt von Goldzahn, Goldhauer und Goldkrallen. Es sind die vergoldeten Waffen des Werwolfs, mit denen sein umgestülptes Henkerwort ausgerüstet ist, während er selber gleichsam als ein Wolf im Schafspelz mit der Friedenstaube daherkommt.

IV

Als Celan *Mit der Friedenstaube* schrieb, lag sein Brief an Ernst Jünger schon zehn Jahre zurück. 1962 war er kein unbekannter Dichter mehr, der sich um die Gunst einer einflussreichen Persönlichkeit bemühen muss, um verlegt zu werden. In seinen Briefen und Notizen finden sich kaum weitere Verweise auf Ernst Jünger. Die Gestalt des Werwolfs aber, die als Wald- und Widergänger mit der Friedenstaube daherkommt, verweist auf Jüngers Essays *Der Friede* und *Der Waldgang*, die somit als Referenzrahmen für das Verständnis des Gedichtes berücksichtigt werden sollen. Die Motivierung dieses referentiellen Zusammenhangs kann aus den in beiden Texten artikulierten Visionen und Wertvorstellungen erschlossen werden.

Der Essay *Der Friede: ein Wort an die Jugend Europas, ein Wort an die Jugend der Welt* erschien zuerst 1946 im Amsterdamer Verlag „Die Argonauten“ mit einer Vorbemerkung von R. van Rossum²⁶. Dieser preist das Büchlein als einen Ruf, zu Humanismus und Religion einzukehren, und weist auf Ernst Jüngers Kontakte zum Widerstand, zu Picasso und zum Anarchisten Erich Mühsam. Die Schrift sei bereits 1941 in ihren Grundrissen entworfen worden und habe 1943 in dieser Fassung vorgelegen. Jünger muss also die militärische Niederlage des Dritten Reiches schon sehr früh antizipiert haben. Die erste deutsche Ausgabe unter dem bescheideneren Titel *Der Friede* erschien erst 1964 beim Ernst Klett Verlag Stuttgart mit einem Geleitwort von Alfred Toepfer, einem ausgewiesenen Kultur- und Wirtschaftsapparatschik des nationalsozialistischen Staates mit einer später auch in der Bundesrepublik bewundernswerten Karriere. Toepfer lässt ebenso wissen, dass diese Schrift bereits im Sommer 1943 in ihrer endgültigen Form vorgelegen habe. Man habe sie in langen einsamen Zwiesgesprächen konzipiert, in denen man sich insbesondere über die politischen Erfordernisse der Zeit und der Zukunft Gedanken machte. „Die wesentliche Aufgabe wurde in der völligen Überwindung von Nationalismus und Rassendünkel, das große politische Ziel in einem einheitlichen Europa nach dem Beispiel der USA oder der Schweiz gesehen, einem Europa, das von den Ideen menschlicher Freiheit, Toleranz und allgemeiner, vor allem auch sozialer Gerechtigkeit beherrscht sein sollte.“²⁷

Die Friedensbotschaft Ernst Jüngers ist eine explizite und implizite Verneinung der Alleinschuld Deutschlands für den Zweiten Weltkrieg und lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: Dieser Krieg sei das erste allgemeine Werk der Menschheit gewesen (S. 12), er darf von niemand verloren und muss von allen gewonnen werden, denn wenn er nicht durch alle gewonnen, er dann von allen verloren werden wird. (S. 30) Alle haben gelitten, alle haben Opfer gebracht, aber auch „einen Überfluß an wunderbaren Taten“ verrichtet. Daher darf es mit Blick auf die anstehende neue europäische Ordnung weder Sieger noch Besiegte geben. Diesem Leitgedanken entlang ist zwischendurch auch von Verbrechen und Grausamkeiten die Rede, deren Triebfeder „Klassen- und Bluthaß“ diesseits und jenseits gewesen sei. Kommunisten wie Nazis also, die einen nicht besser als die anderen. Auch von Krematorien ist die Rede, von „Scharen“, die dort den Lumpen entkleidet und nackt gemeuchelt wurden: „Dort war das Lemurengesindel tätig, das seine grauenhaften Künste im Dunkeln treibt.“ (S. 21) Meint Jünger vielleicht die Vernichtungslager, waren Juden die gemeuchelten Scharen? Vielleicht. Er muss dann schon sehr früh davon erfahren haben, da angeblich seine Schrift bereits 1943 in dieser Form vorlag. Und gleich darauf relativiert er: „Und

wir erlebten die künstliche Entrüstung anderer Lemuren, die an die Luderplätze kamen, um das Verscharzte auszugraben und die verwesenen Körper auszustellen, zu messen, zu zählen und abzubilden, wie es ihren Zwecken dienlich war. Sie spielten die Kläger nur, um daraus für sich das Recht zu niederer Rache abzuleiten“, etc. (S. 21) Meint Jünger vielleicht die Russen, die im Januar 1945 zwischen den Leichenbergen in Auschwitz standen und sich darüber künstlich entrüstet hätten? Meint er vielleicht die Kläger in den Nürnberger Prozessen? Streckenweise dient nahezu jeder Satz der Verschleierung: Subjekt der Täterschaft ist „das Schicksal“; der Hass und die Verfolgungen werden „der Zeit“ zugeschrieben; der Krieg war ein „Völkerringen“, bei dem „altbewährtem Waffenruhm“ in Fülle „neuer Lorbeer“ zugefügt wurde, ein Riesenkampf, in dem „jeder Gegner stolz auf den anderen sein kann“. (S. 13)

„Die Jugend Europas und der Welt“ hat allerdings von dieser Friedensbotschaft Ernst Jüngers kaum Notiz genommen. Auch die Alliierten nicht, denn sie haben Jünger bis 1949 ein Publikationsverbot auferlegt. *Der Waldgang* lässt sich als eine Reaktion darauf lesen. Mythische Bilder und ontologische Gedankenergüsse bei der Gestaltung von Wald und Waldgänger vernebeln streckenweise die sehr konkrete und zeitaktuelle Stoßrichtung des Textes. Er öffnet den Rahmen mit einem Wahlgang, dessen Ergebnis vorausbestimmt ist und vom erzählenden Ich als eine Falle durchschaut wird. Denn eine Wahl habe der Wahlgänger gar nicht, es werde ihm lediglich durch den Wahlzettel die Gelegenheit geboten, „sich an einem Beifall spendenden Akt zu beteiligen“. (S. 7) Das in der Diktatur übliche Plebiszit habe sich lediglich in die Formen der freien Wahl verkleidet. Mit dieser Erkenntnis ist der Wahlgänger schon unterwegs, Waldgänger zu werden. Sind die Wahlen im Dritten Reich oder in einer sozialistischen Volksdemokratie gemeint? Erst nach und nach schimmert hinter der mythisch-metaphysischen Bilderfassade durch, wem eigentlich der Widerstand des Waldgängers gegen Knechtschaft und Fremdherrschaft gilt: dem niedergeworfenen, zerstückelten, unter der Fuchtel der Entnazifizierung erniedrigten Nachkriegsdeutschland mit seiner von fremder Siegerhand oktroyierten parlamentarischen Demokratie. Und der Text schließt den Rahmen mit der Hoffnung „auf einen neuen Dietrich, einen neuen Augustus – auf einen neuen Fürsten, dessen Auftrag sich durch eine Konstellation am Himmel ankündet“. (S. 91) Im so abgesteckten Rahmen erfahren wir, was eigentlich den Waldgänger in den Wald trieb: „Es fiel dem Einzelnen daher schwer, zu begreifen, daß er nach dem Einzug der siegreichen Mächte für seinen mangelnden Widerstand nicht nur generell, als Kollektivschuldiger, sondern auch individuell belangt wurde – etwa dafür, daß er als Beamter oder Kapellmeister auch weiterhin seinen Beruf besorgt hatte.“ (S. 72) Es ist die durch die Alliierten zeitweise betriebene Entnazifizierung, die als Kränkung und Ächtung erfahren wird: „Der Waldgang folgte auf die Ächtung; durch ihn bekundete der Mann den Willen zur Behauptung aus eigener Kraft.“ (S. 40) Daher verlässt der Geächtete das Schiff des zeitlichen Seins und taucht in den Wald unter, der das überzeitliche Sein ist. (S. 39) Der Waldgänger besitzt nämlich ein ursprüngliches Verhältnis zur Freiheit (S. 28), er lässt sich durch keine Übermacht das Gesetz vorschreiben, weder propagandistisch noch durch Gewalt. (S. 38) Im Wald ist er zunächst einmal ein Schläfer: „Man kann sagen, daß der Mensch im Walde *schläft*. Im Augenblick, in dem er erwachend seine Macht erkennt, ist die Ordnung wieder hergestellt.“ (S. 35, Hervorhebung im Original) Als meinte man, um beim Mythos

zu bleiben, den Schlaf des Kaiser Barbarossa. Der Text lässt aber durchaus auch eine lebensweltliche Lektüre zu. Der Waldgänger scheint kein ontischer Schläfer zu sein, sondern einer in der heute aktuellen Bedeutung dieses Wortes: ein „Schläfer“, der als Partisan erwacht, um die Ordnung wieder herzustellen. Welche Ordnung?

Von wohlthuender Klarheit ist Jünger aber, wenn er die Art des Widerstandes darstellt. Am Anfang erinnert er an die Werwölfsart des Waldgängers, indem er im Bild von Hunden (Polizei) und Masse (Herde) erklärt, wieso die Polizei die Herde nicht voll kontrollieren kann: „denn es verbergen sich Wölfe in der grauen Herde, das heißt: Naturen, die noch wissen, was Freiheit ist. Und diese Wölfe sind nicht nur an sich stark, sondern es ist auch die Gefahr gegeben, daß sie ihre Eigenschaften auf die Masse übertragen, wenn ein böser Morgen dämmert, so dass die Herde zum Rudel wird.“ (S. 22) Ein Rudel von Werwölfen.

Und am Ende zählt Jünger als erfahrener Wehrmachts-offizier detailliert auf, wozu der Waldgänger als Partisan alles fähig ist: „Er führt den kleinen Krieg entlang der Schienenstränge und Nachschubstraßen, bedroht die Brücken, Kabel und Depots. Sinecursus muss man Truppen zur Sicherung verzetteln, die Posten vervielfachen. Der Waldgänger besorgt die Ausspähung, die Sabotage, die Verbreitung von Nachrichten in der Bevölkerung. Er schlägt sich ins Unwegsame, ins Anonyme, um wieder zu erscheinen, wenn der Feind Zeichen von Schwäche zeigt.“ (S. 75)

Was den Werwolfverbänden 1944-45 nicht gelang, soll nun der Waldgänger nachholen. Die Welt, wie er sie wahrnimmt, ist von neuen Leidensfiguren erfüllt: „Das sind die Vertriebenen, die Geächteten, die ihrer Heimat und Scholle Beraubten, die brutal in den untersten Abgrund gestoßenen. [...] Deutschland ist heute reich an Enterbten und Entrechteten; es ist an ihnen das reichste Land der Welt. [...] Nach seiner [des Deutschen, GC] Niederlage wurde die Absicht, ihn auf ewig zu entrechteten, ihn zu versklaven, ihn durch Aufteilung zu vernichten, an ihm erprobt.“ (S. 86f.) Kaum sechs Jahre nach dem weitgehend gelungenen Unternehmen, die Juden Europas restlos auszurotten, verliert Ernst Jünger kein einziges Wort darüber. Was zählt, ist das den Deutschen zugefügte Leid infolge der „Katastrophe“ – so hat Jünger die militärische Niederlage des Dritten Reiches erfahren und so nennt er sie auch. Der Traum, diese Katastrophe rückgängig zu machen – wenig mehr bliebe übrig, wenn man den Essay aus seiner mythisch-ontologischen Verpackung herauschält.

V

Als Magna Charta des zivilen Ungehorsams und des Widerstands gegen den modernen Leviathan wurde *Der Waldgang* gepriesen. Der Essay bietet einen Leitfaden für das physische und psychische Überleben im Zeitalter der Ideologien und der wachsenden Technokratie, er sei eine Widerstandsfibel gegen Totalitarismus und Anpassung, ein Brevier für den geistig-politischen Partisanen. Die Gestalt des Waldgängers zog in ihren Bann namhafte deutsche Intellektuelle sowohl nationalkonservativer als auch linksliberaler und sozialistischer Provenienz. In der Pattstellung des Kalten Krieges schien *Der Waldgang* dazu noch auf die Möglichkeit eines „dritten Weges“ zwischen den zwei Machtblöcken zu weisen, den Deutschland zur Wiederherstellung der nationalen Einheit und Souveränität beschreiten könnte²⁸ – ein auch für manche Protagonisten der Studentenbewegung 1968 verlockender Gedanke. Nicht für Celan. Das prägnante Bild Ernst Jüngers von

den Wölfen, die, verborgen in der grauen Herde diese zum Rudel machen, hatte er schon einmal in einer nicht enden wollenden Vergangenheit als Wirklichkeit erlebt. Als Albtraum hallt sie in seinen Gedichten nach, etwa in *Abend der Worte*: „[...] die Narbe der Zeit / tut sich auf / und setzt das Land unter Blut – / Die Doggen der Wortnacht, die Doggen / schlagen nun an / mitten in dir.“ (HKA 4.1, S. 45)

Seine ersten Erfahrungen mit dem virulenten Antisemitismus im Nachkriegsdeutschland machte Celan in Mai 1952 auf der Tagung der Gruppe 47 in Niendorf, wo er zum ersten Mal im „Land der Täter“ Gedichte vortrug. Sein erfolgloser Brief an Ernst Jünger lag ein Jahr zurück, als Ingeborg Bachmann und Milo Dor sich bei Hans Werner Richter einsetzten und ihn nahezu nötigten, auch ihren Pariser Freund als „österreichischen Dichter“ nach Niendorf einzuladen. Ein Auftritt vor diesem Forum, das als Aushängeschild der deutschen Nachkriegsliteratur galt, würde, so die Hoffnung, Celan in Kontakt mit deutschen Kollegen bringen und vielleicht auch einen deutschen Verleger auf ihn aufmerksam machen. Die Hoffnungen blieben diesmal nicht enttäuscht, der Erfolg aber hinterließ einen bitteren Beigeschmack. Der Hohn und Spott, mit dem manche der Siebenundvierziger *Die Todesfuge* quitierten – unmögliches Pathos, Celan lese wie Goebbels, das Ganze sei ein Singsang wie in einer Synagoge – war ein frühes Beispiel jener „Projektion“ antijüdischer Ressentiments, die sich bei dieser „jungdeutschen Schicksalsgemeinschaft“ Luft machte, wenn man unter sich war.²⁹ Ingeborg Bachmann scheint den Eindruck von so einem ungezwungenen Plausch festgehalten zu haben, als sie in ihrem Tagebuch notierte: „Am zweiten Abend wollte ich abreisen, weil ein Gespräch, dessen Voraussetzungen ich nicht kannte, mich plötzlich denken ließ, ich sei unter deutsche Nazis gefallen.“³⁰

Es gab freilich keine Nazis (mehr) unter den anwesenden Gruppenangehörigen, und schon gar nicht Antisemiten, vielmehr gab man sich linksliberal bis sozialistisch, und Kriegsgegner waren sie sowieso alle. Und sie hatten auch viel Bewunderung für Ernst Jünger – nicht nur Alfred Andersch, der Mitbegründer der Gruppe 47 und lautstarker Promotor Ernst Jüngers auf der linken Nachkriegsliteraturszene, der auch noch in einem (unveröffentlichten) Brief an Jünger den Mut hatte, ausgerechnet den *Waldgang* mit Theodor Adornos *Minima Moralia* gleichzusetzen.³¹ Sein Engagement für Jünger war, wie Detlev Schöttker treffend vermerkt, „kein singuläres Phänomen, wie in der Literaturwissenschaft meist dargestellt, sondern Ausdruck der geistigen Präsenz Jüngers in der Gruppe 47.“³² Die geistige Präsenz des Waldgängers dürfte tatsächlich manch einem Kriegsheimkehrer aus dem Herzen gesprochen haben. Heimkehrer aus einem Krieg, der eigentlich gegen „den Juden“ in welcher Gestalt auch immer geführt wurde: Weltjudentum, Plutokratie, Judeobolschewismus. Es wurde ein Vernichtungskrieg gegen die europäischen Juden geführt, und als Soldat der Wehrmacht war man, gleich wie, aber irgendwie daran beteiligt. Dann kam die „Katastrophe“ und „die Stunde Null“ wurde angesagt. Schlussstrich. So einfach ist die Erklärung für die heute seltsam anmutende Verstörtheit und Verkrampftheit der Siebenundvierziger im Umgang mit dem Autor der *Todesfuge* während der Tagung in Niendorf 1952 und auch danach. „Ja, weißt Du: begonnen hat das alles bereits in Niendorf“ – schrieb Celan noch zehn Jahre später seinem Freund Rolf Schroers, als die sogenannte Goll-Affäre erneut hohe Wellen schlug. (RF 197)

VI

Celan reagierte zunächst eher gelassen und er blieb auch in seiner Verletztheit offen für die Gruppe. Immerhin hatte er in Niendorf nicht nur einen begeisterten Verleger gefunden (Willi A. Koch, DVA), sondern sich auch einige Freunde gemacht, allen voran die sogenannten „rheinischen Freunde“ Rolf Schroers, Paul Schallück und, kurz danach in Frankfurt, Heinrich Böll. Die ab 1953 durch Claire Goll verbreiteten Plagiatbeschuldigungen stellten aber nicht nur Celans dichterische Ursprünglichkeit und Authentizität in Frage, was für ihn einer existentiellen Bedrohung schlechthin gleichkam. Sie brachten auch antisemitische Denkmuster und Klischees zutage, die bei manchen Autoren zu schlummern schienen und ihre braune Vergangenheit verrieten. Dazu zählen auch tiefer gelagerte Denk- und Wahrnehmungsmuster des „Jüdischen“, die sich sowohl anti-, als auch philosemitisch artikulieren können und auf die Celan besonders empfindlich reagierte. Dazu gehören z.B. die Wahrnehmung des Juden als Gestalt und nicht als Individuum, das Denken in Kategorien von „artgleich“ und „artfremd“ und die Bemühungen um eine quasi historisch-anthropologische und judenfreundlich gemeinte „Unterscheidung des Jüdischen“. Celans Freund Rolf Schroers z.B. betrieb nahezu obsessiv diese Unterscheidung bis zu der Frage, was denn Celan von der Möglichkeit einer „duldsamen Abwehr des Jüdischen“ halte. Daran zerbrach letztendlich auch ihre Freundschaft, und das Gedicht *Mit der Friedenstaube* markiert diesen Bruch. Daher ist es für das Verständnis des Gedichtes sehr interessant, einen Blick auf dieses für beide Seiten schmerzhaftes Zerwürfnis zu werfen, das durch den erschienenen Briefwechsel in allen Details dokumentiert ist.

Am 3. Januar 1960 legte Schroers unter dem Titel *Juden* seinem Freund eine anti-antisemitisch gemeinte Schrift vor, in der er sich mit der Schwierigkeit auseinandersetzt, „die beunruhigende Andersartigkeit“ der Juden begrifflich zu erfassen. (RF 168ff.) Der Kernsatz seiner Schrift lautet: „Jude zu sein, heißt im Bereich des Menschen der ganz andere zu sein, der Fremde.“ Zum Zwecke seiner begrifflichen Erfassung „des Jüdischen“ bemüht Schroers die Auffassung von der Nation als Schicksal und meint, die Juden seien diesem Schicksal unentrinnbar und im weit höheren Maß als alle anderen Völker ausgeliefert. Begeistert von Ernst Jünger und sehr beeindruckt vom Rechtswissenschaftler Carl Schmitt, hebt Schroers „den Juden“ aus der Gesamtheit der Menschheit heraus, um ihn an einem „schicksalhaften“, d.h. dem freien Entschluss entzogenen Jude-Sein festzunageln. Diese schicksalhafte Andersartigkeit des Juden erkläre auch die Vergeblichkeit seiner Versuche, aus dem Judentum durch Emanzipation oder Assimilation hervorzutreten. Zwar gibt Schroers jedem Juden recht, das zu wollen, befürchtet aber, dass sein Recht ihm nichts helfen werde „gegen das Schicksal“. Es gebe nichts Untröstlicheres als diesen Juden, in ihm stecke alle Verzweiflung des Selbstmörders. Etwas zugespitzt lautet Schroers' Botschaft: Hasst nicht den Juden, liebt ihn, er kann doch nichts dafür, Jude zu sein, es ist eben Schicksal. Indem er Leitbegriffe des Antisemitismus ins Philosemitische umstülpt, anstatt sie zu hinterfragen, bestätigt sie Schroers gerade in ihrer Unwahrheit und vollzieht erneut jene Ausscheidung „des Juden“ aus der „eigentümlichen deutschen Gestalt“, die bereits Jünger in seinem Artikel *Nationalismus und Judenfrage* „dem Juden“ androhte.³³

Celan reagiert zunächst sehr moderat. Er finde Schroers' Fragestellung vereinfachend und nivellierend, denn die sogenannte Judenfrage stelle sich schon aus geschichtlichen Gründen in

Frankreich und Russland anders als in Deutschland. (RF 173) Damit meint er wohl den Unterschied zwischen dem politischen Nationalismus, dem die völkische Zugehörigkeit ziemlich gleichgültig, und dem völkischen Nationalismus in Deutschland, wo sie von entscheidender Bedeutung ist. Darauf geht Schroers gar nicht ein. Stattdessen stellt er im nächsten Brief seine Freundschaft mit Celan auf einen neuen und ganz schweren Prüfstand. Indem er sich auf Carl Schmitts Freund-Feind-Unterscheidung als Grundstruktur des Politischen beruft, stellt er im Brief vom 15. Januar 1960 seinem jüdischen Freund die Frage, ob er denn an eine „duldsame Weise der Abwehr des Jüdischen“ glaube, die dem Vergasen des Juden und der Absprechung seiner Existenz nicht hoffnungslos verfallen wäre. Denn das wäre vielleicht kein Antisemitismus mehr, meint Schroers. (RF 178) Auf diese Frage reagiert Celan zunächst gar nicht mehr³⁴, so dass sich zwei Monate später Schroers bei Freunden beklagt: „leider muß ich schreiben, daß Paul Celan offenbar mit mir gebrochen hat. [...] Ich hatte ihm im Januar einen Brief geschrieben, dem er aus mir unbegreiflichen Anlässen eine antisemitische Gesinnung unterstellt.“ (RF 559) Man muss also annehmen, dass Schroers in aller Aufrichtigkeit seine Frage nach der Möglichkeit einer „duldsamen Abwehr des Jüdischen“ nicht als Antisemitismus verstanden wissen wollte. Der Bruch ist aber noch nicht endgültig, denn am 17. März 1960 nimmt Celan endlich Stellung zu Schroers' merkwürdiger Frage mit den Worten: „Ich kann in dieser ‚Frage‘ keine Frage erblicken, ich sehe nur, was ich, nach so vielen Jahren der Freundschaft geschrieben sehe – von Deiner Hand.“ Schroers möge die Nachdenklichkeit finden, die ihm derartige „Fragen“ durch Fragen beantworten hilft. (RF 183) Celan will sich also gar nicht auf eine Diskussion über Carl Schmitt und seinen Begriff des Politischen einlassen, dem sein Freund aufgesessen ist.

Nun reagiert Schroers seinerseits gekränkt: Celan lehne feindselig ihn und seine Art zu denken ab, scheue sich nicht, das unter dem verletzenden Schlagwort des Antisemitismus zu tun, und er habe außerdem keine Vorstellung von Carl Schmitt. (RF 184f.)

Carl Schmitt war gewiss kein Unbekannter für Paul Celan, nur hatte er vom „Kronjuristen des Dritten Reiches“ eine andere Vorstellung als Schroers, der nun den Verdacht schöpft, Celan lehne seine Art zu denken ab, weil er eigentlich kein Jude sein will: „Was ich nicht weiß, ist, ob Du Jude sein willst [...] Dann habe ich Dich damit verletzt, daß ich dieses Nicht-Wollen nicht respektierte.“ (RF 184) Damit rückt er seinen Freund erneut in Jüngers Gestalt des „Zivilisationsjuden“, der vorgebe, kein Jude zu sein und sich in dieser Gestalt unsichtbar gemacht habe. Allein schon aus Solidarität mit den jüdischen Opfern steht Celan ganz entschieden zu seiner jüdischen Herkunft, ansonsten ist er aber schon wegen seiner „wohl unrettbaren Gott-losigkeit“ (Mikrolithen 101) sowieso nicht der Jude, wie ihn Schroers haben möchte. In einem Brief an Siegfried Lenz vom 30. Januar 1962 erklärt er z.B. „Sehen Sie, Siegfried Lenz, ich bin Jude. Womit ich nicht zuletzt sagen möchte, daß ich mich keineswegs für einen Vertreter des Judentums oder gar für dessen Anwalt halte.“ (GA 558, Hervorhebung im Original) Eine andere Notiz Celans lautet: „Repräsentanz, welcher Art immer, kann ich mir nicht arrogieren; ich bin Jude und bin Autor deutscher Sprache.“ (Mikrolithen 121) Gelegentlich nannte er sich „ein verspätetes Kind des alten Österreich“ (PCM 185) oder auch „Ich angeböhmter Deutsch- und Judenjude aus der Nordbukowina“. (Mikrolithen 57) Er ist ein Jude, wie er auch ein deutscher Dichter ist, und dazu auch noch ein Franzose, genauer: ein Bürger der Französischen Republik.

(Mikrolithen 119) Und er sah sich von der Sprache her auch als Deutscher, wie er im oben erwähnten Brief an Siegfried Lenz erklärt: „Und bin mit dem Gelebten – auch das Geschriebene gehört dazu – dorthin gegangen, wo ich, meiner Sprache nach, immer war und immer zuhause bleibe: nach Deutschland.“ (GA 558, Hervorhebung im Original) In einer Notiz vom 24. Januar 1967 ärgert sich Celan über Enzensberger, der in einer Rezension im *Spiegel* die Metapher „Zusammenbruch“ für die Niederlage Deutschlands gebraucht hat, und setzt nach: „Ich: Diese Niederlage war, für mich, der Sieg jenes Deutschlands, dem ich, auf meine, mir eigene, Weise angehöre.“ (Mikrolithen 122, Hervorhebung im Original) Und in einem der letzten Briefe an Schroers nimmt er aus Anlass des gerade erschienenen Mandelstamm-Nachlasses („das Ergreifendste, das ich seit Jahren gelesen habe“) mit beißender Ironie auch noch „ein Russisches“ für sich in Anspruch: „Ein Russe, das bin ich wohl auch, auf irgendeine Weise. Alles Russische also! – Dein Paul“. (RF 221)

Celan wehre sich gegen Unterscheidungen und lehne „die Unterscheidung eines Jüdischen vom Nichtjüdischen“ ab, stellt Schroers an seinem jüdischen Freund fest. Er selber hingegen finde es vermessen, nicht zu unterscheiden, ja, fast eine Hochstapelei, denn indem er „ein Jüdisches“ zu unterscheiden versucht, will er es *erkennen*. (RF 192) Den Juden *sehen* zu können, ganz im Sinne Jüngers und Carl Schmitts, scheint ihm sehr wichtig. Es steckt aber mehr dahinter. „Ist es nun erlaubt, ein Jüdisches zu unterscheiden?“ – fragt Schroers rhetorisch und ergänzt: „Der kleine Aufsatz, mit dem ich das unternahm, will etwas vom Schicksalhaften aufzeigen, das hier gewollt und zugefügt war. Das außergewöhnliche, verhängnisreiche Schicksal ist die wohl einzig mögliche Definition des Begriffs überhaupt.“ (RF 191f.) Der Völkermord an den europäischen Juden, eine Tat des politischen Willens, geplant und durchgeführt von konkreten Tätern, wird als ein Schicksal dargestellt, das die Juden heimgesucht hat, mit dem Ergebnis, dass auf diese Weise das Schicksal gleichsam die Täterschaft übernimmt, während die Täter unter der Hand zu Vollstreckern des Schicksals mutieren. Ein Schicksal, das Schroers dann auch noch als das Unterscheidungsmerkmal des Begriffs des „Jüdischen“ erkannt haben will. Man könnte hier eine Entlastungsstrategie erkennen, zu der Schroers wohl das Bedürfnis hatte. Es sind auf jeden Fall die Konsequenzen des völkischen Denkens, dem sich Schroers in den Fußstapfen von Jünger und Carl Schmitt verschrieben hat. Er steckt in den Begriffsfällen dieses Denkens wie „Artgleichheit“, „Volk“ und „Schicksal“, die ihn zu weiteren abstrusen Schlüssen führen. Zum Beispiel, dass er, Schroers, als Deutscher, und nicht etwa als Individuum, seinen „Schuldanteil an der letzten, grausamen Heimsuchung“ habe (RF 193), oder, wie er in seiner Schrift *Juden* ausführt, dass konkret für die Deutschen das Schicksal heiße, schuld an sechs Millionen ermordeten Juden zu sein. (RF 171) Auch heute noch hört man deutsche Literaten und Politiker so palavern, indem sie etwa „Auschwitz“ zum konstitutiven Bestandteil einer deutschen „Identität“ erklären.

Fassen wir zusammen: Die Freundschaft zwischen Paul Celan und Rolf Schroers zerbrach an einer Frage, die mehrfach als Statement im Gedankengut Ernst Jüngers und Carl Schmitts belegt ist: man muss den Juden *sehen* können, damit man ihn *unterscheiden* und aus der eigentümlichen deutschen Gestalt *ausscheiden* kann. Schroers greift für seine Frage das Vokabular dieses Ideologems auf, als möchte er seinem jüdischen Freund vorführen, wie virulent

es noch im geistigen Haushalt deutscher Intellektueller fortlebt, und ist sich dabei keines Antisemitismus bewusst.

VII

Der endgültige Bruch mit Rolf Schroers erfolgte direkt nach der Lektüre seines Buches *Der Partisan*³⁵, das Celan am 3. November 1961 erhielt und sofort zu lesen begann. Seine Eintragungen und Randnotizen könnte man, wie Barbara Wiedemann vermerkt, als einen letzten, nicht abgesandten Brief oder Briefentwurf an Schroers betrachten. (RF 592) Eine Notiz auf der Titelseite, vermutlich während oder unmittelbar nach einer schnellen ersten Lektüre, lautet:

Nazitum heute: unsauber zitiertes Judentum, hineinanalysiert in die Werwolf (Waldgänger)-Perspektive jüngerischer Provenienz. Das „rote“ Reich, als Resultat terroristischer Zusammenarbeit von Männerbünden. Blut und Boden mit René Char-Zitaten. (RF 227)

Die Notiz, besonders ihr erster Satz, liest sich wie ein Ideenentwurf zum Gedicht *Mit der Friedenstaube*. Die Gestalt des Werwolfs als Waldgänger ist bereits angedeutet, und der Bezug auf Ernst Jünger ist schon da. Ein „unsauber zitiertes Judentum“ findet sich aber im Text kaum³⁶, auch ein „rotes Reich“ kommt im Text nicht vor. In seiner Notiz referiert Celan damit offensichtlich auf außerhalb des Buches wahrgenommene „Umstülpungen des Jüdischen“ und Äußerungen eines „roten Nationalsozialismus“. Es handelt sich um ein zeitpolitisches Sachbuch, das sich als anthropologische Studie des irregulären Widerstandskämpfers präsentiert, eben des Partisanen im Zeitalter des Kalten Krieges zwischen den zwei Machtblöcken, und es atmet unverkennbar den Geist Ernst Jüngers. Schroers' „Partisan“ ist in seinen anthropologischen Grundzügen Ernst Jüngers „Waldgänger“. (Jünger selber nennt übrigens seine Figur auch „Partisan“.) So ist Schroers' Figur des Partisanen als bodenständiger Einzelkämpfer für autonome Selbstentwicklung konzipiert, der sein Recht, illegal gegen den „artfremden Fremdherrn“ aufzutreten, mit seiner „ausgeprägten Eigenart“ begründet und sich dabei auf „Art und Heimat“ beruft. Er ist eine „Gegenfigur zur nach technischem Prinzip organisierten, uniformen Welt“, hat „Art und Ort“, und sein Begriff ist „vor allem durch den Widerstand gegen die Fremdherrschaft geprägt“. (pp. 25, 26, 32, 48 u. a.) Worthülsen wie „heilige Gewißheit“, „Geist der Nation“ u. ä. m. vervollständigen das Bild eines dem völkischen Nationalismus verpflichteten Autors, der die Verbrechen des Nationalsozialismus verabscheut, aber viele seiner Ideologeme und Grundwerte teilt, und der es mit dem „Juden“ gut meint, ihn aber krampfhaft „unterscheiden“ will, um ihn besser „sehen“ zu können. Mehrmals bezieht sich Schroers auch auf Carl Schmitt, mit dem er seit 1955 intensiv über den Partisanen spricht und bei dem er sich ausdrücklich bedankt: „Sie wissen, daß Sie der eigentliche Empfänger dieses Buches sind, es während der Niederschrift bei jeder Zeile waren [...] Das Buch hätte ohne Sie nicht geschrieben werden können.“³⁷ Es wird wohl auch kein Zufall gewesen sein, dass Carl Schmitt parallel zu Schroers selber an einer Studie über den Partisanen schrieb. In Francos Spanien, wo er sich gern aufhielt, hat Schmitt im Frühling 1962 zunächst zwei Vorträge darüber gehalten und 1963 veröffentlichte er seine Studie unter dem Titel *Theorie des Partisanen: Zwischenbemerkung zum Begriff des Politischen*.³⁸ Näher auf diese heute im Zusammenhang mit dem sogenannten „Krieg gegen den Terrorismus“ erneut gelesene Schrift einzugehen, würde vom Thema wegführen. Wichtig ist

aber zu wissen, dass sich auch Schmitt seinerseits ausführlich auf Jüngers „Waldgänger“ und Schroers' „Partisanen“ bezieht und dass seine Studie von einem intensiven Gedankenaustausch zwischen den drei Autoren zeugt.³⁹ Auffallend ist auch, wie Carl Schmitt Jüngers und Schroers' Figuren des Waldgängers und des Partisanen verstanden hat, denn in der Forschungsliteratur werden sie vorrangig als existentialistische Einzelkämpfer für die Autonomie des Individuums wahrgenommen, das sich gegen das Diktat des Kollektiven stellt. Schmitt rezipiert Jüngers Waldgänger an erster Stelle als heroischen Widerstandskämpfer für den nationalen Boden: „Die autochthonen Verteidiger des heimatlichen Bodens, die pro aris et focis starben, die nationalen und patriotischen Helden, die in den Wald gingen, alles, was gegenüber der fremden Invasion die Reaktion einer elementaren, tellurischen Kraft war“, etc. (S. 77) Wie auch Jünger meint Carl Schmitt, Schroers habe im Partisanen „den letzten Widerstand gegen den Nihilismus einer durchtechnisierten Welt erblickt, den letzten Verteidiger von Art und Boden“. (S. 24, Anm. 13) Mit seiner Notiz („Blut und Boden“) scheint Celan ihm diese Lektüre voll zu bestätigen.

VIII

Vor diesem Hintergrund ließe sich ein Referenzrahmen abstecken, in dem weitere Verweisungsbezüge zum Vorschein treten, die für Sinn und Bedeutung des Gedichtes *Mit der Friedenstaube* relevant wären. Indem Celan in der ersten Strophe zwei signifikante Texte Ernst Jüngers miteinander verklammert, integriert er in der Gestalt des Werwolfs den Mann mit der Friedenstaube aus *Der Friede* und den Waldgänger aus *Der Waldgang*. Der mit der Friedenstaube ist der Werwolf in anderer Gestalt: „Dasselbe Unheil nimmt andere Gestalten an“ – lautet ein Zitat von Karl Jaspers, das Celan in einem Brief an Hans Habe vom 3. Dezember 1962 anführt.⁴⁰ In diesem Sinne ist der Werwolf-und-Waldgänger auch ein Wüdgänger, der nun als Friedensbote getarnt aus dem Grabe sein Unwesen treibt. Die dreifache Alliteration bei der dichterischen Gestaltung des Werwolfs trägt, wie bereits erwähnt, wesentlich zu seiner bildhaften Prägnanz bei. Es mag ein Zufall sein, aber auch Jünger greift zu dieser „wölfischen“ Alliteration, als er im *Waldgang* über die Möglichkeit räsoniert, verschiedene Zeichen zu gebrauchen, um in einer Diktatur merken zu lassen, dass die Unterdrückung nicht völlig gelungen sei. Dazu gehöre z.B. das Wörtchen „Nein“, schreibt Jünger, und in einem Anflug poetischer Sprachzuwendung schlägt er allen Ernstes folgendes vor: „Man könnte noch weiter abkürzen und statt des ‚Nein‘ einen einzigen Buchstaben setzen – nehmen wir an, das W. Das könnte dann etwa heißen: Wir, Wachsam, Waffen, Wölfe, Widerstand. Es könnte auch heißen: *Waldgänger*.“ (16f., Hervorhebung im Original)

Die Gestalt des Werwolfs mit der Friedenstaube referiert auch auf Rolf Schroers, der sich als liberal gab und später politisch in der FDP aktiv war. Außerdem war er in der Friedensbewegung engagiert, deren Symbol die Friedenstaube ist, und trat in Organisationen gegen die Atomrüstung auf. Schroers' Begeisterung für Ernst Jünger und Carl Schmitt im gleichzeitigen Engagement für den Frieden und gegen die Atomrüstung wären Grund genug für Celan, ihn als einen „Werwolf mit der Friedenstaube“ wahrzunehmen. Eine Stelle aus dem Brief an Hans Habe (s. Anm. 48) scheint sich auf ihn zu beziehen: „Ich beobachte mit wachsender Beunruhigung das Wiederaufleben jenes sich ‚liberal‘ gebenden Antisemitismus in Deutschland (und anderswo), der sich ja zum

„anderen“, von ihm „bekämpfen“, nur komplementär verhält.“ Ein weiterer Grund wäre die gegen Schroers in Umlauf gebrachte Beschuldigung, er sei in Italien während des Krieges an Geiseler-schießungen beteiligt gewesen.⁴¹

Auch wenn die Gestalt des Werwolves keinen konkreten Verweis auf die Person und die Wirkung des Rechtsgelehrten Carl Schmitt im Nachkriegsdeutschland erkennen lässt, gehört er mit zum Referenzrahmen des Gedichtes. Was für Ernst Jünger der „Zivilisationsjude“ ist, dem er ein Nichtsein in Deutschland androhte, ist für Carl Schmitt der assimilierte Jude, der „wahre Feind“ in seiner Freund-Feind-Unterscheidung, die ihm als Fundament des Politischen galt. Noch 1947 vertraute Carl Schmitt seinem *Glossarium*: „Denn Juden bleiben immer Juden. Während der Kommunist sich bessern und ändern kann. Das hat nichts mit nordischer Rasse usw. zu tun. Gerade der assimilierte Jude ist der wahre Feind. Es hat keinen Zweck, die Parole der Weisen von Zion als falsch zu beweisen.“⁴² Bei Jünger hat sich der Jude als „der Meister aller Masken“ unsichtbar gemacht, um die Gestalt des Deutschen anzustecken; bei Schmitt betreibt er mit einer „Virtuosität der Mimikry“ den seinem Wesen angehörenden „Maskenwechsel von dämonischer Hintergründigkeit“.⁴³ Wie für Jünger war auch für Schmitt die Unsichtbarkeit des „Jüdischen“ bzw. des assimilierten Juden ein Grund zur Sorge, denn wie können Freund und Feind unterschieden werden, wenn man den „wahren Feind“ nicht mehr erkenne!⁴⁴ Im Rahmen des damals Zugänglichen wusste Celan genug über die Person und Wirkung Carl Schmitts, der sich nach der „Katastrophe“ keineswegs in „die Sicherheit des Schweigens“ zurückzog.⁴⁵ Er hatte sich bestenfalls eine den neuen Umständen zugeschnittene Sklavensprache zugelegt, in der er allerdings überaus erfolgreich in Kreisen der bundesdeutschen geistigen und politischen Prominenz war. Auch das wird Celan nicht entgangen sein. Davon zeugt ein aphoristisches Fragment, entstanden vermutlich Ende 1962, das nähere Aufmerksamkeit verdient: „Bei Globke gilt das ‚Feste druff‘ – und dann lachen sie den Carl Schmitt hinterwälderisch-waldgängerisch [sic!-GC] ins Neanderthaler-Fäustchen... ins rotbraun-rote Schrott-Fäustchen.“ (Mikrolithen 45) Bei aufmerksamer Lektüre entspinnen sich mehrere Verweisungsbezüge. Hans Globke und Carl Schmitt werden aufeinander bezogen: Beide sind Rechtswissenschaftler mit besonderen Verdiensten für die antisemitische Gesetzgebung im Allgemeinen und für die Nürnberger Rassengesetze im Besonderen.⁴⁶ Der Ausdruck „Feste druff“ greift die von Karl Kraus gern verwendete Wendung „Immer feste druff!“ auf, mit der er den deutschen Militarismus im Ersten Weltkrieg anprangerte, z.B. im Gedicht „Immer feste druff!“ (1919) mit den Schlussversen „Denn dieses geht Deutschland doch über alles, über alles doch in der Welt!“ Das „sie“ im Fragment bezieht sich wohl auf die zahlreichen Bewunderer von Carl Schmitt, die zu ihm nach Plettenberg pilgerten, wo er bis zu seinem Tod 1985 wohnte. Dort lachten sie den Carl Schmitt „hinterwälderisch-waldgängerisch“ – ein Verweis auf Jüngers *Waldgänger* und auf die Art der geführten Gespräche – ins „Neanderthaler-Fäustchen“. Die reflexive Form des Ausdrucks „sich ins Fäustchen lachen“ – heimlich, verschwörerisch lachen – wird im Fragment umgebogen: „sie“ lachen nicht ins eigene, sondern ins Fäustchen von Carl Schmitt. „Neanderthaler-Fäustchen“ steht wohl pars pro toto für Carl Schmitt selber. Nur schwingt er keine Faust mehr, sondern eben nur ein Fäustchen. Plettenberg ist übrigens nicht weit vom Neanderthal entfernt; in einem anderen Fragment nennt Celan die Kleinstadt „Nebenneanderthaler-Braunes“.⁴⁷ Ein „rotbraun-rotes Schrott-Fäustchen“

– heißt es ergänzend im Fragment. Das Schrott-Fäustchen kann als sarkastischer Verweis auf die „Eiserne Faust“ interpretiert werden, eine 1919 von Ernst Röhm begründete paramilitärische deutsch-nationale Geheimorganisation, die später den linken, radikal antikapitalistischen und revolutionären Flügel der frühen NSDAP vertrat und eine zweite nationalsozialistische „Volksrevolution“ vorantrieb.⁴⁸ In einem Brief an Theodor Adorno vom 21. Jänner 1962 mokiert sich Celan über die „roten Nazis“, die nach wie vor „dem Widerständler Röhm die Ipsi-Treue [halten]“, und setzt fort: „Sozialismus, nein Kommunismus + Nation. Und meinetwegen sogar unter Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze, wenn bloß Carl Schmitt wieder mitmachen darf beim Umbruch der Brot- und Boden-Flur.“ (GA, 548) Die rotbraun-rote „Eiserne Faust“ der „roten Nazis“ – so könnte man das aphoristische Fragment interpretieren – ist in der Person Carl Schmitts nur noch ein „Schrott-Fäustchen“. Freilich ist hier „Schrott“ auch abschätzig als Müll oder Gedankenschrott mit Bezug auf Schmitts Gedankengut gemeint, wie auch „hinterwälderisch“ ein abschätziger Seitenhieb auf das „Waldgängerische“ Ernst Jüngers ist.

Damit wird nicht behauptet, dass hinter der Gestalt des Werwolves im Gedicht *Mit der Friedenstaube* Ernst Jünger, Rolf Schroers oder Carl Schmitt verschlüsselt wären. Dies wäre auch literaturwissenschaftlich nicht zu vertreten. Denn was Celan einmal vom lyrischen Ich sagte, gilt auch für die Gestalt des Werwolves: sie ist die Gestalt *dieses* Gedichtes, hervorgebracht durch einen akribischen semantisch-akustischen Verweisungs-zusammenhang, dessen sinnvoller Nachvollzug allerdings nur durch Heranziehung seines zeitgeschichtlichen Referenzrahmens mit Personen wie Jünger, Schroers und Schmitt möglich ist. Der Werwolf kommt mit der Friedenstaube daher, ist aber ein Wald- und Widergänger, und seine Friedenstaube, d.h. seine Friedensbotschaft, ist sein umgestülptes Henkerswort von gestern: „Dasselbe Unheil nimmt andere Gestalten an.“

IX

Das Gedicht *Mit der Friedenstaube* hat Celan weiter bearbeitet. Im Nachlass findet sich eine zweite undatierte Fassung, die lediglich in der ersten Strophe zwei Änderungen aufweist: Der Werwolf kommt mit der *Kunkeltaube* inmitten *zurechtgespiegelter* Lügen daher. Die Kunkeltaube rückt die Gestalt des Werwolves in ein ziemlich anderes Licht. Er kommt mit einem Spinnrocken daher, auch Kunkelstock genannt, an dem statt Flachs oder Wolle eine Taube angelegt ist – ein recht groteskes Bild von einem Werwolf, der auch noch ein Wald- und Widergänger ist. So schreitet er durch den Wald daher und spinnt seine Botschaft, und die ihm folgen, gehen ihm ins Garn. Bei „kunkelnden Werwölfen“ kann man auch an die zu dieser Zeit noch zahlreichen informellen Gruppen, Kreise und Tischrunden denken, etwa an die „Akademia Moralis“ und die sog. „Erste Legion“, wo, wie neue Forschungen belegen, mit prägendem Einfluss auf das Geistesleben und die politische Kultur der frühen Bundesrepublik deutschnational „gekunkelt“ wurde.⁴⁹ Ferner findet sich unter den Bruchstücken im Nachlass Paul Celans ein undatiertes dichterisches Fragment, entstanden vermutlich im Herbst 1962, das lautet:

Es ist ein Fragment von geballter poetischer Wucht. Nach dem Muster von „ein Wald- ein Widergänger“ im Gedicht *Mit der Friedenstaube* werden hier Werwölfe und Kunkelwölfe einerseits, Wechselbälge und Alibibälge andererseits paarweise durch Ergänzungsstrich zusammengefügt und aufeinander bezogen. Wie könnte man diese dichterische Idee – denn mehr ist dieses Bruchstück freilich nicht – interpretieren? Ein Wechselbalg ist nach Grimms Wörterbuch „die bezeichnung eines von einem unhold erzeugten und an stelle eines menschenkindes der wöchnerin untergeschobenen kindes“, das ein auch moralisch missratenes und böses Wesen sei. Einen Balg nennt man abwertend ein (missratenes) Kind oder Knaben. Der Kritiker Hans Egon Holthusen, der selber auch Gedichte schrieb, nannte 1955 die sogenannten Genetivmetaphern Paul Celans „poetische Wechselbälge“.⁵⁰ Besonders auffallend sind „die Bälge“ im Gedicht *Huhediblu* (PCW 6.1, S. 77ff.):

Und – ja –
die Bälge der Feme-Poeten
lurchen und vespern und wispern und vipern, episteln.

„Poet“ hat bei Celan eine abwertende Konnotation, ein Poet ist eben kein Dichter⁵¹, während „Feme“ auf die sogenannten Fememorde deutschnationaler Untergrundbewegungen in der frühen Weimarer Republik verweist. Der Vers „die Bälge der Feme-Poeten“ lautet in den Vorstufen noch „die Söhne der Feme-Poeten“ – ein Hinweis, dass auch hier die Bälge im Sinne von Söhnen oder (geistigen) Abkömmlingen gemeint sind. (PCW 6.2, S. 248-259) Auf Geheiß der Feme-Poeten, die ihre geistigen Väter sind, vollstrecken diese Bälge, lurchend, vespernd und wispernd, den Fememord am Dichter.⁵² Auch die Wechsel- und Alibibälge im dichterischen Fragment sind die geistigen Abkömmlinge und Geschöpfe der Wer- und Kunkelwölfe. Sie sind ihre Bälge und Kielkröpfe, ihre Jünger. Sie stehen ihnen als Wechselbälge zu Diensten, und als Alibibälge sind sie in irgendeiner Weise das Alibi der Kunkelwölfe. Sie lassen sich von ihnen als Alibi benutzen oder sie verschaffen ihnen ein Alibi. Der Schriftsteller Ernst Jünger, der jedes neue Buch mit einer Widmung an den Führer versah und es ihm schickte; der manische Antisemit und Staatsrechtler Carl Schmitt, der sich an die Legitimierung des Führerstaates verausgabte: sie hatten und haben ihre zahlreichen Bälge, die ihnen auch heute ein Alibi als Nazigegner verschaffen. Man kennt auch den Begriff des Alibijuden, der hier anklingt: der Wer- und Kunkelwolf besorgt sich einen jüdischen Freund, der ihm das philosemitische Alibi verschafft, sollte man ihm antisemitische Gesinnung vorwerfen. In seinem Brief an Theodor Adorno vom 21. Jänner 1962 meint Celan, er werde selber dazu benutzt: „Woran ich die Herrschaften erkenne? Nicht nur an den Zwangshandlungen, die bewirken, daß sie, kaum haben die mich polnisch-welschen Juden oben- oder untenhinaus – auf das unblutig-toleranteste! – abgeschoben, sich stantepede (d.h. stehender Klaue) das philosemitische Alibi verschaffen.“ (GA, 548)

Die „Werwolf-Gedichte“ Celans, entstanden zwischen August 1962 und Februar 1963, blieben Nachlassgedichte. Keines wurde in die *Niemandrose* (1963) aufgenommen, nur *Mit der Friedenstaube* wurde kurz in Erwägung genommen und dann verworfen. Über die Gründe könnte man nur spekulieren. Möglicherweise störten sie den ästhetisch gründlich durchdachten zyklischen Aufbau der *Niemandrose*, möglich ist freilich auch, dass Celan sie einfach nicht gut genug fand. Sie bezeugen aber wichtige poetologische und zeitkritische Positionen des Dichters zu einer Zeit, da der Nationalsozialismus in Westdeutschland neu aufzuleben schien, sich unter dem erdrückenden Gewicht der Goll-Affäre Celans psychische Verfassung rapide verschlechterte und mehrere Freundschaften in die Brüche gingen. Darunter auch die Freundschaft mit Rolf Schroers, der Celan vor Augen führte, dass das Wald- und Widergänger-Gedankengut eines Ernst Jünger und Carl Schmitt keineswegs der Vergangenheit angehörte.

Germinal Civikov, Literaturwissenschaftler und Publizist, geb. 1945 in Bulgarien, Studium der Germanistik und Slawistik in Sofia und nach seiner Emigration 1975 in Leiden (Niederlande). 1982 Dissertation über Paul Celan, ab 1988 bis zu seiner Pensionierung Rundfunkredakteur bei der „Deutschen Welle“, Köln.

Der vorliegende Beitrag ist eine vom Autor gekürzte Fassung des Erstdrucks, erschienen unter demselben Titel 2018 in: *Celan-Jahrbuch 10*. Hg. von Hans-Michael Speier. Würzburg: Königshausen & Neumann.

Signen oft zitierter Werke

(Seitenangabe im Text)

GA – Barbara Wiedemann: Die Goll-Affäre – Dokumente einer ‚Infamie‘. Suhrkamp, Frankfurt/M. 2000.

HKA – Paul Celan: Historisch-kritische Ausgabe. Hg. v. der Bonner Arbeitsstelle für die Celan-Ausgabe. Suhrkamp, Frankfurt/M. 1990 – 2006.

PC/GN – Paul Celan: Die Gedichte aus dem Nachlass. Hg. v. Bertrand Badiou, Jean-Claude Rambach u. Barbara Wiedemann. Suhrkamp, Frankfurt/M. 1997.

PC/GCL – Paul Celan – Gisèle Celan-Lestrange: Briefwechsel. Hg. u. komment. v. Bertrand Badiou in Verbind. m. Eric Celan. Mit einer Auswahl von Briefen Paul Celans an seinen Sohn Eric. Aus d. Französ. v. Eugen Helmlé. Anmerk. übertr. u. einger. v. Barbara Wiedemann. Suhrkamp, Frankfurt/M. 2001.

PC/KND – Paul Celan – Klaus und Nani Demus: Briefwechsel. Mit einer Auswahl aus dem Briefwechsel zwischen Gisèle Celan-Lestrange und Klaus und Nani Demus. Hg. v. Joachim Seng. Suhrkamp, Frankfurt/M. 2009.

PCM – Paul Celan: Der Meridian. Endfassung – Entwürfe – Materialien. Hg. v. Bernhard Böschstein u. Heino Schmult, unter Mitarbeit v. Michael Schwarzkopf u. Christiane Wittkop. Tübinger Ausgabe, Suhrkamp, Frankfurt/M. 1999.

Mikrolithen – Paul Celan: ›Mikrolithen sinds, Steinchen‹. Die Prosa aus dem Nachlaß. Kritische Ausgabe. Hg. v. Barbara Wiedemann u. Bertrand Badiou. Suhrkamp, Frankfurt/M. 2005.

RF – Paul Celan – Heinrich Böll, Paul Schallück, Rolf Schroers. Briefwechsel mit den rheinischen Freunden, Hg. von Barbara Wiedemann. Suhrkamp, Berlin 2011.

Anmerkungen

- 1 Tobias Wimbauer: „In Dankbarkeit und Verehrung.“ In: FAZ vom 8. Januar 2005, S. 33.
- 2 In Wirklichkeit hat am 7. August 1951 Ernst Jünger über seinen Sekretär Armin Mohler das Manuskript zurücksenden und Celan wissen lassen, dass er sich für ihn nicht einsetzen könne. Vgl. Detlev Schöttker: *Postalische Jagden. Ernst Jüngers Präsenz in der deutschen Literatur und Publizistik nach 1945*, in: Ernst Jünger. Arbeiter am Abgrund, Marbach a. N., 2010, S. 221–247.
- 3 FAZ vom 27. Januar 2005, S. 37.
- 4 S. Anm. 10.
- 5 Ingeborg Bachmann – Paul Celan: *Herzzeit. Briefwechsel. Mit den Briefwechseln zwischen Paul Celan und Max Frisch sowie zwischen Ingeborg Bachmann und Gisèle Celan-Lestrange*. Hg. v. Bertrand Badiou, Hans Höller, Andrea Stoll u. Barbara Wiedemann, Frankfurt/M. 2008, S. 21. (Hervorhebung von mir-GC).
- 6 Detlev Schöttker, Anja S. Hübner (Hg.): *Im Haus der Briefe. Autoren schreiben Ernst Jünger (1945–1991), marbacher schriften, neue folge 8*, Göttingen 2010, S. 48f. Der Band enthält auf S. 49f. auch den Brief Paul Celans an Ernst Jünger vom 11. Juni 1951 nach seiner Erstveröffentlichung in der FAZ vom 8. Januar 2005.
- 7 Gemeint ist wohl Ingeborg Bachmann nach dem kurz davor gescheiterten Versuch eines Zusammenlebens mit Celan in Paris.
- 8 Wie Joachim Seng in seinem Kommentar zum Brief 5 berichtet, habe Demus nach eigener Auskunft 1949 noch nichts über Celans Herkunft und über die Ermordung seiner Eltern gewusst. (PC/KND, 510) Das ist erstaunlich. Selber ein Dichter, war Demus fasziniert und ergriffen von den frühen Gedichten seines Freundes, wozu schon „Todesfuge“ und „In Aegypten“ zählten. Wie hat er sie dann verstanden?
- 9 So stellte ihn Rolf Schroers in seiner Rundfunksendung „Der Dichter und sein Werk: Paul Celan“ (Hessischer Rundfunk, 11.3.1953) als einen deutschen Lyriker aus der Bukowina mit österreichischen Eltern vor, dem der Zweite Weltkrieg furchtbare Erfahrungen brachte. (RF 417) Paul Schallück vermerkt in seinem Artikel „Schwarze Milch der Frühe“ (FAZ 25.4.1953) lediglich, Celan sei in der Bukowina geboren und habe seine beiden Eltern auf grausame Weise verloren. Karl Schwedhelm verschweigt in seinem Interview mit Paul Celan (Süddeutscher Rundfunk, 15.6.1954) sehr dezent die jüdische Herkunft seines Gesprächspartners, über die er informiert war, und präsentiert ihn den Hörern als einen in Rumänien in einer deutschsprachigen Umgebung geborenen Dichter, der, nachdem ihm ein schweres Schicksal die Eltern genommen habe, über Wien nach Paris übersiedelt sei. (PCM 198) Hiermit reproduziert Schwedhelm eine zeittypische rhetorische Figur: Die Täterschaft wird dem Schicksal zugeschrieben, damit über die Täter geschwiegen wird.
- 10 Ernst Jünger: „Über Nationalismus und Judenfrage“, in: Süddeutsche Monatshefte 9/1930, S. 843–845.
- 11 In seinem Gespräch mit Ernst Jünger, erschienen in der „Zeit“ am 8. Dezember 1989, berichtet André Müller: „Antisemitische Äußerungen, so erklärte mir Jünger, könne es nicht von ihm geben, das wäre mit seinem Naturell nicht vereinbar. Ich habe nur festgestellt, daß sich die Deutschen und die Juden auf eine Weise entfremdet hatten, daß es besser gewesen wäre, sie wären auseinandergegangen.“ Ich fragte ihn, wie er sich das vorgestellt habe. Er antwortete: „Die Juden hätten auswandern können. Das wäre sicher zu ihrem Vorteil gewesen.“ „Dass er besagte Entfremdung selber tatkräftig vorangetrieben hat, lässt Jünger freilich unerwähnt.“
- 12 „Seit ein Gespräch wir sind, / an dem / wir würgen, / an dem ich würge“, lautet ein Gedichtfragment zu „Todtnauberg“. In: HKA 9.2, S. 107.
- 13 Theo Buck (a.a.O.), S. 26.
- 14 Paul Celan – Peter Szondi. Briefwechsel. Mit Briefen von Gisèle Celan-Lestrange an Peter Szondi und Auszügen aus dem Briefwechsel zwischen Peter Szondi und Jean und Mayotte Bollack. Hg. v. Christoph König, Frankfurt/M. 2005, S. 40. (Hervorhebungen des Autors).
- 15 In: Paul Celan. Hg. von Werner Hamacher und Winfried Menninghaus, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988, S. 22.
- 16 Als einer „auch mit den Schriften Peter Kropotkins und Gustav Landauers Aufgewachsenen“ bezeichnet sich Celan in seiner Büchner-Preis-Rede (PCM, S. 3) und in mehreren Nachlassfragmenten.
- 17 FAZ vom 27. Januar 2005, S. 37.
- 18 Die Abschiedsformel allein, laute sie auch „In Dankbarkeit und Verehrung“, ist noch kein Beweis für „aufrichtige Hochachtung“, wie Wimbauer meint. Auch die Anrede „Sehr geehrter Herr Ernst Jünger“ ist es nicht. Das wichtigste Argument Wimbauers ist die Paulownia, die Celan in seinem Brief spielerisch

anführt. Mit „Blatt und Blüte der Paulownia“ signalisiert zwar Celan, dass er Jüngers Vorliebe für diesen Baum kennt und auch teilt, damit steht er aber keineswegs „schon inmitten der Jüngerschen Weltbetrachtung“. Außerdem, wie Bollack richtig vermerkt, spielt Celan darauf an, dass er, Paul, mit seinem Namen in der Paulownia gleichsam präsent ist. Aufgrund mehrerer Zitate aus Jüngers Schriften, in denen die Paulownia vorkommt, hebt Wimbauer hervor: „Fast immer, wenn Jünger die Paulownia erwähnt, ist das Jüdische präsent – hier als Baum, der Judenbaum, dort die Gegenwart des Gesetzes in der Synagoge.“ Wimbauer möchte, so scheint es, Celan an Jünger annähern, indem er Jünger in Richtung eines Philosemiten und Celan in die Nähe von Jüngers Jüngern rückt. Beides ist abwegig.

19 Vgl. Paul Celan: *Die Niemandsrose. Vorstufen – Textgenese – Endfassung*. Tübinger Ausgabe, Frankfurt/M. 1996, S. 148ff.

20 Ernst Jünger: *Der Waldgang*, Stuttgart 1951. Seitenangabe im Text.

21 Ernst Jünger: *Der Friede*. Als Privatdruck erschienen im Ernst Klett Verlag Stuttgart 1964. Zitiert wird aus der Auflage 1965, Seitenangaben im Text.

22 Zum Beispiel Hans Magnus Enzensberger, der zu dieser Zeit regelmäßig im „Spiegel“ seine Rezensionen („Lektüren“) veröffentlichte und bei Celan im Ruf eines „Links-Nibelungen“ stand. Am 2. Mai 1961 brachte „Der Spiegel“ seine Rezension des Bandes „Der Ruf. Eine deutsche Nachkriegszeitung“ (dtv 1962), die Celan als eine „gradgespiegelte Lüge“ erfahren haben dürfte.

23 Vgl. Mikrolithen 44: „Wahrscheinlich wäre es interessant zu untersuchen, wie und wo das Jüdische auftaucht. Wie oft sich das auf die als totale Umkehr bezeichnete Umstülpung des Klischees von gestern zurückführen läßt, d.h. wie Abraham Krummnase sich in Mirjam Mandelau verwandelt.“

24 Mit Dank an Werner Wögerbauer für diesen Hinweis.

25 Einige Briefstellen aus dieser Zeit verdeutlichen, was Celan in diesem Zusammenhang mit „vergoldet“ meinte. So schrieb er in einem Brief an Klaus Demus, datiert auf den 2. Febr. 1961: „[...] diese sich literarisch gebende Mafia, alle diese vergoldeten Giftzähne [...]“. (PC/KND, 370) Einen Tag später, am 3. Februar 1961, bezeichnete er als „vergoldeten Giftzahn“ die als „giftig“ bzw. antisemitisch erfahrene und gleichzeitig mit Lob „vergoldete“ Kritik im nicht abgeschickten Brief an Karl Krolow: „Wie schrieb doch K.A. Horst, als er meine Parze am Boden zerstörte und dann, nach altbewährten Brauch, den Giftzahn mit einem „Kompliment“ vergoldete?“ (GA 517).

26 Hinter dem Pseudonym verbirgt sich Wolfgang Frommel (Kassel 1902 – Amsterdam 1986), eine schillernde Figur aus dem fernen Dunstkreis um Stefan George. Nach vergeblichen Versuchen in den engeren Kreis des Meisters aufgenommen zu werden emigrierte er nach Amsterdam, wo er 1939 einen eigenen Dichterkreis („Castrum Peregrini“) um sich bildete, den er ganz nach dem Vorbild des George-Kreises führte. Einige seiner Jünger jüdischer Herkunft konnten bei ihm untertauchen und überleben, nicht zuletzt dank Frommels guten Beziehungen zu mehreren Besatzungsoffizieren. Daher konnte Frommel nach dem Krieg „Castrum Peregrini“ als ein Nest des Widerstandes gegen die Nationalsozialisten präsentieren. Näheres dazu in: Thomas Karlauf, Stefan George. Die Entdeckung des Charisma, München 2007.

27 Toepfer bescheinigt in seinem Geleitwort von 1964 Ernst Jünger dieselben „europäischen“ Tugenden, die ihm Ernst Jünger für die Zwecke seines Entnazifizierungsverfahrens in einer eidesstattlichen Erklärung vom 21. September 1947 bescheinigt hatte. Das geht bis in den Wortlaut und hört sich wie gegenseitiger Austausch von Persilscheinen an. So erklärt Jünger, Toepfer habe ihm im Frühsommer 1943 in einem Gespräch im Park des Pariser Offizierskasinos seine Ansichten über die deutsche politische Entwicklung mit den folgenden Worten anvertraut: „Die Epoche des Nationalismus ist vorbei. Wir müssen zu europäischem Denken und Handeln unter völliger Gleichberechtigung aller europäischen Kulturen und Völker nach dem Vorbild der Schweiz kommen. [...] An die Stelle der Unterdrückung müssen Freiheit und Toleranz treten.“ In seiner Erklärung bescheinigt Jünger auch noch Toepfers geistige Urheberschaft für seinen Essay. Nachdem ihm Toepfer seine Ansichten über Freiheit, Toleranz und europäische Völkerfreundschaft entwickelt hatte, habe er erklärt: „Ich halte es für wichtig, einen Aufruf an die Jugend Europas unter diesen neuen und zukunftssträchtigen Gesichtspunkten vorzubereiten. Die europäische Gegenwart ist vom Kriegsgeist erfüllt. Unter diesen Umständen müsste ein derartiger Aufruf von einem anerkannten Soldaten und unantastbaren deutschen Patrioten verfasst werden, um den Kern der europäischen Jugend, die deutschen Soldaten zu überzeugen und zu packen. Dafür sind Sie, Jünger, der richtige Mann.“ So habe Toepfer zu ihm gesprochen, versichert Jünger an Eides statt und setzt fort: „Die Gedanken Toepfers deckten sich mit eigenen, früher geäußerten Auffassungen und Skizzen. Die Zustimmung viel mir daher sehr leicht. Ich machte mich schon am nächsten Tage an die

Arbeit, der ich den Titel ‚Der Friede‘ gab.“ Jüngers eidesstattliche Erklärung für Toepfers Entnazifizierungsverfahren am 7. Oktober 1947 befindet sich in Toepfers Nachlass. Veröffentlicht ist sie im Anhang des Artikels von Piet Tommissen: Ernst Jüngers Friedensschrift. Versuch einer Rekonstruktion ihrer Geschichte und ihres Schicksals, in: Tobias Wimbauer (Hg.): Anarch im Widerspruch. Neue Beiträge zu Werk und Leben der Brüder Ernst und Georg Jünger, Eisenhut Verlag Silvia Stolz-Wimbauer, Hagen-Berchum, 2., veränderte Auflage 2010, S. 303.

28 Vgl. „Der Waldgang“ (a. a. O.), S. 77: „Der Waldgang ist das einzige Mittel, das ohne Rücksicht auf künstliche Grenzen und über sie hinweg gemeinsamen Zielen gewidmet werden kann.“

29 Näheres dazu von Klaus Briegleb: Mißachtung und Tabu. Eine Streitschrift zur Frage: „Wie antisemitisch war die Gruppe 47?“, Berlin, Wien 2003, besonders S. 165-266.

30 Ebd., S. 195.

31 Vgl. Helmut Böttger: Die Kirschen des Alfred Andersch. Zwischen Patriotismus, Kommunismus, innerer Emigration, eine Lesung im Deutschlandradio vom 26.04.2011 (<http://www.dradio.de/download/136858>). Die hier zitierte Briefstelle lautet: „Da ich also lesen kann, kann ich nur feststellen, dass für mich die letzten Konsequenzen des ‚Waldgangs‘ und der ‚Minima Moralia‘ in einer Linie liegen; und wenn Thomas Mann nach Europa zurückkehrt und Jünger den Nationalismus aufgibt, dann beweist das für mich, dass sehr verschiedene Wege auf einen Punkt zusammenlaufen, der Aufstand heißt. Aufstand alles dessen, was Geist oder Kunst oder ‚Sein‘ heißt, (Sie sehen, ich konzidiere im Formalen, was Sie wollen!) gegen den ideologischen Wahnwitz der totalitären Systeme, die den Vordergrund der Epoche beherrschen.“ „Ein linker Waldgänger“, titelte noch am 18. Februar 2000 das Wochenblatt „Junge Freiheit“ einen Artikel über Alfred Andersch.

32 Detlev Schöttker in: Arbeit am Abgrund (a. a. O.), S. 232.

33 1960, eine genaue Datierung fehlt, notierte Celan: „Es ist kein Zeichen der Umkehr, wenn mit denselben, mit anderen Worten, aber im selben Tonfall wie gestern, die Dinge und Menschen gelobt werden, die man gestern verdammt hat.“ (Mikrolithen, 25).

34 Celan war, wie einem Brief an Rudolf Hirsch vom 31. Januar 1960 zu entnehmen ist, buchstäblich sprachlos. Nachdem er ausführlich aus Schroers‘ Brief zitiert, bittet er Hirsch um Rat: „Dies nach acht Jahren Freundschaft, nach vielen, oft noch im Finstersten unternommenen Bemühungen ... glauben Sie, daß ich jetzt noch antworten muß?“ Aus Hirschs Antwortbrief vom 9. Februar 1960 geht übrigens hervor, dass Schroers auch ihm eine ähnliche Frage vorgelegt hatte. Allerdings reagiert Hirsch erstaunlich milde: Dass Schroers diese Frage gerade an Celan gerichtet habe, spreche für ihn, Celan möge ihm antworten und ihn gerade jetzt nicht als Freund aufgeben, sonst könnte bei Schroers das Finstere gewinnen und das dürfe man nicht fördern. Celans Entscheidung scheint aber fest zu stehen. In seiner Antwort vom 16. Febr. 1960 erklärt er resolut: „Und ich kann auch nicht der Freund eines Menschen sein, der sich, nicht ohne eine gewisse Koketterie übrigens, zu einem ‚gemäßigten‘ Antisemitismus bekennt.“ In: Paul Celan – Rudolf Hirsch – Briefwechsel. Hg. von Joachim Seng, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004, S. 98-102.

35 Rolf Schroers: Der Partisan. Ein Beitrag zur politischen Anthropologie. Kiepenheuer & Witsch: Köln-Berlin 1961. Seitenangabe im Text.

36 Es sei denn, Celan meint damit die Verwendung des jiddischen Worts „Mischpoke“, abwertend für „Familie, Gesellschaft“, und eine Stelle aus dem Meridian, die Schroers unvollständig zitiert hat: „Gehuldigt wird hier der für die Gegenwart des Menschlichen zeugenden Majestät des Absurden“. (RF 231)

37 Brief vom 19. Oktober 1960, zitiert nach: Dirk van Laak: Gespräche in der Sicherheit des Schweigens. Carl Schmitt in der politischen Geistesgeschichte der frühen Bundesrepublik. Berlin: Akademie Verlag 1993, S. 252f.

38 Carl Schmitt: Theorie des Partisanen: Zwischenbemerkung zum Begriff des Politischen. Berlin: Duncker & Humblot 1963. Seitenzahl im Text.

39 Vgl. Eva Horn: „Waldgänger“, Traitor, Partisan. Figures of Political Irregularity in West-German Post-War Thought, in: The New Centennial Review 2004/4:3, Special Issue: Carl Schmitt: Theory of the Partisan, hg. v. David Johnson, S. 125-143.

40 Das vollständige Zitat lautet: „Der Wahn ist auch dort, wo Hitler und der Nationalsozialismus mit den entschiedensten Worten abgelehnt werden, dann aber sogleich die analoge, ja identische Denkungsart sich zeigt. In der Tat, Nationalsozialismus kehrt nicht wieder. Dasselbe Unheil nimmt andere Gestalten an.“ In: Hans Habe: „Dasselbe Unheil nur in anderer Gestalt“, Kölnische Rundschau vom 3.6.1970. Auch in: Ulrich Konietzky: „Lesen Sie! Immerzu

nur lesen, das Verständnis kommt von selbst.“ Die Bedeutung von Intention und Rezeption beim Verständnis der Lyrik Paul Celans, Utrecht 1987, S. 178.

41 Es handelt sich um durch Hans Werner Richter frei erfundene Vorwürfe, die Schroers schwer belasteten. Erwiesenerweise war Schroers zur fraglichen Zeit nicht in Italien. Vgl. Helmut Peitsch: Der Soldat als Mörder – eine „Kunstfigur“? Zum „Fall Schroers“ 1959/60, in: Stephan Braese (Hg.), Bestandsaufnahme. Studien zur Gruppe 47, Berlin 1999, S. 247-271. Möglicherweise, so Barbara Wiedemann, die dazu auch ausführlich Stellung nimmt (RF, 451f.), habe Celan unter Einfluss von Paul Schallück und Heinrich Böll daran geglaubt.

42 In: Carl Schmitt: Glossarium. Aufzeichnungen der Jahre 1947–1951. Postum hg. v. Eberhard Freiherr von Medem, Berlin 1991, S. 18.

43 Vgl. Gerhard Scheit: Carl Schmitt und die Juden. Eine deutsche Rechtslehre. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000, S. 132f.

44 Ebd., S. 65.

45 In seinem Abschiedswort an den Nürnberger Vernehmer Robert M.W. Kempner habe Schmitt auf die Frage, was er nun tun werde, geantwortet, er werde sich fortan in die Sicherheit des Schweigens begeben. In: Dirk van Laak (a.a.O.), S. 33.

46 Allerdings brachte es Globke unter Adenauer zum Staatssekretär im Bundeskanzleramt, während Schmitt amtslos blieb, weil er eine formelle „Entnazifizierung“ ablehnte und sich im Unterschied zu Globke weigerte, den entsprechenden Fragebogen auszufüllen.

47 Das ganze Fragment lautet: „Scholle und Ballmücken. Sieben- und andere Spießbürger. – Im Hintergrund: Nebeneanderthaler-Braunes.“ (Mikrolithen 47, Hervorhebung im Original)

48 Am 30. Juni 1934 ließ Hitler in der sog. „Nacht der langen Messer“ Ernst Röhm unter dem Vorwand des Verrats und der Homosexualität ermorden. Auch die gesamte Führungsriege der SA, seiner „revolutionären Volksmiliz“, wurde umgebracht. Rückwirkend wurden die Morde mit einem durch Carl Schmitt initiierten „Staatsnotwehr“-Gesetz legitimiert.

49 Näheres dazu in: Dirk van Laak (a.a.O.), S. 43-69.

50 Hans Egon Holthusen: Vollkommen sinnliche Rede, in: Mein Gedicht ist mein Messer. Lyriker zu ihren Gedichten, hg. v. Hans Bender, Heidelberg 1955, S. 49. Das vollständige Zitat lautet: „Das sind ganz sicher keine geglühten Metaphern, es sind poetische Wechselbälge, künstlich, wie in der Retorte gezüchtet. Der metaphorische Impuls scheint von der Laune einer bloßen X-Beliebigkeit gelenkt zu sein.“ Holthusen, der 1933 der SS und 1937 der NSDAP beitrug, und es nach dem Krieg zum führenden Kulturfunktionär der Bundesrepublik brachte, war nicht nur blind für den Wirklichkeitsbezug von Celans Dichtung, er hat sie auch als „poetischen Wechselbalg“ wahrgenommen, will sagen, als einen vom Juden Paul Celan der deutschen Dichtung untergeschobenen „Balg“.

51 Vgl. u. a. Celans Brief an Hans Bender vom 18. Mai 1960: „Man komme uns hier nicht mit ‚poiein‘ und dergleichen.“ In: Paul Celan: Gesammelte Werke in fünf Bänden. Hg. v. Beda Allemann u. Stefan Reichert unter Mitwirkung v. Rolf Bücher, Frankfurt a. M. 1983, Bd. III, S. 177.

52 Vgl. die Interpretation von Ulrich Konietzky in: Sinneinheit und Sinnkohärenz des Gedichts bei Paul Celan, Bad Honnef: Bock + Herchen 1985, S. 117-137, wie auch ders.: Huheblu, in: Kommentar zu Paul Celans „Die Niemandsrose“, hg. von Jürgen Lehmann unter Mitarbeit von Christine Ivanovic, Heidelberg: C. Winter 1997, S. 295-306.

„Ein Dröhnen“

Der Übertitel dieses Heftes Nr. 1/2020 zitiert ein Gedicht Paul Celans aus seinem Band „Atemwende“ (1967), entstanden am 6. Mai 1965:

„Ein Dröhnen: es ist/ die Wahrheit selbst/ unter die Menschen/ getreten,/ mitten ins/ Metapherngestöber.“

Barbara Wiedemann vermutet in ihrem Kommentar zu dem Gedicht eine Bezugnahme auf Pascals Wort: „Nicht das Land der Wahrheit ist hier, sie irrt unerkannt unter den Menschen.“ So gelesen und im Hinblick auf den zur gleichen Zeit im Gang befindlichen Frankfurter Auschwitz-Prozess erscheint diese „Wahrheit“ als eine verzweifelte Hoffnung auf Gerechtigkeit und als bittere Enthüllung zugleich. Poetologisch könnte das Gedicht als eine Absage an alle Metonymie gelesen werden.

Irene Spiegels Kunde vom Widerstand in Spanien und Frankreich

Versuch des Verstehens

Irene Spiegel, 2004 in Wien 94jährig verstorben, hat eine Erinnerung an ihre Jahre im Spanischen Bürgerkrieg und die Résistance-Zeit in Frankreich geschrieben. Mit der Niederschrift hat sie erst sehr spät begonnen. Die Entstehungszeit ließ sich bisher nicht genau ermitteln. Frühestens in den 1990er Jahren hat sie wohl damit begonnen; vermutlich überschneidet sich der Zeitraum der Niederschrift mit dem Zeitraum, in dem Erich Hackl, auf den Spuren Harry Spiegels, eine Reihe von Interviews mit ihr führte. In dem letzten dieser Interviews sagt sie, sie habe 1968 – ausgerechnet 1968! – mit dem Rauchen aufgehört, und das sei nun 35 Jahre her. Das müsste also, sofern sie nicht auf- oder abgerundet hatte, im Jahre 2003, nicht lange vor ihrem Tod, gewesen sein.

Die Zeit der Niederschrift zu kennen, ist in der Auseinandersetzung mit autobiographischen Texten von großer Bedeutung. Der Historiker mag vielleicht dem kurzfristig nach einer Folge von Ereignissen abgelegten Zeugnis Beteiligten oder Betroffener einen potentiell höheren Wahrheitsgehalt zugestehen, doch ist dies eine Wahrheit über die Ereignisse, die sie erhellt, und weniger über die Person, die die Aussage macht. Zudem sind diese kurzfristig abgelegten Zeugnisse, sofern überhaupt vorhanden, oft noch ganz in die Ereignisse verstrickt: Sie klagen an und rechtfertigen eigenes Verhalten und der Gruppe, der der Zeuge angehörte oder angehört. Solche Zeugnisse müssen nicht unbedingt die äußere Form eines Berichts haben, sie können sogar aus ganz bestimmten Gründen als Roman konzipiert sein. So schrieb z.B. Maximilian Reich den Bericht „Die Mörderschule“ über seine Gefangenschaft in den KZs Dachau und Buchenwald in romanhafter Form, weil er glaubte, damit eher Aufmerksamkeit und Anteilnahme zu erreichen. Er schrieb ihn, im Oktober 1938 aus dem KZ Buchenwald entlassen, gleich nach seiner Emigration nach England im November 1938 im Eiltempo, doch blieb diese Aufklärung über die Zustände im Deutschen Reich damals ungedruckt, da man, was Reich geschrieben hatte, in England noch für „Greuelpropaganda“ hielt.¹

Autobiographisches entsteht in der Regel in zeitlichem Abstand zu den Geschehnissen, die man als die Schlüsselereignisse einer Biographie ansehen könnte, wobei allerdings die Erscheinungsjahre der Publikationen meist nur bedingt Auskunft über die Entstehungszeit geben.² Oft wird Autobiographisches erst abgefaßt, wenn sich das Leben dem Ende zuneigt. Beim autobiographischen Schreiben verweisen die dem Ich-Erzähler zugeschriebenen Handlungen, Gefühle, Erlebnisse primär nicht mehr auf einen Ausschnitt des allgemeinen Geschehens wie im Zeugenbericht, sondern auf ein konkretes Subjekt und erst sekundär durch dieses hindurch wieder auf das Leben und die Kämpfe der Epoche. Damit gewinnen autobiographische Texte eine literarische Dimension; man liest sie, um ein Wort Friedrich Schillers zu bemühen, mit dem Herzen der Erzählerin oder des Erzählers.³

Mit dem zeitlichen Abstand zu den Schlüsselereignissen des eigenen Lebenslaufes verändern sich auch die Perspektiven. Vielleicht hätte Irene Spiegel zu einem früheren Zeitpunkt die Distanzierung vom Kader-Kommunismus nicht an verschiedenen Stellen in ihrem Manuskript angedeutet. So erzählt sie von einem André Marti, der nach dem Zusammenbruch der Spanischen Republik in Frankreich nichts besseres zu tun hat, als einen völlig erschöpften spanischen

Chauffeur chauvinistisch zurechtzuweisen; von dem unsinnigen Befehl, bei der Flucht aus Spanien alle persönliche Habe zurückzulassen, um Platz auf den Lastwägen für vielleicht noch Mitzunehmende zu belassen (welche aber dann nicht mehr angetroffen werden); oder davon, daß die „Leitung“ in Frankreich das Opfer eines Radioapparates fordert, der dann unbenutzt irgendwo auf dem Boden herumsteht.

Das sind freilich eher zarte Distanzierungen, wenn man etwa daran denkt, was einem André Marti mit Recht noch alles nachgesagt wird – von mutwillig angeordneten Exekutionen bis hin zur mörderischen Intrige gegen Manfred Stern, der als General Emilio Kléber⁴ mit der XI. Internationalen Brigade im November 1936 wesentlich zur Verteidigung Madrids gegen die Putschisten beigetragen hatte. Die Zurückhaltung Spiegels ist aber auch dem Respekt geschuldet, den sie für jene österreichischen Kommunisten hegt, die sie als Mitkämpfer in der Résistance erlebt hat. Eine Kritik, die ihre Anstrengungen und Opfer im nachhinein für sinnlos erklärt, war Spiegel vollkommen fern und fremd.

Irene Spiegels Erinnerungen bestehen aus zwei großen Teilen: dem Teil über den Kampf gegen den Faschismus in Spanien 1937-1939 mit einer kurzen Vorgeschichte, und dem Teil über ihre Widerstandstätigkeit und ihr Überleben in Frankreich 1939-1947 mit einer kurzen Nachgeschichte. Im Spanien-Teil bewegt sie sich im Rahmen des Servicio Sanitario (bei ihr immer französisch „Service Sanitaire“) der Brigadas Internacionales in einer englisch-amerikanischen Umgebung, arbeitet in den amerikanischen und englischen Spitälern und Verbandsplätzen, umgeben von englischsprachigen Kolleginnen und Kollegen.⁵ Zwischen dieser zwar nicht undurchlässigen, aber diffus immer präsenten englisch-amerikanischen Blase und dem politischen und administrativen Apparat der Internationalen Brigaden besteht eine gewisse Distanz; dem Leser drängt sich die Vermutung auf, unter den Englischsprachigen sei es etwas unverkrampfter, lockerer, weniger hierarchisch zugegangen als in anderen Bereichen. Verstärkt wird dieser Eindruck dadurch, daß Spiegel an mehreren Stellen Probleme der Organisation von Frontspitälern erörtert, was darauf hindeutet, daß sie selber, nicht Ärztin, sondern „bloß“ ausgebildete Krankenschwester, in einschlägige Diskussionen mit einbezogen war oder gar als Verantwortliche angesehen wurde.

Die Spannung zwischen sturem Gehorsam in der Ausführung der Befehle und zweckmäßiger Erfüllung von Aufträgen muss schon in der Zeit des Spanischen Bürgerkrieges selbst gegenwärtig gewesen sein. Jedenfalls lernt sie in dem von dem englischen Arzt Alexander Tudor-Hart⁶ geleiteten Frontspital in Mataró im August 1938 den gleichaltrigen österreichischen Philosophiestudenten Harry Spiegel kennen:

Einer meiner Patienten war mein künftiger Ehemann Harry. Er war dreifach verwundet. Eine Maschinengewehrgrabe hatte ihn von rechts an Stirn, Arm und Bein getroffen. Die Wunden verheilten gut, allerdings konnte er wegen der Beinverletzung nicht richtig gehen. Dr. Tudor Hart wollte ihn operieren, aber Harry entschied, damit noch zu warten. So gab ihm der gute Dr. Hart ein Paar Schuhe, wie sie die Holzfäller tragen; damit konnte er ganz gut laufen. Wir heirateten am 8. September 1938. Der Bürgermeister von Mataró nahm die Trauung vor. Am selben Abend veranstalteten einige der Ärzte aus Deutschland,

Österreich und anderen Ländern eine wunderbare Feier für uns. Jeder brachte etwas zu essen mit. Ich steuerte Schokolade bei, Dr. Karner⁷, der mit einer spanischen Krankenschwester verheiratet war, eine große, köstliche Melone, wieder andere brachten Fleischkonserven – mit anderen Worten, es war ein richtiges Hochzeitsmahl.

Harry Spiegel war zwar Politikommissar eines Bataillons der Internationalen Brigaden, scheint aber die Begeisterung für die Sache sehr wohl mit der stetigen Bereitschaft, ein wenig von der Parteidisziplin abzuweichen, mit dem Mut, eine unsinnige Order auch zu mißachten und zu improvisieren, verbunden zu haben. Vielleicht daraus ergibt sich das Bild einer „outstanding personality“, einer „Charismatik“, wovon Irene Spiegel im Interview mit Erich Hackl spricht.⁸

Worin bestand die sozusagen strategische Perspektive von Irene Spiegels Schreiben? Zum einen bedeutet diese „Episode“, Juni 1937 bis 1947, also die zehn Jahre im Servicio Sanitario der Brigadas Internacionales, im Travail Anti-Allemand, im Untergrund und auf der Flucht, in der Flüchtlingshilfe der Unitarier in Marseille, den entscheidenden Relais in ihrem Leben. War sie vorher eine linksorientierte, gewerkschaftlich organisierte Krankenschwester in New York gewesen, lebte sie danach im Beziehungs- und Spannungsgeflecht österreichischer KommunistInnen in Wien, beschäftigt in der unter sowjetischer Verwaltung stehenden Akumulatoren-Fabrik in Wien-Liesing. 1955, nach dem Staatsvertrag von Wien und der Rückstellung des Betriebes an österreichische Eigentümer entlassen, teilte sie das Schicksal der kommunistischen Bewegung in Österreich, ohne ihr wirklich in einem dynamischen, aktiven Sinne anzugehören. Ihren Lebensunterhalt konnte sie mit der stillen Arbeit des Übersetzens bestreiten.⁹

Zum anderen stellt das Schreiben von Erinnerungen gerade über die Periode 1937-1945 einen trotzigen Akt der Vergegenwärtigung dar, der sich gegen die Vorstellung richtet, dies alles gehöre einer längst abgeschlossenen, „abgekapselten“ Vergangenheit an. Für Irene Spiegel-Goldin sind der Spanische Bürgerkrieg und die Résistance Metropolen menschlicher Geschichte, keine abgelegenen Dörfer des Erinnerns oder vorübergehende Episoden. In dieser Auffassung wird sie durch das zunehmende Interesse einer neuen Generation von US-amerikanischen und österreichischen ForscherInnen und PublizistInnen an der Thematik in den ausgehenden 1990er Jahren bestärkt.¹⁰ Und sie reklamiert energisch, aber ohne sich aufzuplustern den Anteil, den sie an den historischen Ereignissen genommen hat.

In ihrer Erinnerungsarbeit fühlt sich Irene Spiegel größter Ehrlichkeit verpflichtet, verschweigt aber eine Liebesbeziehung, die sie vor der Begegnung mit dem verletzten Harry Spiegel im Spital von Mataró 1938 unterhielt.¹¹ Das Heraufholen, Heraufbeschwören von Erinnerungen ist immer auch mit einer erneuten Verdrängungsleistung, man möchte es in diesem Fall eher aktualisierte Zensur nennen, verbunden. Ihre Aufrichtigkeit demonstriert Spiegel dadurch, daß sie die großen Gefahren ihrer Einsätze nahe der Frontlinie, die enormen Strapazen nicht extra, ihr Heldentum betonend, herausstreicht, sondern eher sachlich die damaligen Erörterungen referiert, welche Formen der medizinischen Betreuung der frisch Verwundeten zweckmäßig und notwendig seien. An einer Stelle weiß sie sich eines medizinischen Erfolges zu rühmen, der augenscheinlich allein ihrer Umsicht zu danken war:

Einer unserer Patienten war ein Franzose, der in einem Auto mit Benzintank gefahren war. Der Tank war von einer Handgranate getroffen worden und hatte Feuer gefangen. Zwei Drittel seines Körpers waren von schweren Brandwunden überzogen. Unglücklicherweise

hatte der Sanitäter an der Front die Wunden mit Vaseline behandelt in der Hoffnung, damit die wahnsinnigen Schmerzen zu lindern. Als der Franzose bei uns eintraf, waren seine Wunden bereits infiziert. Ich brauchte mehr als eine Stunde, um die Vaseline zu entfernen, und dann legte ich ihm einen Verband an und befeuchtete den Verbandsmull mit einer Gerbsäurelösung. Ein oder zweimal am Tag wechselten wir seinen Verband. Das bereitete ihm entsetzliche Schmerzen, so dass wir beschlossen, ihm den Verband lieber zu lassen und diesen so feucht wie möglich zu halten. Wir gaben ihm möglichst viel zu trinken und eine Menge von den starken französischen Zigaretten, die wir Panzerfaust-Zigaretten nannten. Sie schienen wie ein Beruhigungsmittel zu wirken. Zu unserer Überraschung erholte sich der Mann.

Irene Spiegel verschweigt nicht ihre Ängstlichkeit und Verletzbarkeit. Wie in einem rasenden Tanz wird sie in den 20 Monaten ihres Einsatzes an die verschiedensten Kriegsschauplätze geführt. Von Albacete nach Grañen, von da nach Fuentes de Ebro, Villa Paz, S'Agaró, Brunete, Huete, Benicassim, Cuevas del Ebro, und zum Schluß, im Februar 1939, nach La Jonquera an der Grenze zu Frankreich. Dem Leser schwindelt bei diesem Tanz an die wechselnden Fronten des Krieges, und manchmal scheint auch in Spiegels Manuskript die Reihenfolge der Einsätze in Unordnung geraten.

Nun sind aber kleine Inseln des Friedens in das krieglerische Geschehen gebettet, wenn diese Alltäglichkeiten auch immer mit Schwierigkeiten verbunden sind, etwa mit dem Problem, völlig erschöpft an einem neuen Einsatzort angekommen, irgendeinen Platz zum Schlafen zu finden. Oder die Frage der Verpflegung – hier erfährt man von Spiegel sehr viel von dieser Seite des Alltags des Krieges, auch von der Unordnung und Ungerechtigkeit, die da zuweilen herrschten. Genüßlich wird der Inhalt von Care-Paketen, die die Erzählerin selbst und mit ihr Zusammenarbeitende erreichen, vor dem Leser ausgebreitet und die Weiterverteilung unter dem medizinischen Personal geschildert. Diese Passagen stellen zugleich Atempausen dar, die sich die Erzählerin gönnt.

Die Erinnerungen Irene Spiegels sind in englischer Sprache abgefaßt, was weder selbstverständlich noch ohne Bedeutung ist, und liegen in einer deutschen Übersetzung von Robert Fallenstein vor, die die Grundlage der vorgesehenen Publikation in deutscher Sprache ist. Peter Spiegel, der 1941 in Frankreich geborene Sohn von Irene und Harry Spiegel, teilte mir, Konstantin Kaiser, mündlich mit, Irene habe sich zu allererst eine Veröffentlichung im englischen Sprachraum gewünscht. Dementsprechend erwähnt sie auch viele der US-amerikanischen Ärzte, Schwestern und Funktionäre, die im Rahmen der Abraham-Lincoln-Brigade tätig waren. Eine solche englischsprachige Veröffentlichung ist bisher nicht zustande gekommen.

Der andere, für mich wesentlichere Aspekt ist, daß Spiegel ihre Erinnerungen nach über 40jährigem Leben in Wien, also in einer im allgemeinen deutschsprachigen Umgebung, ganz bewußt auf Englisch niederschreibt. Das beruht selbstredend auf ihrer speziellen Sprachkompetenz; des Deutschen war sie – die Interviews mit Erich Hackl belegen es – nicht im gleichen Ausmaß mächtig. Aber das Englische trennt sie auch von dem Gedröhne all dessen, was rund um sie herum auf Deutsch abgehandelt wird, es löst ihr Schreiben von ihrem weiteren Leben in Österreich, auch von den Menschen, mit denen sie in Österreich verbunden ist. Es ist eine große Einsamkeit, die darin anklingt, eine Einsamkeit, in der Irene Spiegel die „Metropolen der menschlichen Geschichte“, die alten Gefährten und Freundinnen wieder besucht.

Der Aufsatz beruht auf einem Referat, gehalten im Oktober 2016 in Graz beim „Internationalen Symposium: Camaradas. Österreicherinnen und Österreicher im Spanischen Bürgerkrieg 1936-1939“. Veranstalter waren die „prenninger gespräche“, CLIO und GrazMuseum. Für den 2017 erschienenen, von Georg Pichler und Heimo Halbrainer herausgegebenen Tagungsband konnte der Beitrag nicht rechtzeitig fertiggestellt werden. So erscheint er nun hier mit Dank an die Organisatoren des Grazer Symposiums aus gegebenem Anlaß.

Anmerkungen

1 Vgl. Henriette Mandl: Einleitung. In: Maximilian und Emilie Reich: Zweier Zeugen Mund. Verschollene Manuskripte aus 1938. Wien – Dachau – Buchenwald. Wien 2007, S. 9f.

2 Das „Lexikon der österreichischen Exilliteratur“ (Wien 2000) bietet einen gewissen Überblick über die Produktion und Publikation autobiographischer Texte bis 1999, welcher u.a. auch die vielfach nachgeplapperte Legende widerlegt, daß das Interesse daran erst mit der Waldheim-Affäre größere Ausmaße erlangt habe. Eine genauere Untersuchung dazu steht aus.

3 Diese Literarizität enthebt autobiographische Darstellungen nicht der Verpflichtung zur Authentizität; vgl. die Diskussionen um die Bücher von Binjamim Wilkomirski und Conny Hannes Meyer.

4 Im Artikel über die XI. Internationale Brigade in Wikipedia wird der aus der Bukowina stammende Stern seltsamerweise als Deutscher apostrophiert. (Zugriff vom 17.10.2016). Zum familiären Hintergrund vgl. Sidi Gross: General Manfred Stern alias Emilio Kleber, Tel Aviv 1995.

5 Nach José Javier Calvo García kamen an medizinischem Personal 117 Personen aus den USA ins Republikanische Spanien, sowie u.a. die Ausstattung für 69 Ambulanzen, um acht Spitäler in Spanien zu betreiben. Vgl. J.J. Calvo García: La ayuda sanitaria internacional a la República Española. Tesis Doctoral. Saragossa 1991, S. 80.

6 Er war seit 1933 mit der aus Wien stammenden Photographin Edith Tudor-Hart, geb. Suschitzky, verheiratet.

7 Heinrich Karner, eigentlich H. Kent (1910 – 1961), hatte die spanische Krankenschwester Maria López Rodríguez geheiratet. Vgl. Hans Landauer in Zusammenarbeit mit Erich Hackl: Lexikon der österreichischen Spanienkämpfer 1936-1939. Wien 2008, S. 131.

8 Erich Hackl: Typoskript von Tonbandinterviews mit Irene Spiegel, unpaginiert. Archiv E. Hackl. – Erich Hackl schildert die Persönlichkeit Harry Spiegels in seiner Gedenkrede „Harrys Angst“, gehalten für den am 22.1.2000 Verstorbenen am 3.2.2000, abgedruckt in **MdZ** Nr. 4 des 19. Jg., März 2002, S. 7-9.

9 Vgl. Interview mit Erich Hackl, wie oben.

10 Resultate dieser Bemühungen u.a.: Hans Landauer, Erich Hackl: Lexikon der österreichischen Spanienkämpfer 1936-1939. Wien 2003. Sowie: Into the Fire: American Women in the Spanish Civil War, Dokumentarfilm von Julia Newman, USA 2002. – Die wichtigste Anregung dürften aber die Interviews gewesen sein, die Erich Hackl um die Jahrtausendwende mit ihr führte. Vgl. die undatierte, unpaginierte Abschrift, die Erich Hackl dankenswerter Weise dem Verfasser zur Verfügung stellte.

11 Im Interview mit Erich Hackl erzählt Spiegel: „... ich habe einen Freund verloren in Spanien, den ich sehr gern gehabt habe. [...] Aber er war gefangen. Von den Faschisten, sie haben ihn getötet. [...] Aber ich möchte nicht seinen Namen nennen. Er war eine bekannte Person. [...] Es war zu der Zeit von die zweite Belchite. Er war auch ein Politikommissar ...“ „Zweite Belchite“ meint offenbar die erfolglose Verteidigung der Stadt Belchite durch die XV. Internationale Brigade, die Abraham-Lincoln-Brigade, gegen die nationalistischen Angreifer vom 7.-10. März 1938. Auf dem Rückzug wurden der Kommandant Robert Merriman und der Politikommissar David Doran am 2. April 1938 zusammen mit anderen Offizieren in Corbera d'Ebre von Franco-Truppen gefangengenommen und wenige Stunden später exekutiert. Adam Hochschild (in: Spain in Our Hearts. Americans in the Spanish Civil War, 1936 – 1939. Boston, New York 2016, p. 298 bzw. 313) erwähnt, Doran sei „a labor union organizer from Albany, New York“ gewesen. Man machte sich um Merriman und Doran noch einige Zeit Hoffnungen, sie könnten sich noch irgendwie durchgeschlagen haben durch feindliches Gebiet. Der Kriegskorrespondent Herbert Matthews schrieb (am 10.4.1938): „... Merriman and Doran, like their comrades, are men of great resourcefulness, courage and strength, and if anybody can get out of such a scrape, it is felt, those two could.“

Sonja Pleßl

Was ist das Vermächtnis eines Menschen?

Wenn der Nationalsozialismus aus der Zeit fällt. Über Simon Strangers „Vergesst unsere Namen nicht“

Der im norwegischen Verlag Aschehoug publizierte Roman, im Original „Leksikon om lys og mørke“ (Lexikon über Licht und Dunkelheit), wurde 2018 gleich mit zwei Preisen ausgezeichnet – mit dem norwegischen Buchhändlerpreis und dem Riksmål Preis – und wird in 21 Sprachen übersetzt. Die Rechte für die deutsche Übersetzung konnten noch vor der norwegischen Erstveröffentlichung verkauft werden, Stranger war Gast auf der Frankfurter Buchmesse, die englische Übersetzung „Keep saying their names“ wird im Mai 2020 bei Knopf in New York erscheinen.

Nach der Lektüre suchte ich kritische Besprechungen. Ich suchte vergebens. Nur Stavanger Aftenbladet, eine norwegische Lokalzeitung, merkte Kritisches an.

Strangers norwegischer Hausverlag Tiden Norsk Forlag, der den 1976 geborenen norwegischen Autor seit 20 Jahren betreut, hatte das Manuskript allerdings abgelehnt.

Die aus Autobiographischem schöpfende Geschichte, die auch Fiktionales enthält, könnte aus einem Hollywood-Film stammen: Fünf Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg zieht eine junge jüdische Familie, Gerson und Ellen Komissar, mit der kleinen Tochter Jannicke in die Hafenstadt Trondheim in Mittelnorwegen und dort in ein

unscheinbares Gebäude mit der Adresse Jonsvannsveien 46. Ellen, die wie Gerson im schwedischen Exil überlebte, wird an dem Haus zerbrechen. Das zweite Kind, Grete Komissar, wird die Schwiegermutter des Autors Simon Stranger werden und ihm erzählen, dass sie als Kind mit ihrer Schwester Jannicke Familie und Nachbarn zu Theateraufführungen in den Keller lud.

Dieses Haus war vor der Kapitulation der Nazis das „bandeklosteret“, das Hauptquartier der Rinnan-Bande („Sonderabteilung Lola“), im Keller wurde verhört, gefoltert, gemordet. Aufgrund der Infiltrationen der Rinnan-Bande in den norwegischen Widerstand wurde dieser in Mittelnorwegen zeitweise lahmgelegt. Die Rinnan-Bande stand hinter der Festnahme von mehr als tausend WiderstandskämpferInnen, folterte Hunderte im Keller des Hauses, ermordete zwischen achtzig und hundert von ihnen. Ihr Anführer, Henry Rinnan, wurde 1947 wegen dreizehnfachen Mordes zum Tode verurteilt und hingerichtet, so wie neun weitere Mitglieder der Bande, die insgesamt um die 60 Mitglieder zählte. 42 wurden verurteilt. 40 Prozent aller wegen Kriegsverbrechen in Norwegen Hingerichteten hatten einen Bezug zur „Sonderabteilung Lola“. Henry Rinnan selbst rühmte sich, dass sein Kommunisten-Archiv 5000 Namen umfasste, allerdings zählte

er auch moderate SozialdemokratInnen dazu. Über Rinnan heißt es, Heinrich Himmler habe mit ihm den nützlichsten Nicht-Deutschen in ganz Nordeuropa gehabt.

Ich bin der Meinung, dass „Vergesst unsere Namen nicht“ ein besonders gelungenes Beispiel eines entpolitisierenden, individualisierenden und relativierenden historischen Romans darstellt.

Die Idee des Autors, sich mit Hilfe des ABC – der Roman ist wie ein Lexikon von A bis Z gegliedert – durch sämtliche Assoziationen zu hangeln, liefert nicht nur ÜbersetzerInnen eine knifflige Aufgabe, er schafft sich damit die Schnürchen, an denen er – sollte die eine oder andere Kritik kommen – zupfen und mit Hilfe derer er sich selbst als Marionette hochheben kann: Ich war's nicht. Es war eine Assoziation.

Die Assoziationen sind von dieser Art:

A wie Anklage. A wie Aussage. A wie Arrest. A wie alles, was verschwinden und in Vergessenheit fallen wird. [...] Eines Tages wird es geschehen, eines Tages wird für uns alle der letzte Tag kommen, ohne dass wir wissen, welcher es ist oder auf welche Weise das Leben enden wird. [...] Vielleicht werde ich von einem Eiszapfen getötet, der von der Dachkante eines Häuserblocks fällt [...] während zufällige Passanten sich in einem Halbkreis um mich scharen. Zufällige Zeugen, die unvermittelt an den Abgrund erinnert werden, der sich stets neben jedem Einzelnen von uns befindet [...].

Darauf lässt der Autor den Hinweis folgen, dass in der jüdischen Tradition ein Mensch „zweimal stirbt“, einmal, wenn er stirbt, ein zweites Mal, wenn sein Name nicht mehr genannt wird. (S. 6) Mit diesem A leitet er im Buch die Stolpersteine ein, die uns zu Hirsch Komissar führen.

Hirsch Komissar wird am 12. Jänner 1942 verhaftet. An diesem Tag ist er von der Gestapo zum Verhör beordert worden. Am Telefon mit dem Sicherheitsdienst lässt ihn der Autor über seine Frau sinnieren, wie sie, Marie (die nach einem Oberschenkelhalsbruch im Krankenhaus liegt) bloß nur so dumm sein konnte, mit hochhackigen Stiefeln bei Glatteis auf die Straße zu gehen. Mit Hirsch ist der Autor das gesamte Buch hindurch auf Du und Du:

Sobald du auch nur andeutest, dass sie etwas anders machen sollte, dass sie vielleicht etwas vorsichtiger sein und nicht immer diese Beiträge in den Zeitungen schreiben oder zu Hause diese Treffen abhalten sollte, bei denen politische Fragen diskutiert werden, antwortet dir Marie mit einem verächtlichen Schnauben. (S. 11)

Dies lässt Stranger Hirsch Komissar während des Telefonats denken; es ist die einzige Stelle im Buch, wo zu lesen ist, was Marie tat. Im weiteren Verlauf wird Marie nur mehr die tüchtige, elegante Geschäftsfrau sein.

Wer waren Hirsch und Marie Komissar aber?

Wir werden es nicht erfahren. Der Autor konzentriert sich darauf, darzustellen, was er selber denkt, dass Hirsch denkt. Wenig erfahren wir über Leben und Wirken von Hirsch Komissar, auch wenn der Autor am Buchende beteuert: „Lieber Hirsch. Wir werden weiter deinen Namen sagen.“

Auf no.wikipedia ist zu lesen: Der erfolgreiche Geschäftsmann Hirsch Komissar engagierte sich im öffentlichen Leben, gründete eine zionistische Gruppe in Trondheim, die er auf internationalen Kongressen der Zwischenkriegszeit vertrat. Gemeinsam mit seiner Frau Marie verfasste er Beiträge über Religion und Politik für die Tagespresse und debattierte in der Studentenschaft (Studentersamfundet) in Trondheim. Simon Stranger macht uns leider weder Artikel noch Vorträge von Marie und Hirsch Komissar, noch Berichte über sie zugänglich. Die Studentenschaft in Trondheim ist die drittälteste in Norwegen, Trondheim ist die drittgrößte Stadt Norwegens, Hauptstadt Mittelnorwegens, per Verfassung von 1814 Krönungsstadt, jüdische Gemeinden bestanden – und bestehen wieder – in Norwegens Hauptstadt Oslo und in Trondheim. Sollte

es tatsächlich keine schriftlichen Dokumente geben? Die jüdische Gemeinde in Norwegen zählte zu den kleinsten in Europa, Juden hatten im Wirtschaftsleben wenig Gewicht – außer in Trondheim in der Konfektionsbranche, eben jener Branche, in der Hirsch und Marie mit ihrer Boutique *Paris Wien AG* tätig waren. Selbst, wenn es tatsächlich keine Literatur mehr von und über das Ehepaar Komissar geben sollte: Warum erzählt der Autor nicht von seiner Suche danach? Ganz anders gestaltet sich sein Eifer nämlich, wenn es um eine mögliche Verbindung zwischen Henry Rinnan und Maries Bruder David Wolfsohn, der von den Deutschen nach einem Scheinprozess am 7. März 1942 erschossen wurde, geht: Stranger fängt geradezu Feuer angesichts der „Möglichkeit“, dass Rinnan auch für die Verhaftung von David Wolfsohn verantwortlich gewesen sein könnte: „M wie die Möglichkeit, die sich eines Vormittags plötzlich für mich eröffnet, als ich in deiner Geschichte grabe. Wer hatte dieses Gespräch in der Kaffistova belauscht? [...]“ Stranger kommt zum Schluss: „Es war Rinnan.“ Seine Frau unterstützt den Autor bei der Suche. Diese bleibt erfolglos. Trotzdem beschreibt der Autor seine Fantasieszene mit Rinnan und denkt sich, was Rinnan denkt: „... bestimmt Juden“, denkt er – denn: „Sein Blick fällt auf eine Gruppe von Männern mit dunklem Haar und braunen Augen“ (S. 217), „Er sieht, wie David gegen die Seiten seines Mantels klopft, im Takt irgendeines fremdartigen jüdischen Lieds, das er pfeift. Jetzt werden wir mal sehen, wo du hingehst, du kleiner Kommunistenfreund, denkt Henry [...]“ (S. 218). Wer nun aufgrund des Wortes „Kommunistenfreund“ die Hoffnung hegt, im Laufe des Romans Substantielles über David Wolfsohn zu erfahren, wird enttäuscht. Der Autor kommt über „kommunistische Neigungen“ (S. 218) und „kommunistische Sympathien“ (S. 10) nicht hinaus. Marie Komissars Bruder David Wolfsohn aber war vor seiner Verhaftung 1942, auf die sich Stranger bezieht, schon einmal verhaftet worden, nämlich im Jänner 1941 und da heißt es im Tätigkeitsbericht der SIPO/SD:

Am 7.1.41 wurde der norweg. Jude David Wolfsohn, geb. am 21.1.1900 in Trondheim, vom EK Trondheim festgenommen, weil er seinem Nachbarn, der einen deutschen Wehrmachtsangehörigen zu sich eingeladen hatte, durch die Tür zugerufen hat: „Es ist ein Skandal, daß Ihr einen deutschen Offizier zu Euch einladet; das muß abgestellt werden.“ W. Ist als Hetzer gegen die deutsche Wehrmacht bereits bekannt geworden. (Bruland 2019, S. 159)

Grund der Verhaftung 1941 war also der „holdningskamp“ (Haltungskampf), der in Norwegen nach dem Überfall durch das „Tausendjährige Reich“ weitverbreiteter ziviler Widerstand gegen Nationalsozialismus und Nazifizierung der norwegischen Gesellschaft. Zum „holdningskamp“ gehörte, zu Nationalsozialisten und zur Besatzungsmacht größtmöglichen Abstand zu wahren – und dies auch den eigenen Landsleuten zu signalisieren: Wer kollaborierte, galt als LandesverräterIn. Diese Form des zivilen Widerstands spart Stranger gänzlich aus, und darüber hinaus verkommt bei ihm der norwegische Widerstand zur reinen Kulisse für Rinnan und seine Bande, wir lesen Sätze wie: „T wie Telefongespräch. Drei Leichen liegen im Keller [...] und schließlich noch Dagfinn Frøyland, der Widerstandskämpfer, den sie am selben Abend ermordeten, da er Zeuge des Ganzen geworden war.“ (S. 309) Über Solveig erzählt Stranger wie folgt: Bjarne Asp (Henry Rinnan unter falschem Namen) „hat ein Verhältnis mit einer Frau namens Solveig, die im norwegischen Widerstand aktiv ist und zwei Brüder hat, die das Gleiche tun. Bjarne Asp hilft ihr, stellt Listen zusammen, nimmt an Treffen teil, hat Sex mit ihr [...]“ Nach sechs Monaten erzählt ihr Rinnan die Wahrheit. „Er könne verhindern, dass ihre Familie verhaftet wird, vorausgesetzt, sie schließe sich ihm an. [...] Solveig erklärt sich dazu bereit. Es wird Sommer, und es wird Herbst im Jahr 1943.“ Solveig lebt nun mit ihrer achtjährigen Tochter gemeinsam mit Rinnan im Bandenkloster, und „arbeitet für den Rest des Kriegs

als Rinnans Sekretärin. Versorgt die Wunden der Gefolterten, kocht ihnen Essen und lässt die Tochter dort schlafen, trotz der Schreie, die aus dem Keller kommen.“ (S. 232-233) ERKLÄRT SICH DAZU BEREIT. Verschlägt es einer Leserin, einem Leser angesichts dieser Sprache nicht die Sprache?

Vielleicht tappt Stranger in diese Sprache, weil er sich an keiner Stelle des Buches die Frage stellt, wie jemand zum Widerstand kam, welche Einstellungen, Gespräche, Verbindungen dazu führten, welche Hoffnungen, Träume, Ängste, Familientraditionen, welche Widerstandskultur diesen Entschluss nährte. Relevant scheint ihm dagegen das Stereotyp vom dunkelhaarigen Juden, das er mehrmals bemüht, etwa auf Seite 129 das „dunkle, fast schwarze Haar, von dem jedermann sofort sagt, dass es nicht arisch ist“. Das ist befremdlich, denn das Stereotyp vom dunkelhaarigen Juden setzt das entgegengesetzte Stereotyp einer weitgehend homogenen norwegischen Bevölkerung voraus, das die Nazis zwar durchaus finden wollten, aber nicht finden konnten, nicht zuletzt aufgrund der samischen Urbevölkerung Norwegens. Sollte der norwegische Autor das vergessen haben? Obwohl Trondheim, der Schauplatz des Romans, in die samisch-norwegische Geschichte einging? 1917 tagte in Träante, wie Trondheim auf südsamisch heißt, zum ersten Mal der Rat der Samen, die Initiatorin Elsa Laula Renberg wurde zur politischen Ikone der Samen. 2017 wurde in Trondheim das hundertjährige Jubiläum gefeiert, dies bemerkte auch die internationale Presse.¹ Den Nazis waren die Samen aus mehreren Gründen ein Dorn im Auge: Eheschließungen bedrohten die „Reinhaltung“ der „nordischen Rasse“, das Wissen der Samen über die norwegisch-schwedischen Grenzgebiete machte sie zu wichtigen Fluchthelfern, und mit Verddevuohta kannte die samische Kultur ein eigenes Konzept von „Gastfreundverhältnis“² zwischen nomadisierenden Samen und sesshaften Samen oder auch Nichtsamern, das man mit *Ich helfe dir, und du hilfst mir* übersetzen könnte, wobei Verddevuohta Warenaustausch, Vertrauen und Freundschaft umfasste. Samen sucht man bei Stranger vergebens.

So wenig wir also von David Wolfsohn erfahren, so wenig werden wir von Hirsch Komissars politischem Engagement, geistiger Regsamkeit und Intellektualität erfahren. Stattdessen lässt uns der Autor Hirschs letzten Tag erleben, den 7. Oktober 1942, als Hirsch als „Sühneopfer“ für eine Aktion des norwegischen Widerstands im Falstadskogen, dem Wald nahe dem KZ Falstad, zusammen mit neun anderen erschossen wird. Diese sieben Seiten (S. 342-348) unter dem Buchstaben Z sind schwer zu ertragen, denn der Autor beschreibt, was er denkt, dass Hirsch denkt, hört, spürt – und gespürt und gehört hätte, wäre er nicht schon tot.

Denkst du an Gerson und Jacob? An Lillemor? Oder Marie? [...] Und dann? [...] Dann die Schüsse, gefolgt von einem überraschenden, überwältigenden Schmerz.

Das Leben ist ein Strom. Ein Fluss aus Impulsen, der die ganze Zeit durch alles rinnt, was lebt. Und der Tod? Der Tod ist das, was abschließt. Die Kugeln bohren sich in dich und [...]. Das Letzte, was du spürst? Ein Zweig, der [...] Das Letzte, was du hörst? Ein Mann, der [...]. Dann gleitet dein Bewusstsein aus der Welt, und dein Körper geht in den Kreislauf all dessen ein, was tot ist, wie ein abgebrochener Zweig, der Schädel einer Elster oder der Kadaver eines Wals, der in absoluter Dunkelheit auf dem Grund des Meeres liegt, während das Fleisch von winzigen Mäulern abgekauet wird. [...] Jetzt lassen die Soldaten deine Knöchel los und werfen dich in das Loch im Boden. Ein Riss im Fleisch der Erde. [...] Wenn deine Ohren nicht auf dem Weg in die Erde gewesen wären, wenn sie nicht verwesen würden, hättest du dort oben Schritte gehört. [...] Wenn das Gefühl in deiner Haut nicht schon längst verschwunden wäre, hättest du die Arme gespürt [...]. [...] So vergehen mehr als siebzig Jahre. Wahrscheinlich gibt es immer noch Teile deines Skeletts [...] Lieber

Hirsch. Du hast ein großes Geschlecht hinterlassen. [...] Die Welt dreht sich weiter und ich schließe die Augen [...] (S. 348)

Warum diese Gewichtung in solch pathetisch-trivialer Sprache, möchte man den Autor fragen. Ist das Vermächtnis eines Menschen – und das, was man von ihm erinnert – die kunstvolle Beschreibung des Todes und der Verwesung?

Zwar leitet Stranger seine Motivation für das Buch mit der Frage seines Sohnes ein, der, den Stolperstein für Hirsch Komissar abweisend, fragt: „Warum wurde er ermordet, Papa?“ (S. 8) und streift im Versuch, diese Frage zu beantworten, im Laufe der 350 Seiten durch die lange Geschichte der Judenverfolgungen weltweit, wobei er dies und jenes Faktische nüchtern-prosaisch referiert, jedoch seine Leserschaft über die Geschichte der Juden in Norwegen weitestgehend in Unkenntnis lässt. Der Eindruck, den das Buch hinterlässt: Antisemitismus ist etwas Naturgegebenes. Das Grab von Hirsch ist „ein Riss im Fleisch der Erde.“

Wie schreibt einer der berühmtesten Norweger über Hirsch Komissar? Odd Nansen gilt als Held des Widerstands, wie sein Vater Fridtjof engagierte er sich mit viel Mut humanistisch und gründete 1936 die Nansenhilfe für staatenlose Flüchtlinge, die 260 Erwachsene und Kinder aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei, ein Großteil davon Jüdinnen und Juden, nach Norwegen bringen konnte. Odd Nansen war bereits im Jänner 1942 von den Nazis inhaftiert worden und traf als Gefangener auf den Gefangenen Hirsch. Es gelang ihm, insgeheim Tagebuch zu führen, 1946 veröffentlichte er es mit viel Erfolg. Am 7. Oktober 1942 schreibt er:

Unter ihnen war Hirsch Kommissar [sic!], der Jude, der aus dem Lager Baddern hierher kam und einige Zeit später von hier wieder mit dem ersten Transport nach Süden geschickt wurde. Niemand verstand, warum dieser arme kleine, untersetzte Kerl zuerst hierher und dann nach Süden geschickt wurde. Er selbst glaubte wohl, er solle als Dolmetscher gebraucht werden, denn er sprach Russisch, oder freigelassen werden. Nun ist er erschossen! Ganz sicher völlig unschuldig, eine Repressalie für irgendetwas, was da passiert ist. – Ich muss daran denken, wie unanständig Einzelne hier zu ihm waren, wie sie immer ein Schimpfwort auf den Lippen hatten, wenn er auftauchte. [...] Ich muss an seine Frau denken, die Arme; ich kenne sie aus den Versammlungen der Studentenschaft, wo die beiden ständig waren. Wer tröstet sie in dieser bodenlosen Trauer und Angst? Wer denkt jetzt an sie? Arme Menschen. (Bruland 2019, S. 260-261)

Was Nansen in wenigen Sätzen gelingt, einen Menschen fassbar zu machen und Verbundenheit aufzubauen, vermag Stranger auf 350 Seiten nicht. Vielleicht liegt es auch daran, dass Nansen nicht nur Hirsch Komissar beim Namen nennt, sondern auch den Antisemitismus, der selbst in Teilen des norwegischen Widerstands herrschte. Auf diese komplizierte Geschichte lässt sich Stranger nicht ein. Was er uns aber wiederholt wissen lässt, ist, dass er selbst nicht Jude ist:

Lieber Hirsch. Dies ist der Versuch, den zweiten Tod hinauszuschieben und das Vergessen zu verhindern. Ich bin kein Jude, aber meine Kinder, Deine Urenkel, haben jüdisches Blut in den Adern. Deine Geschichte ist ihre Geschichte. (S. 18)

Ist diese Geschichte nicht unser aller Geschichte? Was soll diese Abgrenzung? Stranger formuliert in „Vergesst unsere Namen nicht“ die Erkenntnis: Seine Kinder wären unter dem NS-Regime vermutlich umgebracht worden. Weiterführende Fragen knüpft er nicht daran, kein: Wie hätte ich mich als Vater verhalten, was hätte ich versucht, wäre ich aufgrund meiner politischen Haltung gefährdet gewesen? Es versteht sich von selbst, dass man darauf keine fertige Antwort formulieren kann, ABER logisch wären diese Fragen doch gewesen. Die Thematik ist jedenfalls bei Stranger nicht in den behutsamsten Händen. Das zeigt nicht zuletzt die Wortwahl sowie die Verknüpfung grotesk-grausamer Szenen: Menschen, auch Kinder, werden im Buch wiederholt als „Körper“ beschrieben: „das Geräusch der Kinder, [...] wenn einer der Körper auf den Teppich fiel“ (S. 21), „Wie

klein ein Leben ist, wenn alles bis auf die Knochen weggeschnitten wird. Wenn die Wohnung und die Möbel weggenommen werden [...] und nur der Körper übrig bleibt“ (S. 133), „und das Gedränge der Körper, die in jeder Kurve aneinandergepresst wurden“ (S. 103), „Das Heu pikst an der Wange, im Nacken und an den Händen, während sein Körper über Straßen befördert wird“. (S. 137) In all diesen Szenen handelt es sich um lebende Menschen. Die Szene, in der der Autor von seiner jüdischen Schwiegermutter Grete, genauer, von ihrem Mann Steinar, erfährt, dass sie als Mädchen im ehemaligen Hauptquartier von Rinnan aufgewachsen ist, wird folgendermaßen eingeleitet: Grete steht in der Küche und legt Hähnchenkeulen in eine feuerfeste Form. Ihr Mann Steinar steckt den Kopf zur Tür herein und beginnt dem Autor aus heiterem Himmel von Gretes Kindheit zu erzählen – „Gretes Hände waren voller Hühnerfett und sie lächelte verlegen“, ihr Mann beginnt all die Grausamkeiten zu beschreiben, die von der Rinnanbande in dem Haus begangen wurden, währenddessen sich Grete „mit dem Unterarm das Haar aus der Stirn [strich], immer noch mit dem Küchenmesser in der einen Hand und dem Hühnerfett in der anderen.“ (S. 21) Auf Seite 290 unter dem Buchstaben R werden wir über ein Foto lesen, auf das der Autor im Zuge seiner Recherchen zu Rinnan und David Wolfsohn gestoßen ist. Es zeigt einen von der Rinnanbande ermordeten Gefangenen des Bandenklosters, „sein Körper [...] zusammengebunden [...] wie man ein Hähnchen zusammenschnürt oder eine Rinderroulade.“ „Passiert“ einem das als Schriftsteller?

Von Henry Rinnan, Kollaborateur, Prahler, Folterer, Vergewaltiger und Mörder, wird uns dessen Kindheit und Jugend nahegebracht: Kleingewachsen sei er gewesen, aus einer armen Schuhmacherfamilie, in der Schule gemobbt. Nicht erfahren wir, dass seine Eltern bei der Nasjonal Samling (NS) waren. Stranger lässt uns lediglich wissen, dass Rinnans Vater ein Kommunistenhasser war. Das scheinbar empathische Nachgehen, was soziale Ausgrenzung mit einem Kind machen kann, ist meines Erachtens unplausibel. Stranger lässt Rinnan denken: „Der kleinste von allen Jungen in seinem Alter, und bestimmt auch derjenige, der aus der ärmsten Familie kommt, denkt er.“ (S. 30) Denkt das ein zehnjähriges Kind? Rinnan ist 1915 geboren, die Zwanziger- und Dreißigerjahre waren auch in Norwegen Zeiten sozialer Unruhe; selbst der Autor streut an einer Stelle ein, dass die These, Rinnan wäre aus einer außergewöhnlich armen Familie gekommen, umstritten sei. Trotzdem: Im Buch zeichnet er ihn weiter als Underdog. Später, als Jugendlicher, lässt er ihn denken, „dass die Armut daran schuld ist, dass er so ungewöhnlich klein ist.“ (S. 40) Mädchen lassen ihn abblitzen, nur wegen der fehlenden Körpergröße, „alle Mädchen sind so, absolut alle“. (S. 111) Nun wissen wir also, was Rinnan dazu trieb, Rinnan zu werden. Stranger schlägt in einem Interview zum Buch gemeinsam mit seiner Schwiegermutter Grete Komissar den Bogen zum Attentat vom 22. Juli 2011 und verkündet die Botschaft, dass wir allen Menschen in der Gesellschaft einen Platz geben müssen, andernfalls entstünden einsame Wölfe. Lässt sich der Attentäter vom 22. Juli darauf reduzieren, nicht seinen Platz in der Gesellschaft gefunden zu haben? Breivik hat 69 Kinder und Jugendliche ermordet, die am Sommercamp der sozialistischen Jugend teilnahmen. Davor schrieb er unter dem Usernamen year2083 im Neonaziforum Stormfront. Breivik fühlte sich verbunden – mit Faschisten. Ein Blick auf die Mitglieder der „Sonderabteilung Lola“ zeigt: Viele waren Frontkämpfer, norwegische Freiwillige für das deutsche Heer.³ Sie landeten nicht zufällig bei Rinnan.

Nur durch diese im Buch angelegte Individualisierung, Relativierung, Banalisierung und sogar Pornografisierung des Faschismus kann ein deutscher Rezensent in seinem Literaturblog zu folgendem, die konkreten historischen Prozesse völlig ignorierenden Schluss kommen:

Er beschreibt einen Underdog, dem es in seiner Heimat unter Seinesgleichen nie gelingen würde sozial aufzusteigen. Hier kommen ihm die

Nazis gerade recht. [...] Erschreckend ist hierbei, dass klar wird, dass genau dieser Henry Oliver Rinnan auf der richtigen Seite in Reihen des norwegischen Widerstands gekämpft hätte, wäre er dort wertgeschätzt worden. Eine typische Täter-Karriere.⁴

Was erfahren wir über „den Zeitgeist“, wie es Stranger ausdrückt?

Der Autor schreibt: „Der Zeitgeist im Trondheim der Dreißigerjahre entzieht Gerson schrittweise der [sic!] Menschlichkeit, und zu Beginn des Kriegs wird er aus weiteren Kategorien entfernt. Er ist kein Norweger mehr. Kein Student. Er ist kein Trondheimer mehr.“ (S. 97) Damit ist das Thema Antisemitismus und Faschismus für Stranger erledigt. Wir erfahren nicht, dass Trondheim zu jenen Städten gehörte, wo die Unge Høyre, die Jugendorganisation der konservativen Partei Høyre, eine Kooperation mit der 1933 gegründeten norwegischen faschistischen Nasjonal Samling (NS) eingehen wollte, aber vom Vorsitzenden Carl Joachim Hambro in den 1930ern auf Linie gebracht wurde (in Bergen brach die Unge Høyre um der Freundschaft mit der NS willen mit der Parteiführung)⁹, nichts von den NS-Sympathien der Konservativen Studentenvereinigung in Trondheim, nichts von eben diesen Sympathien der Bauernpartei. Was hier als „Zeitgeist“ subsumiert wird, ist später der „Krieg“. Und so lesen wir auf Seite 75, als Gerson von der Ermordung seines Vaters am 7. Oktober 1942 erfährt, von betretenem Schweigen von Seiten der Kommilitonen und sehen einen sich unwohl fühlenden Gerson vor uns, „der sich für die gemeinsame Skiwanderung bedankt“ (S. 75) – mehr weiß der Autor nicht zu sagen. Wäre es nicht interessant gewesen zu erfahren, welche SchriftstellerInnen in der Familie Komissar gelesen wurden? Kannten sie das Gedicht von Nordahl Grieg, das er vom noch unbesetzten Nordnorwegen am 17. Mai 1940, dem norwegischen Nationalfeiertag zur Feier der Verfassung von 1814, im Sender Tromsø vortrug? Grieg hatte das Gedicht geschrieben, nachdem die Deutschen am 9. April 1940 in Oslo einmarschiert waren.

*Schlimmer als brennende Städte
ist Krieg, der unsichtbar wirkt,
der Schnee und Äcker und Birken
unter giftigen Schleiern verbirgt.
Denunzianten und Terror
brachten sie uns ins Haus.
Aber unsere Träume
trieben sie uns nicht aus.⁵*

Über Grieg heißt es, dass das „ganze besetzte Norwegen diese Sendungen [hörte]“, die er ab der zweiten Jahreshälfte 1940 aus dem Londoner Exil in BBC fortsetzte, und die nach der Konfiszierung der Radioapparate durch die Nazis in Norwegen zu Tausenden in den illegalen Zeitungen verbreitet wurden.⁶ Nichts davon ist bei Stranger zu lesen, und nichts vom „einzig[en] unbestreitbar großen Schriftsteller, den [Goebbels] auf seiner Seite hatte“, wie Robert Ferguson in „Knut Hamsun“ über denselben schreibt (Ferguson 1990:549), nichts vom Eintreten des norwegischen „Dichterkönigs“ Knut Hamsun in seinen zahlreichen Zeitungsartikeln seit den Dreißigerjahren für Faschismus, für die Todesstrafe, gegen Frauenrechte, nichts von seinen Aufrufen, den Widerstand in Norwegen doch fahren zu lassen, und seiner Diskreditierung des Parlamentspräsidenten Carl Joachim Hambro, der die Flucht des Königs und der Regierung aus Oslo und die Mobilmachung verkündet hatte. Hamsun nannte ihn in einem seiner Artikel 1940 „Sohn einer Einwandererfamilie“, dem „eine norwegische Seele [fehlt]“ (Ferguson 1990:508) – Hambro stammte aus einer jüdischen Familie aus Dänemark, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts zum Christentum konvertiert war, Carl J. Hambro wurde 1885 in Bergen geboren. Nichts erfahren wir über die spektakuläre Flucht des Königs Haakon VII und seiner sozialdemokratischen Regierung unter Staatsminister Johan Nygaardsvold

nach Nordnorwegen, die aufgrund des militärischen Widerstands ermöglicht wurde, wir erfahren nichts über die Bildung einer Exilregierung in London, und die für die Aufrechterhaltung des Widerstands in Norwegen so wichtige Verweigerung, die NS-Regierung unter dem Putschisten Quisling anzuerkennen, diesem Mitbegründer der Nasjonal Samling (NS), die 1936 bloß 2 Prozent der Stimmen erhielt und während der gesamten Besatzungszeit nicht über 40.000 Mitglieder hinauskam, nichts vom gewaltlosen Widerstand von 90 Prozent der LehrerInnen gegen die Nazifizierung der Schulen⁷ und der Selbsttötung von Einar Musæus Høigård, der an der Spitze der illegalen LehrerInnenorganisation stand, um seine KollegInnen nicht unter der Folter zu verraten⁸, nichts vom Widerstand der Eltern, initiiert von den Schwestern Helga und Asta Stene, die 200.000 Protestbriefe sandten⁹, nichts über die Schließung der Universität Oslo durch Reichskommissar Terboven aufgrund der dort gescheiterten Nazifizierung¹⁰, was wiederum den Widerstand unter den Studierenden verstärkte, nichts vom Widerstand in den Sportverbänden, nichts vom Widerstand innerhalb der Kirche, nichts vom Witz und der Konsequenz der NorwegerInnen: Als Zeichen des Widerstands trug man eine rote Mütze auf dem Kopf. Als das die Nazis verboten, klemmte man eine Büroklammer – eine norwegische Erfindung – ans Revers. Auch das wurde verboten. Ein norwegischer Bekannter erzählte mir, dass man in der Straßenbahn aufstand und den Platz in der Straßenbahn freigab, sobald ein Nazi sie betrat. Das Hjemmefrontmuseum, das Museum des norwegischen Widerstands in Oslo, bestätigte: Die deutschen Behörden in Norwegen verboten, von seinem Platz in der Straßenbahn aufzustehen, wenn sich ein Deutscher neben einen setzte.¹¹

Vielleicht, so fragte ich mich nach der Lektüre, ist der zivile Widerstand in Norwegen so bekannt, dass sich nicht mehr davon zu erzählen lohnt? Dem ist nicht so. Der zivile Widerstand ist „unkommunisiert“, wird viel zu wenig vermittelt, sagt die pensionierte Lehrerin Aase R.D. Andreassen¹², die den britischen Regisseur Jon Seal für seinen Dokumentarfilm „The Teachers’ Protest. The Paper Clip Resistance“ beriet. 2019 hatte der Film Premiere – es war der erste Film über die Læreraksjon 1942. Der 2018 gegründete norwegische Verein „Den Glemte Historien“ (Die vergessene Geschichte) ersucht um Spenden für ein ähnliches Filmprojekt.¹³ Es war dieser ERFOLGREICHE zivile Widerstand gegen die Nazifizierung der Gesellschaft, den Roosevelt in einer Rede im Herbst 1942 ansprach: „Look to Norway.“¹⁴ Viel gäbe es zu erzählen.

Verbindung mit den Leiden der Verfolgten?

Stranger beschreibt die Flucht der Brüder Gerson und Jacob Komissar nach der Ermordung ihres Vaters. Der Autor begab sich im Vorfeld auf Lokalausweis der Fluchtroute mit einem „geschichtsinteressierten Freund“ (S. 102). Sodann fährt er fort mit der Erzählung, wie sich die beiden Brüder Gerson und Jacob auf die Flucht nach Schweden begeben: Das ehemalige Kindermädchen der Brüder färbt ihnen die dunklen Haare, jetzt befällt Gerson für „ein Moment die Angst, dass sie ihn vielleicht küssen will, dass sie sich vorbeugt und seine Lippen auf seine drückt“ (S. 130). Das Ergebnis: orange Haare! Weiteres Ergebnis: Alle drei lachen. Doch: „Jetzt heißt es nur noch, von hier wegzukommen. Weg von Oslo, den Deutschen und dem Krieg.“ Doch die Zeit vergeht: „Mal ist jemand verhaftet worden, mal wurde jemand aus der Widerstandsbewegung enttarnt.“ (S. 131) Dieser trivialisierende Stil zieht sich durch das gesamte Buch. Selbst wenn man die Schwierigkeiten mitbedenkt, die eine Übersetzung aus dem Norwegischen grundsätzlich mit sich bringt – der Wortschatz im Norwegischen ist geringer als im Deutschen, bei Übersetzungen ins Deutsche muss also nuanciert werden – und es der Übersetzung durchaus anzumerken ist, dass sie unter großem Zeitdruck fertiggestellt werden musste, so liegt dies

wohl nicht am Übersetzer. Es ist nicht nur der Stil, es ist die Flapsigkeit in der Konstruktion des Romans, das fehlende Interesse für das CUI BONO des Faschismus und des Antifaschismus. Die Fluchtszene lässt keine Beklemmung aufkommen: Wir lesen „verschmitztes Lächeln“ und „Lachen“, etwa auf Seite 134, als beide Komissar-Brüder am Bahnsteig warten und die orangefarbenen Haarspitzen unter der Mütze hervorleuchten, da geht Jacob zur Lampe und dreht die Birne so lange, „bis sie [sic] ausgeht. Er schaut Gerson an, lächelt schelmisch in der Dunkelheit“. Während der Fahrt mit dem Lastwagen des Carl Fredriksens Transport „lächeln [sic] einander an, brechen aber nicht in Jubel aus, noch nicht.“ (S. 136) Mit Hilfe des Carl Fredriksens Transport konnten im Winter 1942/1943 innerhalb von sechs Wochen zwischen Gründung und Verrat der Gruppe an die tausend Kinder, Frauen und Männer nach Schweden flüchten, knapp die Hälfte von ihnen Jüdinnen und Juden. Der Carl Fredriksen Transport war eine Fluchthelfergruppe, die von Rolf Syversen gegründet wurde, als ihn vier jüdische Brüder, die den Verhaftungen aller männlichen Juden am 26.10.1942 entgehen konnten, in seiner Gärtnerei in Oslo um Hilfe baten. Gemeinsam mit dem Ehepaar Alf und Gerd Pettersen und mit Reidar Larsen organisierte er die umfangreichste Rettungsaktion in Norwegen unter dem internen Leitspruch *Wir fahren für den König*. Alle riskierten ihr Leben, nicht alle überlebten.¹⁵ Gerson und Jacob haben Glück: „[Gerson] schaut zu Jacob, der absolut lächerlich aussieht mit seinem orangefarbenen Haar voller Heu und der Mütze in der Hand. Gerson bricht in Lachen aus; genau wie der Pianist. [...] Jacob setzt einen Fuß über die unsichtbare Grenze und lächelt verschmitzt.“ (S. 141)

Aus der Beschreibung könnte man schließen: Die Juden sind Flucht gewohnt.

Bei Max Tau jedenfalls, jenem nach Norwegen und später nach Schweden geflüchteten deutschen jüdischen Verleger, Übersetzer, Autor und Begründer der „Friedensbücherei“, wird während der Fluchtszene in der Autobiographie „Trotz allem!“ weder gelacht noch verschmitzt gelächelt, wiewohl ihn das Foto auf dem Buchcover tatsächlich verschmitzt lächelnd zeigt. Stranger hat zweifellos mehr über Henry Rinnan gelesen als von Exilierten.

Aber nicht nur viel gelächelt wird, auch in sich geruht und über die Kindheit der Deutschen nachgedacht, selbst im SS Strafgefangenenlager Falstad, dem zweitgrößten Lager in Norwegen. Hirsch Komissar denkt, unter dem Buchstaben D:

D wie der Durst der Wachleute im Gefangenenlager, wenn sie frei haben und der Alkohol ihre Zungen löst. Oft hört man ihr Lachen bis zu der Zelle, in der du liegst und dich an Szenen aus deiner Kindheit erinnerst, wo du im Bett lagst und den Erwachsenen zuhörtest, wenn deine Eltern Besuch hatten und ihre Stimmen sich veränderten, lauter wurden, fröhlicher. So ist es mit den deutschen Soldaten. Manchmal verstehst du die Pointe eines Witzes und beginnst selbst zu lächeln, beinahe unfreiwillig, bevor du dich wegdrehst und versuchst, im Schlaf zu verschwinden. (S. 63)

Aber vielleicht spielt die Szene ja gar nicht in Falstad, sondern in einem anderen Lager, das lässt sich aufgrund der Assoziationen von A – Z schwer zuordnen. Folgende Szene jedenfalls spielt laut dem Autor in Falstad: „In Augenblicken wie diesen“, lässt Stranger Hirsch Komissar denken, „denkst du darüber nach, ob du vielleicht einen dieser jungen Männer [die einen Gefangenen, den „Bariton“ singen hießen]

vor zehn Jahren in einer deutschen Stadt getroffen haben könntest. Da waren sie zehn, zwölf Jahre alt und liefen auf knochendürren Beinen durch die Straßen, mit ungelenken Armen und Augen, die vor Neugier und Freude glänzten. Vielleicht hast du einen der Wachleute angelächelt oder dich in einem Park kurz mit ihm unterhalten, als er noch klein war. Aber jetzt? Jetzt hat sie der Krieg in eine andere Form gepresst. (S. 37-38)

Der Krieg? In eine andere Form gepresst? Falstad unterstand als „Polizeihäftlingslager“ einem Kommandeur der SIPO, der deutschen Sicherheitspolizei, und der SD, dem Sicherheitsdienst. In der Regel waren Wachleute im Lager keine einfachen Soldaten, sondern Freiwillige, jedenfalls bis zu Kommissars Ermordung 1942.

Aber der Autor gönnt sich nicht nur selbst freie Assoziationen, er gönnt sie auch Hirsch, zum Beispiel unter A:

A wie die Assoziationen, die jederzeit auf dem Weg zur Zwangsarbeit, im Speisesaal oder draußen im Wald auftauchen konnten. [...] Der Anblick einer Wache, die den Kopf nach hinten legt und die Augen im Sonnenlicht zukneift, kann dich plötzlich in deine Studienjahre nach Deutschland zurückbringen, zu den überraschenden Glücksmomenten, wenn du eine Pause vom Lesesaal einlegtest und dich auf einer Bank nach hinten lehntest, in einem Land, das noch nicht von den Nazis übernommen worden war. (S. 17)

Stranger stellt sich Hirsch also als jemanden vor, der „in sich ruht“, so wie er auch Julius Paltiel empfindet, einen norwegischen Überlebenden des KZ Auschwitz, über den er schreibt: „Er war kein verbitterter oder gebrochener Mann, der das Leben verfluchte, weil es so viele Schmerzen mit sich brachte, sondern ganz im Gegenteil ein Mensch, der bei allem, was er sagte oder tat, vollkommen in sich ruhte.“ (S. 86-87) Das Leben? Brachte denn „es“ all die Schmerzen?

Im Falstadkogen wurden 100 sowjetische Kriegsgefangene und 74 Partisanen ermordet. Die Täter waren die im KZ tätigen Nazis. Muss man sich angesichts der Versöhnlichkeit der inhaftierten, maltratierten Juden nicht fragen: Ja, so würden sich Nazis gerne selber sehen, in jedem Nazi ein unschuldiges, unverständenes Kind?

Versöhnung? Unter welcher Prämisse?

Etwa ein Viertel der Juden, die sich bei Kriegsausbruch in Norwegen befanden, waren Flüchtlinge aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei. Sie kommen bei Stranger nicht vor, er konzentriert sich ganz auf die Familiengeschichte, die er individualisiert, versehen mit Allerweltsätzen wie „M wie das Monster, das in jedem von uns ruht“. (S. 192) Dadurch entsteht ein eigentümlich konträres Bild: Da der Underdog Rinnan, dort die erfolgreiche jüdische Familie Komissar. Nach der Kapitulation der Nazis wird das Bild zugespitzt: Auf Seite 330, und zwar UNMITTELBAR nach der Verhaftungsszene der gen Schweden geflüchteten Rinnan-Bande, porträtiert Stranger die jüdische Frau Ellen unter dem Buchstaben W so: „Diese Oberschichtstochter, die Zigaretten aus der Fabrik des Großvaters raucht und mit einem Lächeln über alles hinweggeht, was sie nicht beherrscht.“ Warum bricht der Autor dieses Gegensatzlichkeit (faschistischer) Underdog/(jüdische) Oberschicht nicht auf? Zu den jüdischen Flüchtlingen in Trondheim zählten etwa die Kinder Vera und Tibor Taglicht aus Bratislava, über deren Schicksal der aus Mähren stammende Psychiater Leo Eitinger berichtete, der wie die Kinder mit der Nansenhilfe nach Norwegen flüchten konnte. Nach seiner Befreiung ging Leo Eitinger zurück nach Norwegen, spezialisierte sich auf die Psychiatrie nach Traumatisierungen und hatte wesentlichen Anteil an der Erforschung der Posttraumatischen Belastungsstörung. Vera und Tibor waren gemeinsam mit 37 anderen jüdischen Kindern aus der Tschechoslowakei im Oktober 1939 in Norwegen angekommen. Eine jüdische Pflegefamilie in Trondheim nahm die Kinder auf. Zu dem Zeitpunkt zählte die Mosaische Glaubensgemeinschaft in Trondheim 260 Mitglieder.¹⁶ Am 26. November 1942, genau einen Monat nach den Deportationen der jüdischen Männer, begannen die Deportationen der jüdischen Frauen und Kinder in Norwegen. Vor Weihnachten 1942 sollten die Kinder mit Hilfe des Carl Fredrikens Transport nach Schweden flüchten, aufgrund der Aufdeckung der Fluchthelfergruppe wurden sie gefasst, am 3. März 1943 kamen sie in Auschwitz an. Leo Eitinger sah, dass der zwölfjährige Bub Tibor, der für den Arbeitseinsatz

selektiert wurde, als er seine drei Jahre jüngere Schwester Vera bei den anderen Frauen, Kindern und Älteren alleine stehen sah, zu ihr ging, ihre Hand nahm und bei ihr blieb. Vera und Tibor wurden ermordet. Zwar lässt Stranger Ellen auf Seite 90 denken: „Man darf auf keinen Fall nach den Kleinsten fragen, hat Ellen gelernt, niemals nach den Kindern fragen, nach den Zweijährigen oder Vierjährigen oder Siebenjährigen, denn auch sie sind verschwunden“, aber nach der Lektüre des Buches muss man feststellen: Es ist der Autor, der nicht fragt. Er fragt auch nicht nach den Kindern der von Rinnan und seiner Bande gefolterten, an die Gestapo ausgelieferten oder eigenhändig ermordeten widerständigen Väter und Mütter. Aber er lässt uns ein an ihn gesandtes sms seiner jüdischen Frau Rikke lesen, unter dem Buchstabe V: „Wir leben in einer Welt der verbalen Auseinandersetzungen. Lass diesen Roman lieber eine Aufforderung sein, nach vorn zu sehen. Lass ihn lieber eine Möglichkeit zur Versöhnung sein und für Vergebung.“ (S. 320) Hier stellt sich die Frage: Unter welcher Prämisse? Gerson, der jüdische Überlebende und Ellens Gatte, wird als tatkräftiger Mann gezeichnet, der nach vorne schaut und kein Problem damit hat, mit seiner schwangeren Frau und einem Kleinkind im ehemaligem Hauptquartier eines Nazikollaborateurs zu wohnen. (Außer, dass es zur Scheidung kommt.) Dem Autor entfährt zwar in einem gemeinsamen Interview mit seiner Schwiegermutter Grete Komissar zur Familiengeschichte der emotionale Ausbruch: „Arme Ellen!“ Wenn aber Ellen „arm“ war: Warum lesen wir nicht von VERDRÄNGUNG, vom Geschlechterverhältnis, von einem (Nicht-)Umgang mit Trauer, Trauma und Tod, der vielleicht auch etwas mit dem Patriarchat zu tun hat? Warum kratzt der Autor nicht an Gersons emotionaler Mauer? Stattdessen lässt er die im achten Monat schwangere Ellen, die auf dem Weg zu einer Familienfeier von einer Hitzewallung „befallen“ wird, denken:

[...] sie darf nicht völlig durchgeschwitzt auf der Feier auftauchen, denkt sie, aber die Angst macht es nur noch schlimmer, denn sie fühlt sich in ihrem eigenen Körper nicht mehr zu Hause. Sie fühlt sich nicht weiblich und attraktiv [...] ihre Arme und Beine sind so voller Wasser, dass sie wie Baumstämme aussehen. Was kann daran schon anziehend sein?, fragt sie sich. (S. 147)

Wohlgemerkt; 1951 oder 1950 – und da ward in Norwegen noch kein Öl gefunden und ist der Krieg gerade einmal sechs Jahre her. Angst vor fehlender Attraktivität statt Angst vor der Geburt?

In „Vergesst unsere Namen nicht“ kommen keine Forderungen von Jüdinnen und Juden um Rückstellung vor, kein skandalöser Freispruch des Polizeichefs von Oslo, Knut Rød, mitverantwortlich für die Deportation der norwegischen Jüdinnen und Juden, kein Protest des jüdischen Überlebenden Bernhard Goldberg, der 1947 im Zuge der Landesverratsprozesse fragte: „Sind wir Juden weniger wert?“ - Goldberg ist der am höchsten ausgezeichnete jüdische Kriegsveteran Norwegens -, der Autor stellt keinen Bezug zur ersten wissenschaftlichen Monografie über den Holocaust in Norwegen her, die erst 2015 erschien - der Autor Bjarte Bruland hat dazu einiges im Vorwort zu erzählen. Was wir lesen dürfen, sind individuelle Lebensweisheiten von Lillemor, eigentlich Esther Meyer Komissar, der Schwester von Gerson und Jacob. Der Autor besucht sie gemeinsam mit seiner Frau in Schweden, wo sie hochbetagt lebt. Rikke fragt, „wie Ellen und Gerson es geschafft hatten, nach dem Krieg das Haus von Rinnan zu kaufen. Lillemor schaute einen Augenblick auf ihre Hände und rieb sich die Finger, bevor sie so tat, als würde sie unsichtbare Kleidung ablegen: ‚Man zieht seine Gefühle aus‘, [...] ‚Das muss sein.‘ [...]“ (S. 184) Stranger argumentiert damit Verdrängung in der Person einer alten jüdischen Frau. Es sind Stellen wie diese, die die Frage aufwerfen: Was folgt daraus? Was kommt, wenn wir die „Gefühle“ ausgezogen haben? Stranger lässt auf den Seiten 265 und 266 seine Frau Rikke über ihren Großvater erzählen: „Ich erinnere mich,

dass ich meinen Großvater einmal fragte, warum ihm das Jüdische anscheinend nicht so wichtig war, worauf er antwortete: Ich bin kein Jude, ich bin ein Mensch.“ An wen richtet sich dieser Ausspruch? An die Antisemiten? Oder wollte der Großvater Forderungen, die von Juden an ihn als Juden herangetragen wurden, zurückweisen? Wie klingt dieser Ausspruch für jemanden, der/die als Jude/Jüdin verfolgt wird? Kann man sich das aussuchen: Jude oder Mensch?

Viel gäbe es noch herauszugreifen. Etwa die pornografische Ermordungs- und „Beerdigungs“-Szene von Rinnans Geliebter, die ihn verlassen hatte. (S. 304–305) Oder die erzählerische Schlamperei, dass Gerson in einer Hütte während einer Wandertour mit StudentInnen telefonisch über die Ermordung seines Vaters informiert wird – wiewohl einige Seiten zuvor der Autor seinen Vater denken lässt, dass er auch wegen seinem Sohn Gerson nicht flüchten kann, denn: Dieser ist auf einer Wandertour und nicht erreichbar. (S. 73 und S. 13)

„Vergesst unsere Namen nicht“ ist eine Kompilation zum Thema Holocaust und Kollaboration, die, salopp ausgedrückt, an ein Fußballmatch zwischen NS und Widerstand erinnert, dazwischen, eigentümlich fehl am Platz, die Juden, mit dem Antimobbingbeauftragten in der Person Strangers als Schiedsrichter: Der Autor schreibt tatsächlich zu Rinnans Gefangennahme: „[Er] kann erkennen, wie Verachtung und Schadenfreude aus einigen von ihnen [den norwegischen Polizisten] förmlich herausstrahlen, genau wie bei dem Polizisten, der ihn in Empfang nimmt und grob am Oberarm packt.“ (S. 331–332) Und DAMIT lässt der Autor den Kreis sich schließen zu Rinnans Kindheit und Jugend: Auch da war er verachtet worden, auch da gab es Schadenfreude.

Nun könnte man ja tatsächlich Mobbing zum Thema machen, nämlich jene Übereifrigkeit, Kinder aus NS-Verbindungen in der Nachkriegszeit auszugrenzen – bei gleichzeitig vernachlässigter Aufarbeitung und Verurteilung des Antisemitismus sowie der Verstrickung norwegischer Behörden in die Verfolgung von Jüdinnen und Juden. Erst Ende der 90er sollte sich das ändern. Aufwerfen könnte man unter Ausgrenzung auch den Umgang mit den Fluchthelfern im Norden Norwegens, die nach dem Krieg schändlich behandelt wurden – ein Großteil von ihnen Samen.¹⁷ Samen müssen noch heute um ihren Platz in der norwegischen Gesellschaft kämpfen.

Meiner Einschätzung nach kredenzt Simon Stranger eine Suppe, von der er meint, dass sie schon längst ausgelöffelt ist. An dieser Stelle möchte man dem Autor – allen AutorInnen, die sich mit Antisemitismus beschäftigen – den in Zwischenwelt Nr. 1–2, Juli 2019, erschienenen Beitrag von Martin Auer „Antisemitismus ist keine Frage der Wahrnehmung, sondern eine Frage der Interessen“ ans Herz legen.

Auch ans Herz legen möchte man eine feministische Analyse der Geschlechterbeziehungen, nicht nur, aber auch beim Thema Verdrängung und Trauma. Diese hätte sich nicht nur auf die Darstellung von Ellen, sondern auch auf die Präsenz ihrer Kinder Jannicke und Grete im Buch ausgewirkt: Sie bleiben in „Vergesst unsere Namen nicht“ trotz diverser Anekdoten seltsam außen vor. Vielleicht auch deshalb, weil Stranger seine Figuren gerne „denken“ lässt – und dabei entschwinden ihm die Kinder, die ja nicht „denken“?

Und es wäre wirklich schön, wenn eine Frau nicht Seiten lang „zappeln“ muss, bevor sie sterben darf. (S. 302–306) Ich erinnere hiermit an ein Interview mit Stranger, in dem er sagte, er wollte einen „schönen Roman über grausame Dinge“ schreiben.

Die Frage, WARUM die norwegische Literaturkritik (nebst der deutschen...) das Buch derart mit Lob überhäuft, und kritische Stimmen so gut wie nicht zu hören sind – und auch nicht in Erfahrung zu bringen sind, meine diesbezüglichen Anfragen an verschiedene

ForscherInnen in Norwegen liefen ins Leere –, wäre jedenfalls eine eigene Untersuchung wert.

Simon Stranger: Vergesst unsere Namen nicht. Aus dem Norwegischen von Thorsten Alms. Frankfurt/M.: Eichborn Verlag 2019. 350 S.

Originalausgabe 2018 im Aschehoug Verlag unter dem Titel „Leksikon om lys og mørke“ (Lexikon über Licht und Dunkelheit).

Quellen, Anmerkungen

Laut dem norwegischen Arkivverket lebten Gerson und Ellen Kommissar in Jonsvannsveien 46, Trondheim, wie ein Eintrag im Trondheimer Telefonbuch 1952 zeigt. Korrespondenz vom 11.2.2020: „I henhold til Trondheim adressebok 1952 bodde Gerson og Ellen Kommissar i Jonsvannsveien 46: Nasjonalbiblioteket“ (samt Auszug der entsprechenden Seite vom Telefonbuch).

Bjarte Bruland: Holocaust in Norwegen: Registrierung, Deportation, Vernichtung. Aus dem Norwegischen von Jochen Pöhlant. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2019. (Norwegisch Dreyers Forlag, Oslo 2017).

Robert Ferguson: Knut Hamsun. Leben gegen den Strom. Biographie. Aus dem Englischen von Götz Burghardt. München: List 1990. (Englisch 1987). Neerland Soleim, Marianne/Nergård, Jens-Ivar/Andersen, Oddmund: Grenselos i grenseland: samisk og norsk losvirksomhet i Nordre Nordland og Sør-Troms, 1940–1945. Stamsund: Orkana Akademisk 2015. 223 S. (Grenzlotsen im Grenzland: Samische und norwegische Fluchthilfe im Nordre Nordland und Sør-Troms).

Norwegisches Widerstandsmuseum <http://forsvaretsmuseum.no/Hjemmefrontmuseet>

Claudia Schoppmann: Das war doch jenseits jeder menschlichen Vorstellungskraft. Hilfe für verfolgte Juden im deutsch besetzten Norwegen 1940–1945. Berlin: Lukas Verlag 2016. 232 S.

Max Tau: Trotz allem! Lebenserinnerungen aus siebzig Jahren. Hamburg: Siebenstern Taschenbuch Verlag, um 1980. 286 S.

Vortrag von Dr. Arnim Lang über „Norwegen als unbewusstes Problem: Bemerkungen zum deutsch-norwegischen Verhältnis im ersten Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg“

<https://tysklandsbrigaden.no/Publikasjonar/FraOkkupasjonTilSamarbeid/Bemerkninger.html> (Leider gelang es mir nicht, mit Dr. Arnim Lang, der bereits in Pension ist, Kontakt aufzunehmen.)

1 <https://www.nzz.ch/gesellschaft/nordische-ureinwohner-die-rentiere-sterben-und-wir-mit-ihnen-ld.147385>

2 <https://www.facebook.com/verddeviessu.samiguovddasVERDDEVIESSU> Samisches Zentrum gegen Diskriminierung und Rassismus; <http://verddeviessu.blogspot.com/>

3 https://no.wikipedia.org/wiki/Sonderabteilung_Lola

4 <https://snl.no/antifascisme>

5 Bruland 2019, S. 91. Das Gedicht wurde in der Sammlung „Friheten“, Oslo: Gyldendal 1945, . 11–13, gedruckt.

6 https://nbl.snl.no/Nordahl_Grieg

7 Schoppmann 2016, S. 18; <https://snl.no/1%C3%A6rerstriden>; <https://www.utdanningsnytt.no/historie/markerte-laerernes-nei-til-nazifisering/179107>; <https://www.utdanningsforbundet.no/nyheter/2017/farfar-og-larer/>

8 https://snl.no/Einar_Mus%C3%A6us_H%C3%B8ig%C3%A5rd

9 <https://www.utdanningsnytt.no/fagartikkel-historie/na-kommer-den-forste-filmen-om-laerereksjonen-under-krigen/169402>

10 <https://www.uio.no/om/tall-og-fakta/slik-forandret-uio-norge/nazistene-stengte-uio.html>

11 Korrespondenz vom 14.2.2020 mit Hanne Rollag vom Hjemmefrontmuseum Oslo: „Tyske myndigheter i Norge hadde bestemt at det var forbudt å reise seg fra sin plass på trikken hvis en tysker satte seg på setet ved siden av. Dette så de på som en demonstrasjon.“ (Übers. Sonja Pleßl).

12 <https://www.utdanningsnytt.no/fagartikkel-historie/na-kommer-den-forste-filmen-om-laerereksjonen-under-krigen/169402>

13 <https://dgh1942.no/laerereksjonen/>

14 <https://www.uio.no/Oslo-patriot/th35.html>

15 <https://www.rb.no/carl-fredriksens-transport-krigens-storste-redningsbragd/s/5-43-122236>

16 <https://social.shorthand.com/smharnes/3gXtlzyp9j/tibor-og-veras-siste-reise>

17 https://en.uit.no/nyheter/artikkel?p_document_id=406292

Günther Anders

Die Ringparabel in molussischer Variante

Seit dem Tode ihres Erzeugers hatten die drei Brüder Han, von denen jeder zu wissen meinte, dass er den echten Ring aus den Händen seines sterbenden Vaters empfangen hatte, einander gemieden. In der Tat hatten sie seit diesem Tage, freilich ohne sich das einzugestehen, auch ihres Vaters nicht mehr in ungetrübter Liebe gedacht, da dieser sie auf so unbegreiflich hinterhältige Weise in seinen letzten Augenblicken betrogen und dadurch ihre brüderliche Verbundenheit zerstört hatte.

Gleichviel, am Morgen des Tages, an dem sich ihres Vaters Tod zum ersten Male jährte, geschah es, dass sich die drei – ob nur zufällig, das bleibe dahingestellt – doch trafen: eben am Grabe ihres Vaters, um dort niederzuknien und ihr Gebet zu verrichten. Aber obwohl sie sich so zu benehmen versuchten, als wenn sie einander nicht bemerkten, und obwohl jeder sein Gebet solistisch begann, konnten sie es doch nicht verhindern, dass ihre drei Stimmen bald zu einem einzigen Gesang zusammenflossen und dass sie diesen schließlich gleichzeitig höchst harmonisch beendeten.

Diesen zugleich schwierigen und rührenden Moment – wirklich schien es ihnen nur noch schwer möglich, nun wieder verfeindet in drei verschiedene Richtungen auseinanderzugehen –, diesen Moment also benutzte der Älteste, um ihnen vorsichtig eine Idee zu unterbreiten. Er sei überzeugt davon, sprach er mit vor Rührung belegter Stimme, dass sie, seine Brüder, genauso wie er, die Spannung zwischen ihnen als täglich peinigender empfänden. Was ihn selbst betreffe, so sei er bereit, etwas zu wagen: nämlich die Entscheidung über die Echtheit oder Unechtheit ihrer fatalen Ringe in die Hände eines Sachverständigen zu legen, dessen Gutachten, wie immer dieses ausfallen sollte, anzuerkennen und dann das alte einträchtige Leben mit ihnen von neuem aufzunehmen. Ob sie diesen Vorschlag, den ihm die Bruderliebe eingegeben habe, akzeptieren könnten.

Nun, dass die zwei nicht lange zögerten, das hat, wenn man bedenkt, dass sie so wenig wie der Sprecher fürchten zu müssen glaubten, bei dieser Konsultation ein Risiko einzugehen, nicht verwundert. Das Gegenteil wäre erstaunlicher gewesen. Zwar fielen sie sich noch nicht in die Arme, aber ihren Rückweg in die Stadt traten sie nun doch schon gemeinsam an, einigten sich auch unterwegs rasch auf den kleinen Herrn Hunhun, von der wohlrenommierten Juwelenfirma Hunhun und Söhne, der nicht grundlos „der Unbestechliche“ hieß, und verabredeten schließlich, sich am nächsten Morgen gemeinsam nach Molussia City zu begeben, um dort Herrn Hunhuns Urteil entgegenzunehmen. Dass das gewiss nicht geringe Honorar für diese Expertise von dem Eigentümer des echten Ringes übernommen werden würde, empfanden alle drei als fair.

Als die drei am nächsten Nachmittag, übrigens auf sehr ähnliche Weise siegessicher aussehend, das Kontor des Herrn Hunhun betraten, forderte dieser, etwas erstaunt an den riesigen Männern hinaufblickend, sie höflich auf, Platz zu nehmen: Was er für sie tun könne? Nachdem der Älteste ihr, wie er gleich vorwegnahm: „nicht ganz alltägliches Anliegen“ (die zwei Jüngeren nickten) vorgetragen hatte, streiften die drei wie auf Kommando ihre drei Ringe von

den Fingern und schoben diese (wie der Knirps, dessen Kopf kaum über die Tischplatte ragte, sofort mit Erstaunen feststellen konnte, völlig gleichartigen) Stücke zur gefälligen Begutachtung Herrn Hunhun entgegen. Und warteten.

Nun, wenn Herr Hunhun sie tatsächlich warten ließ und, sie dabei forschend anblickend, umständlich seine Lupe zu putzen begann, so tat er das nicht etwa deshalb, weil er an der Richtigkeit seines ersten Eindrucks Zweifel hegte – die Qualität der Ringe zu erkennen, erforderte wahrhaftig kein Hilfsgerät –, sondern ausschließlich deshalb, weil er sich klar darüber werden wollte, ob er den wirklich nicht ganz alltäglichen Kunden höflich die Wahrheit sagen, oder wie er sie, ohne ihnen eine Antwort zu geben, hinauskomplimentieren könnte. Einen Moment lang schoss ihm sogar der Argwohn durch den Kopf, dass sich die drei Herren – aber wie kamen die nur dazu? – einen dummen Scherz mit ihm erlaubten. Aber diesen Verdacht musste er doch – und das schien ihm sogar schlimmer – nach einem weiteren forschenden Blick auf sie, die jeder seiner Bewegungen mit unbestreitbarer Spannung folgten, von sich weisen.

Da entschloss er sich, um Zeit zu gewinnen, seine Lupe wirklich ins Auge zu klemmen und die billigen Stücke, dergleichen er nie zu vor in solcher Vergrößerung vor sich gesehen, aufs penibelste durchzuuntersuchen. „Gar nicht so uninteressant!“ murmelte er mehrere Male, und das vielleicht nicht nur, um Zeit zu gewinnen, sondern vielleicht auch deshalb, weil die drei Stücke tatsächlich nicht den mindesten Unterschied aufwiesen und weil die um ein Zehnfaches vergrößerten Bilder von nichtigen Objekten für ihn etwas total Neues waren.

Aber nicht nur *er* wurde von Sekunde zu Sekunde nervöser, auch *sie* gerieten in Aufregung, mit offenen Mündern folgten sie nun jeder seiner Bewegungen, um in Evidenz zu halten, welcher Ring wem gehörte – und wenn sie da nicht mehr mitkamen, so war das kein Wunder, denn Herr Hunhun gab sehr begreiflicherweise überhaupt nicht Acht darauf, in welcher Reihenfolge er die Stücke ablegte; warum hätte er das denn auch tun sollen, da sie sich ja überhaupt nicht voneinander unterschieden? Gleichviel, vorgebeugt, mit offenen Mündern und die Rechten griffbereit auf der Tischplatte, saßen sie da, so als wollten sie diesen ihnen unerträglichen Vorgang unterbrechen. Und endlich entschloss sich der Älteste wirklich. „Nun?“ fragte er, und seine Stimme klang um so ominöser, als er sich auf dieses eine Wort beschränkte.

Herr Hunhun nahm die Lupe aus dem Auge und hob seinen Blick. Nun erst wurde er ihrer Aufregung gewahr.

„Und welcher ist nun der echte?“ fragte der Zweite.

Herr Hunhun machte ein Gesicht, als wollte er sich entschuldigen.

„Und welcher ist nun meiner?“ fragte der Dritte.

Da gab Herr Hunhun, da er einen geraden Ausweg aus dieser Kalamität nicht sah (und wahrscheinlich gab es einen solchen auch gar nicht), eine Antwort, die, da sie die drei Fragen verfehlte, seine Lage noch heikler machte. „Ich bin überzeugt davon, meine Herren“, begann er, und er versuchte sogar, Wärme in seine Stimme zu legen, „dass für Sie drei jedes der drei Stücke unersetzlich ist

und einen von einem Fremden wie mir gar nicht abschätzbaren und nachfühlbaren Pietätswert besitzt.“

Sie blickten stirnrunzelnd einander an.

„Meine Antwort ist unzweideutig“, fuhr Hunhun betuernd fort. „Der Pietätswert der drei Stücke ist außerordentlich hoch. Aber eben gleich hoch. Und aus diesem Grunde kommt es nur wenig darauf an, wer welchen Ring liebevoll nach Hause trägt.“ Und so, als hätte er damit alle Probleme ausgeräumt, schob er die Stücke ihnen entgegen und schloss mit den Worten: „Von Honorar kann bei der Kürze meiner Dienstleistung natürlich keine Rede sein.“ Und erhob sich, in der Hoffnung, rückwärtsgehend noch heil das Hinterzimmer zu erreichen.

„Halt!“ rief da der Älteste, und er sprang auf, und seine zwei Brüder zur Rechten und zur Linken standen auch schon.

Von neuem bestürzt über die Größe der drei, vergaß Hunhun seine Hoffnung. Er war gelähmt.

„Nun?“ fragte wieder der Erste.

„Und welcher ist der echte?“ der Zweite.

„Und wem gehört welcher?“ der Dritte.

Herr Hunhun bewegte vergebens seine Lippen, bis er sich, eher aus Entmutigung als aus Mut, dazu entschloss, die Flucht nach vorne zu wagen. „Ja, wenn Sie durchaus die Wahrheit zu wissen wünschen“, begann er, kaum hörbar.

„Lauter!“ verlangten die drei unisono.

„Ich sagte: Wenn Sie durchaus die Wahrheit zu wissen wünschen...“

„Deshalb sind wir hierher gekommen“, stellten sie fest, und wieder wie aus einem Munde.

„Also gut“, flüsterte Hunhun, der seine Hoffnung nun völlig aufgegeben hatte. „Ich kann es Ihnen nicht verheimlichen, meine Herren...“

„Für Sie sind wir keine Herren!“

„Ich kann es Ihnen nämlich nicht verheimlichen“, hauchte er, „dass Ihre drei Ringe gleichermaßen ... wertlos sind.“

Diese einfache Auskunft sogleich ganz aufzufassen, waren sie nicht in der Lage. „Das Gold?“ fragte der Erste.

„Messing.“

„Die Gravierungen?“ der Zweite.

„Gussarbeit.“

„Und welcher gehört wem?“

Da zuckte er nur noch mit den Schultern, und die Wahrheit dämmerte ihnen. Da sie nun aber Arm in Arm standen, schienen sie zusammengewachsen, und dass sie drei waren, das konnte Hunhun schon nicht mehr erkennen. Und damit hatte er auch völlig recht. Denn statt einander zu hassen – was zu tun sie gehasst hatten –, hassten sie nun nur noch ihn, den Vierten, und das taten sie sogar voller Genugtuung, wenn nicht sogar eine Spur Dankbarkeit dabei war. Gleichviel, gemeinsam griffen Sie, so als hätten sie das eingeübt, unter die Tischplatte, die drei Ringe rollten zu Boden, und krachend stürzte das Möbelstück auf den kleinen Herrn Hunhun.

Auf dem Heimweg aber sangen sie einen dreistimmigen Kanon, und sie vergaßen auch nicht, als sie an ihres Vaters Grab vorbeikamen, drei Ringe auf dieses niederzulegen. Ob es die „echten unechten“ waren, die sie vielleicht im letzten Augenblick vor ihrem Aufbruch aus Herrn Hunhuns Kontor aufgelesen und zu sich gesteckt hatten, oder ob sie diesen letzten Augenblick dazu benutzt hatten, um aus dem großen Ringvorrat des Juweliers ein paar wirklich echte zu entwenden, das wissen wir nicht. Und

ebenso wenig, in wessen Händen die drei Ringe sich heute befinden. Wahrscheinlich – denn schon am nächsten Morgen war die Grabplatte leer – in den Händen von Dieben des Diebsguts. Wie dem auch sei, schließen wollen wir nicht im Gedenken an diese, sondern im Gedenken an den kleinen Herrn Hunhun, der einen Tod gestorben ist, den auch unsereins vielleicht einmal wird sterben müssen.

Erstdruck 28./29. Oktober 1978 in der Feuilletonbeilage der „Süddeutschen Zeitung“. – Obwohl Anders diese Ringparabel als „molussische Variante“ bezeichnete, nahm er sie dennoch nicht in seinen Roman „Die molussische Katakomben“ (München 1992) auf. Auch in der von Gerhard Oberschlick herausgegebenen „zweiten, erweiterten Auflage. Mit Apokryphen und Dokumenten aus dem Nachlass“ (München 2012) ist sie nicht enthalten.

In Briefen an Henry Pauker beschrieb Anders 1971 sein Molussien-Projekt mit den Worten: „Molussien ist ein imaginäres exotisches Land, das ich Swift-artig im Jahre 1932 erfand, um in getarnten Erzählungen und in Pseudodokumenten den Mechanismus des aufkommenden Nationalsozialismus zu demaskieren. In der Tat stand im Berliner Tageblatt am Tage des Reichstagsbrandes eine dieser Geschichten. Im Jahre 1933 war die erste Fassung fertig ... [...] In der Tat habe ich während der Pariser und New Yorker Emigrationszeit noch viel an dieser Swiftiade gearbeitet.“

Der Philosoph und Schriftsteller Günther Anders (Breslau 1902 – Wien 1992), Verfasser der grundlegenden Studie „Über die Antiquiertheit des Menschen“ (München 1956 und 1980) ist als einer der bedeutendsten Vertreter der Philosophie im Exil anzusehen. Vgl. u.a. Max Beck, „Günther Anders‘ Gelegenheitsphilosophie“ (Wien 2017).

Verstreutes

„Penetrantes Gutmenschentum“. – Der Ausdruck wurde von einer österreichischen Schriftstellerin in der Besprechung des Buches einer anderen österreichischen Schriftstellerin verwendet. Letztere hatte einen Roman geschrieben, in dem sich der Lebensgefährte von der Protagonistin und ihrem „penetranten Gutmenschentum“ (im Einsatz für in Österreich Asyl Suchende) abwendet, was die Rezensentin nur zu gut verstehen kann. Ich persönlich bin außerhalb der Phrase noch kaum einem „Gutmenschen“ begegnet, wohl aber penetranten Leuten, und diesen häufig, die nicht „moralinsauer“ und nicht „political correct“ und schon gar nicht „Gutmenschen“ sein wollten. Sie trugen dieses Bekenntnis, keine Gutmenschen zu sein, meist mit moralischer Erbitterung vor. Den moralisierenden Eindruck, den sie auf mich machten, konnten sie auch mit der strikten Weigerung, auf das Gebiet des Moralischen einen Gedanken zu verschwenden, der über die Betriebspsychologie ihrer Beziehungen hinausging, nicht verwischen. Und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch heute.

Lara Marie Schabauer

Gemeinsam fremd

I.

Er richtete sich auf. Sein Rücken fühlte sich starr an wie der Holzboden, auf dem er lag. Die feuchte Kälte kroch unter sein Nachthemd und ließ seine Brustwarzen hart werden. Doch wenigstens war es ruhig. Und Ruhe lernte er in diesen Tagen genau so sehr schätzen, wie sie ihn innerlich auch zermürbte.

Neben ihm schlief seine Frau, rundherum die Kinder. Ihr Atem ging gleichmäßig, ab und an brabbelte jemand ein paar Worte. Als er die Kleinste anblickte, kroch ein Gefühl des Versagens in ihm hoch. So viel hatte er geleistet, wollte seiner Familie einmal etwas Besseres bieten. Doch heute ging es ihnen schlechter als damals, er musste dankbar sein, dass sie ein Dach über dem Kopf hatten. Das Kind seufzte tief auf und drehte sich schlaftrunken zur anderen Seite.

Er zwang sich zur Konzentration. Heute war sein erster Tag, und er musste alle Energie in die Arbeit stecken. Er wusste, wie wichtig das Geld für seine Familie war. Entschlossen stand er auf und verließ den Raum.

„Guten Morgen! Mein Name ist Josef Stallmayr, ich bin euer Vorgesetzter. Wenn Sie hier arbeiten wollen, müssen Sie zäh und schnell sein! Ich weiß, dass sie alle die Arbeit hier bitter nötig haben, also rate ich Ihnen, mich nicht zu enttäuschen!“ Wie ein aufziehendes Gewitter donnerte ihnen die Willkommensrede entgegen.

Der Chef scheuchte seine neuen Untergebenen in den Eiskeller hinunter. Die dort werkenden Kameraden würdigten sie nicht eines Blickes.

Erst am Mittagstisch wandte sich sein Gegenüber mit gesenkter Stimme an ihn: „Du. Weißt du, wer hier vor uns gearbeitet hat?“ Angedeutetes Kopfschütteln. Sein Kollege machte eine bedeutungsvolle Pause. „Die zum Tode verdammt KZ-ler.“ Er schaute ihn vielsagend an. Ernsts Miene verfinsterte sich und er sprach den ganzen Tag kein Wort mehr.

II.

Eine Armlänge hinter sich ertastete sie nur den harten Boden. Ernst musste bereits fort sein. Sie hatte ihn gar nicht gehört, als er aufgestanden war. Dabei hätte sie ihm gerne noch einen aufmunternden Kuss gegeben. Sie war sicher, er hätte noch Zeit gebraucht, den Krieg gänzlich hinter sich zu lassen.

Es war seltsam zwischen ihnen, seit sie wieder vereint waren. Natürlich war da zuerst die unermessliche Erleichterung gewesen. Was für ein Glück sie hatten, sich gesund wiederzusehen! Als sie mit den Kindern die Flucht hatte antreten müssen, dachte sie nicht, dass sie ihren Mann je wiedersähe. Sie hatte begonnen sich auf das Schlimmste einzustellen.

Es war ihr schwer gefallen sich auf die harte Fabrikarbeit zu konzentrieren, während sie sich unaufhörlich um die Kinder sorgte und die ständige Ungewissheit an ihr nagte. Aber der Mutterinstinkt, so glaubte sie, habe sie das andauernde Schuftentum und die wenigen Stunden Schlaf aushalten lassen. Eine Mutter gibt alles für ihre Kleinen.

Manchmal war sie so erschöpft, dass sie nicht einmal mehr die Kraft hatte, an Ernst zu denken.

Tat sie es doch, fürchtete sie, im nächsten Moment zu zerreißen.

Jetzt, da sie wieder beisammen waren, hätte sie glücklich sein müssen.

Doch egal, wie sehr sie es versuchte, egal, wie nahe sie beieinander lagen, es fühlte sich an, als wären sie immer noch tausende Kilometer voneinander entfernt.

Wann würde es nur endlich wieder so sein wie früher?

„Mama?“, unterbrach Maria ihre Gedanken: „Ist heute der Tag?“

„Ja mein Schatz heute ist es so weit. Du beginnst mit der Schule! Aber keine Angst – Anna, Paul und Michael kommen ja mit!“ Sie schenkte Maria ein aufmunterndes Lächeln.

III.

Unser Klassenzimmer war richtig groß und jeder hatte sogar einen eigenen Tisch. Trotzdem war ich furchtbar aufgeregt. Was, wenn mir die Lehrerin eine Frage stellt, die ich nicht beantworten kann? Dann würden sicher alle über mich lachen! Am liebsten hätte ich mich unter einer Decke versteckt oder zumindest unter dem Tisch. Aber dann fiel mir wieder ein, was Mama gesagt hatte. Also ließ ich es bleiben. Die erste Stunde hatte ich Glück – die Lehrerin erklärte uns etwas über das Schulhaus und wie wir uns benehmen sollten.

Dann klingelte es zur Pause. Am Schulhof stand ich etwas abseits und schaute mich suchend nach meinen Geschwistern um. Als ich sie nicht finden konnte, spürte ich schon einen dicken Kloß im Hals. Die Tränen schossen mir in die Augen, als mich plötzlich jemand anstupste. Überrascht drehte ich mich um und sah ein Mädchen. Ich glaube, es war eines aus meiner Klasse. Sie lächelte mich schüchtern an. „Hallo, ich bin Elfie.“ Vor Überraschung und Freude hätte ich beinahe meinen Namen vergessen.

Elfie war toll! Wir verstanden uns auf Anhieb prächtig, denn sie war lustig und mochte fast immer die gleichen Spiele wie ich.

Als der Schultag vorbei war, holte Mama mich, Anni, Pauli und Michi ab.

„Mama schau mal, dort drüben ist Elfie, meine neue Freundin!“, rief ich ihr zu und deutete quer durch den Raum. Elfie musste die gleiche Idee gehabt haben, denn sie zog eine Frau mit einem Gewand, das Mamas Sonntagskleid glich, in unsere Richtung.

Wir strahlten uns an und ich lief Elfie entgegen, als sie plötzlich die verkehrte Richtung einschlug. Was war denn jetzt los? Wollte Elfie doch nicht zu mir? Ich entdeckte die Hand der Sonntags-Frau auf Elfies Schulter. Die beiden standen jetzt bei einem anderen Mädchen aus unserer Klasse, aber Elfie sah nicht mehr so fröhlich aus wie zuvor. Was hatte sie denn? Und warum kam sie nicht zu mir?

Ich wollte gerade loslaufen, aber Mutter hielt mich am Arm zurück. Sie zog mich zu sich heran, drückte mich ganz fest. Dann stand sie auf und zog uns ohne ein weiteres Wort zur Tür hinaus. Warum wollte sie denn nicht, dass ich zu Elfie gehe? Irgendwie kam mir Mama komisch vor. Außerdem wirkte sie so groß. Ging sie heute besonders aufrecht?

Lara Marie Schabauer, geb. 2000 in Salzburg, lebt in Oberndorf bei Salzburg. Sie besucht die HLWM Annahof Salzburg mit Schwerpunkt auf Kommunikation und Mediendesign. Die Leidenschaft für das Schreiben begleitet sie seit ihrer Kindheit. 2019 erreichte sie das Finale des Literaturwettbewerbs des Vereins der Literarischen Bühnen Wien.

Anna Weinkamer

Wenn der Himmel sich rot färbt

Bringen wir uns gemeinsam um. Das hast du gesagt. Du hast mich angeschaut. Und ich habe dich angeschaut. Ungläubig. Weil ich an uns geglaubt hatte. Mein Gehör hat gehört, was du gesagt hast, mein Verstand hat es aber nicht verstanden.

Du hast dann nichts mehr gesagt. Und ich hätte nicht gewusst, was ich hätte darauf sagen sollen. Alles war gesagt.

Ich habe meine Handtasche gegriffen, die ich im Fußraum zwischen meinen Füßen abgelegt hatte. Abgeschnallt habe ich mich. Aus seiner Lage befreit hat sich der Gurt nach dem klickenden Geräusch. Ist in seine Ausgangsposition zurückgekehrt. Die Autotür habe ich aufgemacht und bin ausgestiegen. Du hast immer noch nichts gesagt. Die Autotür zugeworfen habe ich. Ich sehe es jetzt noch vor mir, wie ich sie zuwerfe. Umgedreht habe ich mich nicht mehr. Bin einfach drauflos und um die nächste Straßenecke verschwunden. In die Straße, die zu meinem Elternhaus führt, in das Haus, in dem jetzt meine Schwester lebt.

Nie hast du mich vor der Haustür abgesetzt. Es hätte uns jemand zusammen sehen können. Bringen wir uns gemeinsam um. Das hast du gesagt. Dann hätten es alle gewusst.

Bringen wir uns gemeinsam um. Hat das auch Stefan zu seiner Lotte gesagt? Auch sie war seine zweite Frau.

Du kannst nicht ohne mich leben, hast du gesagt. Mit mir leben kannst du aber auch nicht. Und jetzt willst du gar nicht mehr leben?

Bringen wir uns gemeinsam um, hast du gesagt. Und sofort ist in meinem Kopf ein Film abgelaufen. Habe vor mir gesehen, wie du die Schlaftabletten kaufst, wie wir uns nebeneinander aufs Bett legen und wie ich die Schlaftabletten schlucke, wie ich tot bin. Habe vor mir gesehen, wie du frei wirst von mir. Ein Leben ohne mich.

Ohne mich kannst du nicht leben, hast du Anfang des Jahres gesagt. Hast mir ins Telefon geweint. Als schon längst Schluss war. Du, der du nie geweint hast. Und ich habe dir geglaubt. So wie ich dir immer geglaubt habe. Du wirst nach Hause fahren und es ihr gestehen, hast du gesagt. Und ich habe dir geglaubt. Du wirst ihr von mir erzählen und dir einen Anwalt suchen, hast du gesagt. Und ich habe dir vertraut.

Mit dem Auto gegen eine Betonmauer wird sie fahren, hat sie zu dir gesagt. Das hast du mir berichtet. Darauf sollen wir dann unser glückliches gemeinsames Leben aufbauen, hat sie gesagt. Hast du mir erzählt.

Bringen wir uns gemeinsam um. Das hast du geantwortet. Das hast du geantwortet auf meine Frage, was wir jetzt machen sollen.

Eine Tasche habe ich gepackt, als ich in meinem Elternhaus angekommen bin. Nachgegangen bist du mir nicht. Einen Zettel habe ich geschrieben. Gut sichtbar auf den Küchentisch habe ich ihn gelegt. Ein Taxi zum Bahnhof habe ich mir gerufen. Ausgeschaltet habe ich mein Handy. Ein Ticket habe ich mir gekauft. In einen Zug bin ich gestiegen. Weggefahren bin ich. Angekommen bin ich. Irgendwo.

Seit ungefähr sechs Wochen bin ich jetzt hier. Glaube ich. Ich lebe nicht, versuche nur, zu überleben. Den Tag zu überstehen. Stehe völlig neben mir. Esse und schlafe. Ab und an wasche ich meine Wäsche. Dann bleibe ich im Bett. Spazieren gehe ich, durch den Ort, in den Wald, über die Felder, am See entlang. Ich esse. Zu wenig. Ich schlafe. Schlecht.

Seit ungefähr sechs Wochen bin ich jetzt hier. Hier, das ist ein kleines Zimmer in einem Gasthof. Die Wände sind mit Holz getäfelt. Rustikal. Die Einrichtung ist minimalistisch. Ein Bett, ein Tisch, zwei Stühle, ein Kasten. Neben der Tür ist eine Abwasch. Auf der Arbeitsfläche daneben steht eine Mikrowelle.

Sie, die Mikrowelle, wirkt fehl am Platz. Und doch ist sie genau richtig. Oft ist mir nicht danach, mit anderen Menschen in der Gaststube zu essen. Sie schauen mich an. Reden tun sie nicht mit mir. Nur miteinander. Und über mich.

Dann gehe ich in den Supermarkt, kaufe mir ein Tiefkühlprodukt und wärme es in der Mikrowelle. Die Kassiererin schaut mich ebenso an wie die Menschen in der Gaststube.

Nicht das Handy eingeschaltet habe ich, nicht den Fernseher. Nichts gelesen habe ich. Kein Buch. Keine Zeitung. Jeden Tag tauscht das Zimmermädchen die Tageszeitung aus. Unberührt.

In mein Leben, wie ich es kenne, kann ich nicht zurückkehren. Gekündigt ist der Job. Wenn ich jetzt gehe, brauche ich nicht mehr wiederkommen, hat er gesagt. Untervermietet ist die Wohnung. Die Nachmieter haben den Mietvertrag bereits unterschrieben. Eingelagert sind die Möbel. In Kisten gepackt ist mein Hab und Gut. Meine Wahlheimat hinter mir gelassen habe ich. Heimgekehrt bin ich. Dieses Mal für immer, habe ich gedacht. Um mit dir zu leben.

Am Fenster stehe ich, die Stirn gegen die Scheibe gedrückt. Angenehm kühl ist sie noch. Die Scheibe beschlägt. Wenn der Himmel sich rot färbt, dauert es nicht mehr lange, bis die Sonne aufgeht. Ich sehe es aus den Augenwinkeln. Die Stirn an die Scheibe gelehnt.

Neben mir liegt die Tageszeitung. Ich ziehe mir einen Sessel vor das Fenster und lasse mich darauf nieder. Ich warte. Warte, dass die Sonne aufgeht. Wenn der Himmel sich rot färbt, dauert es nicht mehr lange. Ich nehme die Zeitung zur Hand. Zum ersten Mal seit Wochen. Lege sie auf meinen Schoß. Lasse das Gefühl auf mich wirken. Schlage sie auf.

Und öffne die Tür zur Welt von Gestern.

Anna Weinkamer, geb. 1998 in Wien, aufgewachsen in Salzburg, derzeit Studium der Germanistik in Salzburg, Gewinnerin des Wiener Jugend Literaturpreises 2015, veröffentlichte u.a. in „SALZ. Zeitschrift für Literatur“.

Jeanette Reinfrank-Koch Arno Reinfranks „Zwitschermaschine“

Rede im PEN-Club, Wien, 19. September 2019

Meine Freude ist groß, wieder hier zu sein. Ich danke dem PEN-Club und der Theodor Kramer Gesellschaft für die Einladung!

Wie gerne wäre auch Arno Reinfrank noch einmal in meine Vater-Stadt Wien gekommen. Er hat sogar mit mir einen endgültigen Umzug, weg aus seiner Wahlheimat London geplant – nicht nach Mannheim oder Ludwigshafen, wo er geboren und aufgewachsen ist, nicht in die geliebte Pfalz und nach Speyer, wo sein schriftstellerischer Nachlass verwahrt und sein Andenken gepflegt wird... Nein – hierher nach Wien wollte er mit mir ziehen.

Nicht, dass dazu ein aktueller Anlass bestanden hätte, obwohl ich zugeben muss, dass Arno sich zunehmend unwohler fühlte wegen der politischen und sozialen Verhältnisse in England. (Was würde er heute sagen! Ob es ihm die Sprache verschlagen hätte angesichts unserer Brexit- und No-Brexit-Debatten, angesichts unseres Boris Johnson?) Nein, es waren damals keine Fluchtgedanken, die ihn und mich bewogen, London zu verlassen. Er fühlte sich hingezogen in diese kulturelle Metropole an der Donau aus vielfältigen Gründen.

Da waren zunächst einmal rationale Motive, weshalb wir eine Übersiedlung planten. Er lebte in England und schrieb auf Deutsch. Ein Schriftsteller muss aber in seiner Sprache sozusagen baden können; er muss sich in seiner Sprache, in der er schreibt, mit fertigen und unfertigen Gedanken austauschen und diskutieren und streiten, oder beim Wein auch Witze erzählen und sich welche erzählen lassen können. Das vermisste er mehr und mehr und sehnte sich immer wieder und immer mehr nach einem Leben in einer deutschsprachigen Umgebung.

Eine Rückkehr in seine Heimat, oft erwogen, aber immer wieder verworfen, hatte nämlich einen Haken. Das war die Vergangenheit. In seinen Schriften finden sich wiederholt ambivalente Reflexionen über sein Verhältnis zu Deutschland, namentlich in *Die Totgesagten*. Biographisches und Autobiographisches vermischen sich, immer auch schlüpft er als Dichter in die Haut eines anderen, aber immer ist dies auch seine eigene Haut. Er schreibt:
... das ist mein Land mein Land ist das nicht
das ist mein Kreuz mein Kreuz ist das nicht
das ist mein Gott mein Gott ist das nicht

Noch deutlicher heißt es an anderer Stelle: *Will ich zurück ins deutsche Land,/ das flüchtend ich verlassen?/ Bedeutet Draußenbleiben nicht/ den eignen Schatten lassen?*

Auch diese Verse enden unversöhnlich mit den Worten:

Ich liebe dieses Land und kann doch nicht auf Gräbern tanzen.

Da Arno also nicht nach Deutschland zurückkehren wollte, erwogen wir, nach Wien zu ziehen. Und damit bin ich bei den nicht – oder besser: nicht *nur* – rationalen Beweggründen. Es sind „affektonale“ Motive. Denn Wien war für ihn – um den Ausdruck eines Wiener Gelehrten, Sigmund Freud, zu gebrauchen – ein „libidinös besetztes Objekt“. Ja, es ist nicht übertrieben: Arno Reinfrank liebte diese Stadt.

Also lebte und arbeitete er vom Herbst 1999 bis Juli 2000 in Wien. Vorher war alles schon mehr oder weniger organisiert. Freunde waren ja schon da, eine Bleibe wurde bald gefunden, eine große, altmodische Wohnung, die uns eine Freundin vorübergehend überließ, und in der sich Arno pudelwohl fühlte. Es war eine erfüllte und fruchtbare Zeit.

Er trat in den österreichischen P.E.N. ein, dessen Präsident, Dr. Wolfgang Fischer, ebenfalls im Exil gelebt und im Londoner P.E.N. deutschsprachiger Autoren (Arno war der Sekretär) mitgewirkt hatte. Arno war Mitarbeiter in der Theodor Kramer Gesellschaft und nahm überhaupt regen Anteil am kulturellen und literarischen Leben der Stadt. Hier wollte er mit mir zusammen für immer bleiben.

Doch dann kam die „Krebs-Keule“, wie Arno zu sagen pflegte. Der Traum von Wien war vorbei.

Im August 2000 hatte eine ärztliche Untersuchung in London ergeben, dass Arno an Darmkrebs erkrankt war. So gerne hätte er noch sein tausendseitiges *Fin-de-Siècle*-Werk über die letzten tausend Tage des ausgehenden 20. Jahrhunderts vorstellen wollen. Vieles aus diesem Monumentalwerk – Lyrik und Prosa, Anekdoten und Einfälle, Beobachtungen und Betrachtungen – hat er ja geschrieben hier in Wien, „die Stadt endloser Gassen und Winkel, Anekdoten, subjektiver Erinnerungen und objektiver politischer Irrtümer“, wie er in seinen Grußworten formulierte, die er damals nicht mehr selber vortragen konnte. Ich musste sie für ihn überbringen damals, als bei *Buch und Wein* in Wien am 15. November 2000 die Präsentation des Buches und eine Lesung daraus stattgefunden hat. Zehn Monate später war er tot.

Als Schriftsteller aber ist er lebendig geblieben. Viele Ausstellungen haben seither stattgefunden. Ein anerkannter Literaturpreis, mit dem Autorinnen und Autoren ausgezeichnet wurden, von denen einige erst nach der Verleihung berühmt geworden sind, und der alle drei Jahre in Speyer verliehen wird, ist mit seinem Namen verbunden; nicht nur das, die Kandidaten setzen sich vor der Verleihung auch intensiv mit dem Werk Arno Reinfranks auseinander und halten darüber eine Rede, die nachher veröffentlicht wird.

Und nun ist zum 85. Geburtstag *Die Zwitschermaschine* erschienen.

Arno lebte in einer Zeit, die ganz anders war als die heutige. Aber wenn man seine Gedichte liest, die über fünf Dekaden hinweg verfasst und von denen eine „erlesene“ Auswahl in dieser Anthologie versammelt worden ist, dann erkennt man, wie viele seiner Worte geradezu prophetisch und auf die Gegenwart zutreffend erscheinen.

Arno Reinfranks ausgewählte Gedichte sind 2018 unter dem Titel „Die Zwitschermaschine“ mit einem Nachwort von Monika Rinck als Band 14 der Reihe „Nadelstiche“ im Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft erschienen.

Brigitte Menne Österreichisches in Bayern

Gedanken zur Befreiung am Nationalfeiertag und auf der Fahrt nach Aichach¹

*Wir laufen aus Leibeskräften in die Zukunft, und wir gehen so schnell, dass uns die Gegenwart entwischt, und der Staub, den wir aufwirbeln, verdeckt uns die Vergangenheit.*²

Boris Vian

Staub, den wir aufwirbeln, um die sich fortschreibende Vergangenheit in Europa zu verdecken, ist auch die jährliche Leistungsschau des Bundesheers am Heldenplatz zum Nationalfeiertag, für mich ein „Tango der fröhlichen Militärverehrer... Kriegsbegehrer“³. Wieder wurden uns martialisch Panzer, Waffen, Hubschrauber gezeigt. Aufgrund der finanziellen Situation des Bundesheers soll das heuer bescheidener gewesen sein, mir erschien es immer noch protzig. Ich bin ja nach wie vor froh darüber, dass meine beiden Söhne den Zivildienst dem Wehrdienst vorgezogen haben. Ich bin ein Nachkriegskind; wie bei einem Hund sind heulende Sirenen und Silvesterschießereien als „Lebensgefahr!“ in meinem Unterbewusstsein gespeichert.

Vor dem Haus der Geschichte nebenan sah ich lange Menschen-schlangen – alle wollten die erstmals öffentlich ausgestellte, über 1000 Jahre alte „Ostarrichi“-Urkunde sehen, diese elegante Ersterwähnung des Vorgängernamens für Österreich in einer Schenkungsurkunde Ottos III. Diese wird sonst im Bayerischen Staatsarchiv aufbewahrt. Ja, er berührt mich, dieser schöne, altertümliche Schriftzug – aber beileibe nicht so sehr wie die Zuchthausakte meiner Großmutter, die ebendort archiviert sind. Diese persönlichen Dokumente einer ehemals unter den Teppich gekehrten familiären Schmach sind in ihrer Gesamtheit *auch* eine „Schenkungs-urkunde“, weil durch sie ihren Nachfahren wertvolles Quellenmaterial zugänglich wurde. Durch ihre wissenschaftliche Bearbeitung (s. Fußnote 8) wurde eine zuvor juristisch „ausgemerzte“ Person rehabilitiert und ihr Andenken wieder ehrenvoll und lebendig gemacht. Sie war die letzten zwei Kriegsjahre im *Frauenzuchthaus Aichach* inhaftiert, und Aichach liegt in Bayern. Nach einem Hinweis vom Arolsen-Suchdienst⁴ hatte ich mir 2014 die achtzigseitige Bürokratie ihrer Verfolgung auf CD gespeichert zuschicken lassen: Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt mich zu konfrontieren, auch mit den Örtlichkeiten. Und eine dieser Örtlichkeiten ist das Ministerium für Inneres in der Herrengasse, das 1953 ihr Ansuchen um einen Opferfürsorge-Ausweis in letzter Instanz ablehnte.

2019 lud Bundespräsident Alexander Van der Bellen erstmals zum Österreich-Fest. Mein persönliches Österreich-Fest war mein Besuch in der Strafvollzugsanstalt in Aichach zwei Wochen zuvor: Ich hatte einen kleinen Kranz mitgebracht mit hellgelben Immortellen, mehrere Sträuße davon hatte ich im Sommer auf dem Markt in Ohrid gekauft, noch gar nicht in Hinblick auf einen Kranz für die Großmutter, einfach aus Entzücken an den Blumen und ihrem Duft. Vielleicht ist es ja sentimental, aber der Mensch neigt dazu Spuren zu hinterlassen, eine Geste zu setzen. Ich hatte nicht einmal eine Zustimmung von der Anstaltsleitung, dass es erlaubt sei, irgendwo in der Anstaltskirche einen kleinen Kranz zu hinterlegen. Trotzdem habe ich soviel Aufhebens damit gemacht und noch frische Stängel von Lavendelblüten von meinem Hausgarten zwischen die gelben Immortellen gesteckt. Aus kirchenhistorischen Gründen hat der Hochaltar in der Anstaltskirche der Strafvollzugsanstalt Aichach für Messfeiern ausgedient, mit meiner Kranzniederlegung auf dem

Altartisch habe ich ihm „eine neue Monstranz“ geschenkt mit der Inschrift, dass meine Vorfahrin, eine unscheinbare Bäuerin aus Goldegg im Innergebirg, durch ihren Dissens während der NS-Diktatur nun eine persona Austriaca grata geworden ist.⁵

Wenn man nicht Kind von BefreierInnen ist, sondern von sogenannten Belasteten, sollte man versuchen, sich von Menschen herzuleiten, die durch ihren Widerspruchsgeist zur Befreiung beigetragen haben: Denn Befreiung kann es nicht nur durch alliierte Armeen von außen geben, sie muss noch mehr und immerwährend im befreiten Land und vor allem in den Köpfen der Befreiten stattfinden: Das passive Erleiden des Glücks muss in ein Sich-selber-Instandsetzen übergehen, in einen Habitus der Befreiung. Befreiung widerfuhr Österreich 1945 im April, aber im Jahr 2019 am Nationalfeiertag vor einer Gedenktafel zu stehen und Deserteure zu ehren – befreit das? Inwiefern? Weil es Sinn macht sich an Widerstandshandlungen konkreter, einfacher Menschen zu erinnern. Es ist bestärkend hier mit anderen zu stehen. In der Festrede des Landesgerichtspräsidenten, dessen Spruch 2018 meine Großmutter rehabilitiert hat, fiel mir etwas auf, das ich so zuvor noch nie gehört hatte: Angst sei als Grund für Desertion anzuerkennen. Wenn einer von Nazi-Häschern gefasst und gezwungen wurde anzugeben, warum er von der Wehrmacht abgehauen sei, gab es öfters die Antwort, es sei Angst gewesen. Angst vor den Kriegshandlungen. Angst sei eine tiefe Abwehrhaltung, fuhr Friedrich Forsthuber in seiner Rede fort, Angst sei deshalb als „Dissens“ anzuerkennen. Eingedenk der vielfältig gehörten Reden in meiner Jugend, Kriegs-Deserteure wären Feiglinge gewesen⁶, wirkte es befreiend auf mich einmal zu hören, dass auch Angst als Motivation für Widerstand anzuerkennen sei.

„Wenn sich Ihnen schwere Hindernisse in den Weg stellen, die Sie nicht und nicht überwinden können, dann lassen Sie es vorläufig sein und wenden sich anderen Zielen zu.“

Dieser Satz stammt von der damals schon betagten, quirligen, kleinen Frau Altmann, die ich in den Neunzigerjahren manchmal in ihrem Jeans Shop in Linz aufsuchte, weniger um Jeans oder geblümelte russische Kopftücher zu kaufen, sondern um sie um Rat zu fragen.⁷

Ja, diesmal war Aichach mein Etappen-Ziel. Schon lange wollte ich dort die heutige Justizvollzugsanstalt besuchen, um in dem Gebäude, das mit dem einstigen „Frauenzuchthaus“ baulich nahezu ident ist, eine Vorstellung davon zu bekommen, wo meine mütterliche Großmutter zwischen 1943 und 1945 als „Politische“ eingesperrt ist, wo sie Misshandlungen und schwere Drangsale erlitten hat.⁸ 75 Jahre später waren für mich, ihre Enkelin, die Hindernisse auf dieser Fahrt von Wien nach Aichach unerheblich: Das Ankommen dort glich – nach der vorausgegangenen jahrelangen, mühseligen Quellensuche, nach den belastenden Kontaktaufnahmen mit der Verwandtschaft, nach dem Bemühen um Verständigung mit der Autorin, der ich die Forschungsarbeit und das ausgefeilte Resümee verdanke – einer Belohnung: Lebenssorge Fremden gegenüber war im NS-Staat eine weiblich konnotierte widerständige Praxis.

Von Wien mit dem Zug angereist, stieß ich in Linz auf Maria, wir fuhren weiter nach Wels, wo uns Martin und Johanna Greinecker⁹ mit ihrem erdgasbetriebenen PKW abholten. Auf der Autobahn Richtung Landshut dahindösend wachte ich erst angesichts der Kühltürme

des ISAR II bei Ohu auf. Wir erinnerten uns der Einsätze gegen die bayrische Wiederaufbereitungsanlage in Wackersdorf in unserer Jugend, das schließlich 1989 „aus wirtschaftlichen Gründen“ sagte die Politik, „aufgegeben“ – wir sagten „wegen unseres Widerstands verhindert“ – wurde.¹⁰ Rundherum das größte zusammenhängende Hopfenanbaugebiet Mitteleuropas. Wir bewunderten das weitläufige helle Gelb der Senfsaaten, einer effektiven Gründüngung für Nachfolgesaaten. Nach Landshut folgten wir der Bundesstraße, den vereinbarten Termin um 15 Uhr am Eingang der Justizvollzugsanstalt stets eingedenk.

Es war nicht leicht gewesen, die Erlaubnis für einen Besuch der heutigen Justizvollzugsanstalt zu erhalten. Mehrere Mails hin und her waren notwendig, zuletzt, um ihn auch der Autorin¹¹ zu ermöglichen: „Vor allem möchte ich kurz in der Anstaltskapelle verweilen dürfen, weil mir bewusst ist, wo Maria Etzer während ihrer Gefangenschaft Trost und wohl auch etwas wie Bestärkung gefunden haben mag: Meine Großmutter hatte 1943 bei ihrem Aufnahmeverfahren ins ‚Frauenzuchthaus‘ beim Thema Religion angekreuzt ‚praktizierend katholisch‘ – und das ist wohl ein weiteres Indiz für ihre Dissidenz zum NS-Staat: Sie hat auch in ärgster Bedrängnis ihren Glauben und ihre Überzeugungen nicht verleugnet. An dieser Stelle ist mir das Gedenken an meine Großmutter besonders wichtig.“

Die Anstaltsleitung: „Derartige Besuche des umwehrten Bereichs der Justizvollzugsanstalt Aichach können allerdings nur ausnahmsweise gestattet werden und müssen daher auf Angehörige der während der NS-Zeit hier inhaftierten Personen beschränkt bleiben.“ Wir durften sogar beide hinein, aber an der Pforte war strenge Ausweispflicht und ich hatte nur den Führerschein dabei. „Für normal“ ginge das nicht, hieß es, aber wir wurden trotzdem abgeholt – von Herrn Meier, dem Leiter der Anstalt, und einer Wachebeamtin, die uns geradewegs in die Anstaltskirche brachten. Wir betraten diese von oben, also hinter dem prunkvollen Hochaltar, an der Spitze eines ziemlich großen, V-förmigen Raumes, der sich vor uns in zwei langen Flügeln nach links und nach rechts öffnete.¹²

Herr Meier erklärte uns, dass heute hier durchschnittlich 400 Frauen und 120 Männer inhaftiert seien. 1936 waren hier 761 Frauen inhaftiert, zur Zeit der Inhaftierung meiner Großmutter an die 1900¹³; die Anzahl stieg bis zur Befreiung am 30. April 1945 auf 3100.¹⁴

Bei den sonntäglichen Gottesdiensten, die heute abwechselnd nach evangelischem und katholischem Ritus abgehalten werden¹⁵, sitzen die Männer im linken Flügel, die Frauen im rechten. In der NS-Zeit saßen links die Gefängnisinsassinnen, rechts die Zuchthäuslerinnen. Die Sitzreihen beider Flügel sind wie in einem Amphitheater übereinander gebaut, und es gibt keine Verbindung zwischen den Flügeln außer an der Spitze des V, wo sich der Altar befindet. Das muss man sich einmal vorstellen: Die Insassinnen wurden zu den Gottesdiensten durch die in „Gefängnis“ und „Zuchthaus“ getrennten Eingänge ihres Flügels ganz hinten von oben eingelassen und mussten dann über steile Holztreppe nach unten auffüllen. Jeder Sitz war vom Nachbarsitz, vom Sitz dahinter und von dem davor durch hölzerne Wände getrennt, wodurch die Kontaktaufnahme der Häftlinge untereinander so gut wie unmöglich war und auch heute wohl noch ist. Da saßen sie nun und die meisten mussten aufschauen, die anderen weit hinüberschauen zur heiligen Handlung, denn der Altar war dazumal ganz oben – auf der Höhe des Einlasses.¹⁶ Seit der Liturgiereform und seit der gemeinsamen Nutzung des Kirchenraums durch zwei Konfessionen steht den inhaftierten Gläubigen heute ein Volksaltar auf gleicher Höhe gegenüber, also unten am Bodenniveau und tief unter dem ursprünglichen Hochaltar.



„80 - 100 Gefangene beschneiden Gummiteile von Gasmasken für die Wehrmacht.“ Mai 1944

Wir haben uns nicht von der Empore des Hochaltars fortbewegt. Warum auch? Mir war es wichtig, für einen Moment die Situation der Großmutter als Zuchthausgefangene nachzuempfinden. Wie sie diesen Raum als Tröstung und Zuflucht vor der sonst alltäglichen Foltermaschinerie erlebt haben muss. Hier prallte alles ab von ihr – auch die Denunzierung des Nachbarn, der Verrat ihrer Töchter? Ihre Verlassenheit an diesem Ort ist mir nicht nachvollziehbar. Ich habe sie in meiner Jugend als bigott abgetan, und sogar ihren Beruf habe ich gering geschätzt, denn so arm sie war, rechnete ich sie den „Besitzern ihrer Produktionsmittel“ zu, also den Kapitalisten. Ich habe mich von BesserwisserInnen und der Verwandtschaft aufs Glatteis führen lassen, und so habe ich damals nicht widersprochen als sie sagten, „dass sie wohl auch selber schuld gewesen sei an ihrem Unglück“. Wie blöd von mir!

Jetzt bin ich hier um ihr zu danken, dass sie sich dem NS-Unrechtsstaat widersetzt hat. Sie wird sich mit ihrem Gebetbuch, eine der wenigen Habseligkeiten, die sie beim Aufnahmeverfahren ins Zuchthaus Aichach bei sich hatte¹⁷, in eine der „Hühnersteigen“ gesetzt haben, um ein wenig Abstand zu erlangen vom brutalen, eintönigen Zuchthausalltag: von der Schinderei zwölf Stunden täglich in den Anlagen und am Bau, von der Enge in den Zellen und von den Sekkaturen der Wärterinnen, die sie als „Franzosenliebchen“ verhöhnt haben.

Hat es etwas wie Solidarität unter den inhaftierten Frauen gegeben, wenigstens unter den „Politischen“? Zwischen den Frauen des aktiven Widerstands sind ja einige „Heldinnengeschichten“ überliefert, für gewöhnlich aber waren sie ausgelieferte Opfer, nehme ich an, aus mangelnder Möglichkeit zur Distanzierung spinnefeind. Meine Großmutter aber hat eine Freundin gefunden in Aichach, die hat ihr für die Ansuchen um Opferfürsorge nach dem Krieg auch eine eidesstattliche Erklärung abgegeben. Sie war wie sie eine Bäuerin, aus dem Weinviertel und eine „Politische“ wegen „Schwarzschlachten“.¹⁸

Von meiner Erinnerungsarbeit erzählte ich später den zahlreichen BesucherInnen im Evangelischen Pfarrzentrum im Anschluss an Marias Vortrag über die Frauen des politischen Widerstandes. Das Frauenforum Aichach-Friedberg hatte uns aufgrund ihres Buches (s. Fußnote 8) eingeladen.¹⁹ Unsere Veranstaltung wurde in mehreren lokalen Zeitungen sehr gut beworben.²⁰ Ich hatte auch – wie immer – meine kleine Vitrine dabei mit dem Strähn handgesponnener Wolle von meiner Großmutter. Dinge der Erinnerung sind unverzichtbare Anknüpfungspunkte.²¹ Bei der anschließenden Diskussion sagte ein ehemaliger Wachebeamter der Justizanstalt,

die heute auch vor Ort hohes Ansehen genießt, dass während seiner jahrzehntelangen Dienstzeit niemals die Rede auf Geschehnisse im Krieg gekommen war. – Viele Leute waren aus der Umgebung von Aichach gekommen. Sie erzählten von Vorfahren, die es ebenfalls erwischte hatte in der NS-Zeit. So eine Frau, die als Vertretung des Bürgermeister der Stadt anwesend war. Aus Augsburg war Frau Metzger vom dortigen Frauenzentrum da – sie und ihren Mann kannten wir bereits von einer gemeinsamen Teilnahme an einer Gedenkwanderung über die Almen in Goldegg.²² Ein Forscher über radikal-fundamentalistische Strömungen in der katholischen Kirche meldete sich zu Wort, ebenso der Historiker Merkl, der mir ein Buch schenkte mit seinem Beitrag über Frauenschicksale in der Strafanstalt.²³ Der Leiter des Stadtarchivs von Aichach, Herr Christoph Lang, war da, er ließ mir später per Mail Fotos von historischen Innenansichten der NS-Strafanstalt Aichach zukommen.²⁴ Er berät Hobby-HistorikerInnen in seinem Umfeld, die sich an ihn wenden, wenn sie bei Familienforschungen nicht weiterwissen. „Und was macht das mit der Familie?“, ist eine gern gestellte Frage bei solchen Veranstaltungen. „Aufbruch, Freude, Rückzieher, Distanzierungen, Erleichterung – insgesamt ein Gesprächsklima. Etwas das es vorher so nicht gegeben hat.“ – Ein Journalist: „Darf man das denn sagen, dass es nach dem Krieg in der Justizanstalt vorerst viele Jahre in gleicher Manier mit demselben Personal weitergegangen ist?“ – „Ja, darf man. Sollte man. Es braucht eben auch die psychologische Befreiung in den Gehirnen und die personelle.“²⁵

Anmerkungen

1 Mit Maria Prieler-Woldan, dem Verleger und Journalisten Martin Kranzl-Greinecker und seiner Frau Johanna.

2 Boris Vian: *Der Deserteur. Chansons, Satiren und Erzählungen*. Mit einem biographischen Portrait von Klaus Völker. Berlin 2001 (1992), S. 19.

3 Ebda., aus dem Gedicht „Die fröhlichen Schlächter“, S. 28.

4 <https://arolsen-archives.org>

5 Siehe auch den Beitrag: Maria Etzer (1890 – 1960). Die Lebenssorge um ‚Fremdvölkische‘ brachte Gefängnis und Verfernung. In: Walter Thaler: *Pongauer! Lebens- und Leidenswege*. 60 Portraits aus der Provinz. Wien 2019.

6 AntifaschistInnen legen seit vielen Jahren zu Allerheiligen beim Kriegerdenkmal am Salzburger Kommunalfriedhof einen Kranz nieder. „Wir gedenken der Deserteure und Widerstandskämpfer ermordet von der SS“, stand auch heuer auf der Schleife. Wieso ist es noch immer nicht möglich der gefallenen Soldaten und der Deserteure sowie der WiderstandskämpferInnen gemeinsam zu gedenken? Sind sie nicht – meist in Opposition zueinander – im selben Krieg draufgegangen? Vielen ist schon so ein Kranz, der an die andere Seite erinnert, ein Dorn im Auge: So wurde der Kranz auch heuer wieder zerstört auf den Boden geworfen. Vor Jahren sei einmal eine Schleife abgeschnitten worden, und einmal der Kranz in den Müll geworfen worden. „Jetzt beginnt das wieder, weil das Klima anders ist.“ (vgl. Stefanie Ruep: Kranz für Widerstandskämpfer in Salzburg angezündet, in: „Der Standard“ vom 02.11.2019, <https://www.derstandard.at/story/2000110600827/kranz-fuer-widerstandskaempfer-in-salzburg-angezuendet>)

7 Ihrem Rat verdankte meine Tochter Hannah einen entscheidenden Hinweis, der ihr 1997-1998 ermöglichte, als erstes österreichisches Kind im Rahmen der üblichen Auslandsaufenthalte für SchülerInnen die 7. Klasse Gymnasium im Tchon Hadash in Tel Aviv zu absolvieren.

8 Maria Prieler-Woldan: *Das Selbstverständliche tun*. Die Salzburger Bäuerin Maria Etzer und ihr verbotener Einsatz für Fremde im Nationalsozialismus. Mit einem Nachwort von Brigitte Menne. Innsbruck-Wien-Bozen 2018. ISBN: 3706556642. Aufgrund dieser Publikation konnte im September 2018 auf Antrag von Brigitte Menne ihre vollständige, persönliche Rehabilitierung durch das Landesgericht Wien (Friedrich Forsthuber) erreicht werden.

9 Martin Kranzl-Greinecker erzählte mir auf der Fahrt, dass er bereits mit siebzehn auf den Namen Aichach gestoßen ist, weil ihm seine ältere Schwester schon damals das Buch von Margarethe Schütte-Lihotzky geschenkt hat: „Erinnerungen aus

dem Widerstand 1938–1945. Berlin 1985“. – Später hat er selbst als Erster über „Die Kinder von Etzelsdorf. Notizen über ein ‚Fremdvölkisches Kinderheim‘“ geschrieben. Es handelt vom Schicksal der Kinder von „fremdvölkischen“ (!) Zwangsarbeiterinnen, die im Schloss Etzelsdorf in Pichl bei Wels, wo er auch wohnt, zwangsuntergebracht waren und da – wie die Fliegen – starben... Es ist ein Beispiel verdienter lokaler Spurensuche. Er nannte mir gegenüber den bezeichnenden Ausdruck „Die Kinder sind gelinzt worden“, das heißt, sie wurden Richtung Linz nach Hartheim gebracht, wo dann für sie Endstation war: Auf den jeweiligen Bussen ist gestanden „Kindertransporte aller Art“. Im Euthanasieprogramm hat kein Mensch jemals am Ankunftsort übernachtet: Menschen wurden sofort nach ihrer Einlieferung umgebracht. (M. K.-G.)

10 Das WAA-Baugelände wurde danach mit erheblichen Steuermitteln zum Gewerbegebiet „Innovationspark Wackersdorf“ umgestaltet.

11 Siehe Fußnote 1.

12 Die Anstalt wurde 1904 bis 1908 errichtet und ab Januar 1909 als Haftanstalt für weibliche katholische Strafgefangene in Betrieb genommen. In der NS-Zeit waren unter den inhaftierten Frauen zahlreiche politische Gefangene. Auch kam es in mindestens 110 Fällen zu Zwangssterilisationen. 362 Frauen wurden von Anfang 1943 an von Aichach aus in das KZ Auschwitz-Birkenau deportiert, wo seinerzeit das Fleckfieber wütete. Schon deshalb war die Mortalität sehr hoch. Keine der Frauen kehrte von dort zurück. Über ihr Schicksal wurde auch nach 1945 nichts Näheres bekannt. Die Akten der Aichacher Anstalt aus dieser und früherer Zeit werden im Bayerischen Staatsarchiv in München aufbewahrt. Sie belegen wachsende Ausgrenzung und Repression schon während der Weimarer Republik und zahlreiche Ermordungen nach 1933. (Wikipedia)

13 Margarethe Schütte-Lihotzky war eine berühmte österreichische Architektin, sie war als „Politische“ im gleichen Trakt inhaftiert wie die als „Bettpolitische“ unberühmte Maria Etzer. Siehe: <http://www.schuette-lihotzky.at>

14 https://www.aichach.de/media/custom/2653_1935_1.PDF?1549886546: „... Aufgrund dieser Überbelegung gab es viele Kranke, weshalb der Turnsaal sowie 10 Zellen als Spital betrieben wurden. ... Einige Gefangene der Anstalt wurden in das Konzentrationslager Dachau deportiert sowie 362 Häftlinge von 1943 bis 1945 nach Auschwitz. Am 30. April wurde das Gefängnis Aichach von amerikanischen Truppen befreit, die die Strafanstalt für ein Konzentrationslager hielten und alle Gefangenen bis auf 139 Personen frei ließen. ... Im Laufe von Sanierungsarbeiten wurde die Wehrungsmauer 1980 sowie die Strafanstalt selbst 1989 erweitert. Da die Kinderbetreuung für inhaftierte Mütter nahezu unmöglich war, wurde 1992 ein Neubau mit Mutter-Kind-Abteilung und Kindertagesstätte errichtet. ... Heute ist die Justizvollzugsanstalt mit einer Belegungsfähigkeit von 563 Haftplätzen eine der größten und modernsten Frauenstrafanstalten der Bundesrepublik Deutschland.“

15 Heute nehmen an Sonn- und Feiertagen zwischen 60-120 Häftlinge an den Gottesdiensten teil.

16 447 Häftlinge finden in der Anstaltskirche Platz.

17 „ein Silberring am Finger; 1 schw. Mantel, 1 schw. Weste, 1 kl. Bluse, 1 grau. Rock, 2 Kopftücher, 1 P. schw. Strümpfe, 1 ÜP. schw. Schuhe, 1 br. Hose, 1 bunt. Jäckchen, 1 weiß. Hemd, 2 Taschentücher, 1 Geldbörse, 1 Gebetbuch, 1p. Strumpfgummi, 1 Brille, 1 Kamm, 1 Zahnbürste.“ Siehe Fußnote 8, S. 100.

18 Auf dem Hochzeitsfoto meiner Eltern (1946) sitzt sie als einzige nicht verwandte Person nah hinter meiner Großmutter, beide schauen sehr ernst.

19 Das Frauenforum Aichach-Friedberg bereitet seit vier Jahren ein Symposium vor, das in Aichach stattfinden und die „vergessenen Frauen der NS-Frauenstrafanstalt“ zum Thema haben wird.

20 Die beiden anwesenden Journalistinnen haben später ausführlich in ihren Zeitungen über diesen Vortrags-Abend am 18. Oktober 2019 berichtet.

21 Ich erwähne hier nur meinen Neffen zweiten Grades, Hans Etzer, der mich bei einer Buchpräsentation in Salzburg gebeten hat, ihm ein Stück Wollfaden abzuschneiden vom Strähn unserer gemeinsamen Vorfahrin. Es sollte ein Mitbringsel sein für seine Frau, die krankheitshalber daheim bleiben musste. Ich habe diesen sympathischen Verwandten aus Tirol erst durch die Erinnerungsarbeit kennengelernt.

22 Solche Gedenkwanderungen sind sehr angenehm und dazu noch lehrreich, siehe https://www.sn.at/wiki/Verein_Freunde_des_Deserteurdenkmals_in_Goldegg

23 Franz Josef Merkl: *An den Rändern der ‚Volksgemeinschaft‘ – Frauenschicksale in der Strafanstalt Aichach 1933-1945*, in: *Altbayern in Schwaben. Jahrbuch für Geschichte und Kultur* 2018, S 101-164.

24 Er schickte mir per Mail auch Scans aus dem Buch von Marie-José Masconi: *La longue nuit de Lucie. Une résistante et ses compagnes dans les bagnes nazis*. Strasbourg 2019. Frau Masconi schildert darin auch ihre Eindrücke vom

Besuch der Leidensstationen ihrer Mutter, als sie 2006 und 2015 die heutige Strafvollzugsanstalt besucht hat.

25 Maria Prieler-Woldan: „Es ist unerhört und skandalös, dass man mit Verdächtigungen gegenüber ehemaligen Gefangenen auch nach dem Krieg weitermache.“ Als Beispiel führte sie die Haftbestätigung an, die der Abteilung

für Opferfürsorge an der Salzburger Landesregierung im Mai 1953(!) zugestellt wurde: „Fast acht Jahre nach Kriegsende fehlt in diesem Schreiben jegliches Unrechtsbewusstsein und der Respekt (z.B. die Anrede als ‚Frau‘) für Maria Etzer, die nach wie vor als Verbrecherin dargestellt wurde, obwohl sie nach inzwischen aufgehobenen NS-Gesetzen inhaftiert war (s. Fußnote 8, S. 184).

Konstantin Kaiser „Handke und die Folgen“. Bericht

Ende November 2019 gelangte eine „Erklärung deutschsprachiger AutorInnen, LiteraturwissenschaftlerInnen, PublizistInnen, ÜbersetzerInnen u.a.“ folgenden Wortlauts zu meiner Kenntnis:

Die Kritik an Peter Handke hat längst den Boden vertretbarer Auseinandersetzungen unter den Füßen verloren, sie besteht fast nur noch aus Hass, Missgunst, Unterstellungen, Verzerrungen und ähnlichem mehr, sie ist zu einer Anti-Handke-Propaganda verkommen, der jedes Mittel Recht ist, um gegen Peter Handke Recht zu behalten. Hässlich wurde die vom Suhrkamp Verlag veröffentlichte Richtigstellung der zumeist falsch wiedergegebenen Äußerungen Handkes quittiert.

Zuletzt gingen ausgerechnet Qualitätsmedien sogar soweit, die Berechtigung Handkes zur österreichischen Staatsbürgerschaft anzuzweifeln. Eine „Amtsauskunft“ – auf welcher Rechtsgrundlage eigentlich? – über Peter Handke wurde eingeholt und die Möglichkeit zur Aberkennung seiner Staatsbürgerschaft in den Raum gestellt. Ein ihm zur Reisefreiheit vor 20 Jahren ausgeteilter jugoslawischer Reisepass soll dafür den Ausschlag geben. Man will offenbar aus Handke mit aller Gewalt einen „serbischen Staatsbürger“ oder ihn staatenlos machen.

Es ist beschämend und erbärmlich, wie hier vorgegangen wird. Es ist bestürzend, welcher Hass sich über einen Autor und sein Lebenswerk ergießt, der konsequent und radikal ohne erkennbaren Vorteil für sich selbst, vielmehr sogar noch zum eigenen Schaden, die Autonomie seiner schriftstellerischen Existenz gegen die an ihn und alle anderen SchriftstellerInnen gerichteten Erwartungshaltungen behauptet.

Die Anti-Handke-Propaganda rechnet nicht nur mit Handke ab, sie rechnet mit jedem störenden Einfluss in öffentlichen Auseinandersetzungen von Autorensseite ab. Es wird ein Machtanspruch über jeglichen Versuch selbständiger Sichtweisen gestellt. Gegen diese mediale Hetze gegen Peter Handke und die Autonomie des Schriftstellers / der Schriftstellerin setzen wir uns mit allem Nachdruck zu Wehr.

Wir haben uns in der Vergangenheit nicht mit unseren ausgebürgerten Kolleginnen und Kollegen in anderen Ländern solidarisiert, um eine angezettelte Ausbürgerungsdebatte um Peter Handke bei uns widerspruchslos zu übergehen. Wir haben uns nicht gegen propagandistische Diffamierungen und Diskreditierungen dissidenter Autorinnen und Autoren in anderen Ländern ausgesprochen, um gegen solche Attacken auf einen Autor bei uns zu schweigen.

Wir fordern alle an der Debatte Beteiligten dringend dazu auf, sich an den unmittelbar auf Handke zutreffenden Fakten zu orientieren, anstatt über den Umweg einer Diskussion über Peter Handke die versäumte Auseinandersetzung mit einem außerhalb der betroffenen Länder ansonsten ganz und gar verdrängten Kapitel jüngerer europäischer Geschichte nachzuholen. Der Wille zur Illiberalität selbst bei sich für liberal haltenden Medien ist nur noch erschreckend.

Diese Erklärung vom 13.11.2019 war initiiert von Werner Michler, Daniel Wissner, Doron Rabinovici, Gerhard Ruiss, Julia Rabinowich, Klaus Kastberger, Teresa Präauer. Die InitiatorInnen luden

„alle Kolleginnen und Kollegen dazu ein, sich mit uns gemeinsam gegen diese Form der Auseinandersetzung zu wenden und der Erklärung beizutreten“. War anfangs nur von „deutschsprachigen AutorInnen“ etc. als UnterstützerInnen die Rede, wurden später auch die „Anderssprachigen“ dazugenommen. Über 300 Personen unterzeichneten den Aufruf.

Die Erklärung und die breite Zustimmung zu ihr haben mich erschreckt. Der Anmutung, sich damit gemein zu machen, mußte widersprochen werden. Ich erklärte also am 1. Dezember 2019 in einem Rundbrief mein Nicht-Einverständnis:

... ich bin gegen die „Erklärung deutschsprachiger AutorInnen, LiteraturwissenschaftlerInnen, PublizistInnen, ÜbersetzerInnen“ vom 13. November 2019, mit der der Nobelpreisträger Peter Handke vor Anwürfen in Schutz genommen werden soll.

Vorweg: Ich verstehe nicht, warum hier allein „Deutschsprachige“ Stellung nehmen. Geht nur sie die Sache etwas an?

Sodann: Die Erklärung beginnt selbst mit einer groben Entstellung der Tatsachen: Sie behauptet ohne jeden Nachweis, daß die Kritik an Handke „fast nur noch aus Hass, Missgunst, Unterstellungen“ usw. besteht. Die mir bekannten kritischen Stellungnahmen zeichnen sich fast durchwegs durch ein Bemühen um genaues Argumentieren und korrektes Zitieren aus, dies in wohlthuendem Gegensatz zu etlichen Versuchen, Handke mit plumphen Berufungen auf die „ästhetische Qualität“ aus der Welt, in der wir leben, in den Dichterhimmel zu expedieren. Die „Erklärung“ verbreitet hier „alternative Fakten“, wohl um die weitere Diskussion mit autoritativem Gestus abzuschneiden.

Woher nehmen die UnterzeichnerInnen die Befugnis, als „beschämend und erbärmlich“ zu bezeichnen, „wie hier vorgegangen wird“? Von wem wird denn hier vorgegangen – von einer geheimen internationalen Anti-Handke-Verschwörung, in der sich „Journaille“ und irgendwelche bosnische SchriftstellerInnen zusammengefunden haben, um gegen den tapferen, „die Autonomie seiner künstlerischen Existenz behauptenden“ Peter Handke vorzugehen?

Wird hier eine Autonomie beansprucht, die nur den Kunstschaffenden zusteht, anderen Schreibenden und Redenden hingegen nicht? Wie immer, der Anspruch auf Autonomie geht mit Verantwortung einher, und dies insbesondere nach zwei Weltkriegen und nach der Shoah. Das Verhalten Handkes angesichts des Genozids von Srebrenica als Behauptung der „Autonomie seiner künstlerischen Existenz“ zu feiern, bleibt den UnterzeichnerInnen der „Erklärung“ vorbehalten.

Wenn die „Erklärung“ beklagt, es werde „ein Machtanspruch über jeglichen Versuch selbständiger Sichtweisen“ (von wem?) erhoben, gewinnt man den Eindruck, die VerfasserInnen der „Erklärung“ selbst würden der vorherrschenden öffentlichen Meinung über Jugoslawien in den Jahren 1991 bis 1999, die durch Urteile des „Internationalen Strafgerichtshofes“ in Den Haag bestärkt wurde, nicht recht trauen. Ich frage mich, ob alle UnterzeichnerInnen diese Windungen und Wendungen in der „Erklärung“ wirklich registriert haben.

Blanker Zynismus ist die Forderung, nicht „über den Umweg einer Diskussion über Peter Handke die versäumte Auseinandersetzung mit einem außerhalb der betroffenen Länder ansonsten ganz und gar verdrängten Kapitel jüngerer europäischer Geschichte nachzuholen“. Wenn die schrecklichsten Verbrechen der europäischen Nachkriegsgeschichte hierzulande tatsächlich „ganz und gar verdrängt“ sind, wäre es doch sinnvoll, die Gelegenheit zur Auseinandersetzung tunlichst zu nützen! Unfreiwillig gemahnt die „Erklärung“ dadurch an einen anderen Fall von Verdrängung, der mit dem Namen Kurt Waldheim verbunden ist.

Daß sich in der Kritik an Peter Handke ein „Wille zur Illiberalität“ manifestiere, wie es am Ende der „Erklärung“ heißt, ist hoffentlich bloß polemisch gemeint. Die KritikerInnen Handkes dürfen bei dergleichen bedenkenloser Wortwahl als Glück schätzen, nicht auch noch als Rasisten beschimpft zu werden.

Eine poetische Stelle hat die ansonsten im Stil routinierter gewerkschaftlicher Empörung verfaßte „Erklärung“ auch, wenn vom „störenden Einfluss in öffentlichen Auseinandersetzungen“ die Rede ist. Alles was Flügel hat, fließt.

Ich erhielt darauf einige Zustimmung, aber auch gewichtigen Widerspruch des Handke-Forschers Hans Höller (Salzburg), der mich, um meinen Protest nachvollziehen zu können, aufzuzeigen ersuchte, was er bei seiner „Handke-Lektüre“ übersehen habe. Ihm musste ich antworten, es gehe hier nicht um „Handke-Lektüre“, sondern um die Lektüre jener „Erklärung“, die er (Hans Höller) ja unterschrieben habe. Fast fühlte ich mich angesichts der Erklärung sogar versucht, Handke vor seinen FürsprecherInnen in Schutz zu nehmen. Allerdings argumentiert Handke ähnlich wie sie. Die „Frankfurter Allgemeine“ vom 20. November zitiert aus einem Interview Handkes mit Ulrich Greiner:

Kein Wort von dem, was ich über Jugoslawien geschrieben habe, ist demunzierbar, kein einziges. Das ist Literatur ...

Ähnlich wie in der „Erklärung“ wird hier versucht, „Literatur“ dem politischen Urteil zu entziehen. Vielleicht hatte Handke dabei auch im Hinterkopf, er könne nach französischem Recht wegen Leugnung eines Genozids belangt werden. In dem Interview kritisiert Handke auch das deutsche Vorgehen im Dezember 1991:

Wie konnte Deutschland Kroatien, Slowenien und Bosnien-Herzegowina anerkennen, wenn auf dem Gebiet mehr als ein Drittel orthodoxe und muslimische Serben lebten? So entstand ein Bruderkrieg, und es gibt keine schlimmeren Kriege als Bruderkriege.

Ein solches Gemisch aus Unsinn und Halbwahrheit wird nicht nur von Handke verbreitet. Nur so viel: Handke ersucht um Verständnis für den serbischen Überfall auf Ostslawonien und andere Gebiete Kroatiens im Jahr 1991. Mehr als ein Drittel „orthodoxe Serben“ („muslimische Serben“ finde ich nirgends ausgewiesen) lebten aber nur in Teilen Kroatiens, nämlich in Ostslawonien und in dem Gebiet um Knin, der sogenannten Krajna. Auf ganz Kroatien bezogen, machte der serbische Bevölkerungsanteil 1991 etwa 10, in Slowenien keine 5 Prozent aus. Der „Bruderkrieg“, der erst durch die Anerkennung von Slowenien und Kroatien durch Deutschland entstanden sein soll, war schon davor in vollem Gange und in Slowenien schon wieder beendet. Und das Recht auf Sezession war in der jugoslawischen Bundesverfassung verankert.

In der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 29.10.2019 schreibt der deutsche Schriftsteller Marko Martin („Wenn Tatsachen zu Meinungen schrumpfen – der ‚progressive‘ Diskurs zur Causa Handke krankt an einem alten deutschen Laster“):

Verblüffend, wie wenig neu der derart freihändige Umgang mit Fakten ist. Schon im Jahre 1949, bei ihrem ersten Deutschlandbesuch nach ihrer Flucht nach Frankreich und in die USA, kam die Philosophin Hannah Arendt zu einem Fazit, das inzwischen aktueller denn je ist: „Der wohl hervorstechendste und auch erschreckendste Aspekt der deutschen Realitätsflucht liegt in der Haltung, mit Tatsachen umzugehen, als handele es sich um bloße Meinungen. Dies ist ein ernstes Problem, nicht allein, weil Auseinandersetzungen dadurch oftmals so hoffnungslos werden (man schleppt ja normalerweise nicht immer Nachschlagewerke mit sich herum), sondern vor allem, weil der Durchschnittsdeutsche ganz ernsthaft glaubt, dieser allgemeine Wettstreit, dieser nihilistische Relativismus gegenüber Tatsachen sei das Wesen der Demokratie. Tatsächlich handelt es sich dabei natürlich um eine Hinterlassenschaft des Naziregimes.“

Sonja Pleßl Filmkritik: Born in Evin

Vorweg: Maryam Zaree will nicht in den Iran reisen. Wollte sie es – der Film wäre nicht gedreht worden.

Die deutsch-österreichische Koproduktion „Born in Evin“ hatte am 19. Februar 2020 im Stadtkino in Wien in Anwesenheit der Regisseurin Maryam Zaree und der österreichischen ProduzentInnen Arash T. Riahi, Sabine Gruber und Karin C. Berger Premiere.

Ihre Mutter sagte 1992 beim Iran Tribunal in Den Haag aus. Trotzdem spürte Maryam schon als Kind, welche Fragen sie nicht stellen sollte: jene über ihre Geburt und die Babyjahre. Versehentlich erfährt Maryam aber von einer Tante in Paris, dass sie im Foltergefängnis Evin auf die Welt kam. Wer entschied wann und warum, dass sie frei kam? Was wusste dieses kleine Kind, das Maryam nicht mehr weiß? Denn sie hat keinerlei Erinnerungen an das Gefängnis. Meint sie. Bis sie im Bus in Marokko sitzt, ihr

der Schweiß ausbricht, sie keine Luft bekommt, ihr der Verstand zu entgleiten droht, sie sich ein Handtuch um die Ohren wickelt und den Busfahrer anschreit, er solle die Musik abdrehen, ohne zu verstehen, was in diesem Moment mit ihr passiert. Ihr Vater, der sieben Jahre auf seine Hinrichtung wartete und das Massaker von Evin 1988 überlebte - Chomeini hatte eine Fatwa zur willkürlichen Tötung politischer Gefangener erlassen, „die auf ihre Position als Heuchler besteh[en]“ -, wird ihr später erzählen, dass das ununterbrochene Abspielen von Koransuren über Lautsprecher, Tag und Nacht, zu den Foltermethoden im Gefängnis gehörte.

Maryam Zaree trifft zweijährig an der Hand ihrer zwanzigjährigen Mutter Nargess am 24. Dezember 1985 am Frankfurter Hauptbahnhof ein. Jahrelang wird sie ohne ihren Vater aufwachsen, wird sie bloß seine Stimme am Telefon hören können, ohne zu erfahren, warum. Nargess schlägt sich durch, studiert, promoviert, wird Psychotherapeutin und Politikerin. 2018 tritt Dr. Nargess Eskandari-Grünberg zur Wahl für das Amt als Oberbürgermeisterin

von Frankfurt am Main an. Da ist Maryam inzwischen Mitte dreißig, erfolgreiche Schauspielerin und hat das Gefühl, getrieben zu sein. Sie beschließt, stehen zu bleiben und sich umzudrehen.

Maryam Zaree setzt sich in den Kopf, dem Schweigen nachzugehen. Ihre Familie unterstützt ihren Film – obwohl ihre Mutter nicht reden mag. Die beste Freundin ihrer Mutter in Paris erzählt ihr, dass alle Frauen in der Zelle klatschten, als ihre Mutter nach der Geburt mit dem Baby zurückkam, kein Säugling habe so viel Liebe erfahren wie sie. Ihr Vater Kasra Zareh wird ihr das Handtuch zeigen, das vor ihm zwei Mithäftlinge benützt hatten. Beide wurden gehenkt, er sollte der dritte sein. Ihr Stiefvater, der Psychoanalytiker Kurt Grünberg, ist ein Kind von Überlebenden der Shoah, er forscht zum szenischen Erinnern und zur wortlosen Weitergabe der Traumata über Generationen. Zaree macht sich auf die Suche nach Gefängniskindern. Sie sucht sie überall – außer im Iran. Nur wenige wollen sprechen, auf Konferenzen exilierter politischer iranischer Gefangener fehlen sie: die Kinder ihrer Elterngeneration. Dort lernt sie die Angst der Exilierten vor dem iranischen Geheimdienst – in Europa – kennen. Shala Shafir, Soziologin und Expertin für das Gefängniswesen im Iran, ermutigt sie weiterzumachen: „Das ist nicht nur deine Geschichte. Das ist unsere kollektive Geschichte.“ Es ist eine der eindringlichsten Szenen im Film. Denn das Regime wollte und will Schweigen. Das Aufdecken des Schweigens sei Teil des Prozesses, ein Akt des Widerstands, so Zaree im Interview zum Film. Die „Anerkennung des eigenen Versehrtseins“ helfe, die Menschlichkeit zurückzugewinnen. Daher schneidet Zaree die Szenen, in denen geweint wird – sie selbst hatte sich im Laufe der vierjährigen Arbeit entschlossen, nicht nur Regisseurin, sondern auch Protagonistin zu sein – nicht heraus, denn: „Die Tränen sind politisch.“ Vielleicht liegt auch darin das Geheimnis, warum der Film, wie jemand in einer Kritik schrieb, „wunderschön“ ist: Der Film ist voller Lebendigkeit, Heiterkeit und Zärtlichkeit. Maryam gelingt es, Menschen zu verbinden, nicht nur während der Filmarbeit, auch im Kinosaal. Sie spricht mit der Autorin von „Kinder des Jacarandabaums“, mit Altersgenossinnen, die – was für ein Zufall!, sagt sie voller Ironie – Psychologinnen wurden, mit Chowra Makaremi, deren Mutter hingerichtet wurde, als sie acht Jahre alt war. Mit Hilfe der Aufzeichnungen ihres Großvaters über die Folter an seiner Tochter sagte Chowra beim Iran Tribunal aus. Letztendlich zeigt der Film auch den privaten politischen Kampf der Kinder von Überlebenden, ihrer eigenen Angst und dem Zurückweichen vor der Schweigemauer auf die Schliche zu kommen und Bindeglied zu werden. Maryam Zaree fährt zur alljährlich stattfindenden feministischen Konferenz von Exiliranerinnen. Dort erfährt sie erstmals, wie Frauen im Gefängnis ihre Kinder zur Welt bringen und was Babys und kleine Kinder mitansehen mussten. Sprache und Umarmung werden Teil der Geschichte ihrer Geburt.

Das Iran Tribunal wurde von Angehörigen, ehemaligen politischen Gefangenen, MenschenrechtsaktivistInnen und JuristInnen gegründet, mit dem Ziel, dem Verbrechen einen Namen und ein Gesicht zu geben. Außerdem wollte man aufzeigen, worüber in Europa nicht gesprochen wird. Das Iran Tribunal ist mit der Hoffnung verbunden, dass die Verbrechen eines Tages bestraft werden. Die „Islamische Revolution“, die in Wahrheit eine Gegenrevolution war, Ansätze von Landreform und Frauenrechten zerstörte und die Privilegien der Geistlichkeit und der Kaufleute des Basars reinstallierte, hat Zehntausende auf dem Gewissen und eine ganze Generation mit ihren Hoffnungen, ihrer Kritik und

Freiheitsliebe „neutralisiert“. Der Großteil der Anfang der 1980er Inhaftierten waren SchülerInnen, sechzehn, siebzehn Jahre jung. Die Mullahs betrachteten und betrachten Frauen und Mädchen nicht als politische Gefangene, sondern als Frevlerinnen gegen Gott und ihr Geschlecht. Das Iran Tribunal war ein symbolisches, denn die Täter von damals, Mitglieder der „Todeskommission“, sind an der Macht. Dr. Nargess Eskandari-Grünberg hat in ihrer psychotherapeutischen Praxis Menschen, die in den letzten Jahren aus dem Iran geflüchtet sind und berichten, dass die Folter genauso weitergeht, schlimmer noch, systematisierter.

Maryam Zaree, die auch beim autobiographischen Projekt „Denial“ am Maxim Gorki Theater in Berlin mitwirkte und mit „Kluge Gefühle“ erstmals als Autorin eines Theaterstücks in Erscheinung trat, erhielt für ihr Regiedebüt „Born in Evin“ den Newcomerpreis beim 30. Hessischen Film- und Kinopreis. In ihrer Dankesrede nahm sie Bezug auf den antisemitischen Anschlag von Halle, der für sie nicht überraschend kam: „Vielleicht hat Sie selbst, Hetze, Rassismus, Antisemitismus, noch nie getroffen, aber es sollte Sie betreffen.“

Maryam Zaree, eine starke Stimme. Ihren Film widmet sie ihrer Familie. Ihre Mutter kam mit gefälschten Papieren nach Deutschland...

An dieser Stelle sei ein weiterführender Gedanke erlaubt: Der iranische Geheimdienst existiert gewiss nicht nur in der Fantasie. Welche Stimmen sind es, die wir in der Verhüllungsdebatte hören? Wie soll jemand, die/der in den Iran reisen möchte, öffentlich Stellung nehmen? Angst- und risikofrei sprechen können jedenfalls jene, die wie die Mullahs der Meinung sind, Frauen und Mädchen hätten ein „Recht“ auf Verhüllung.

Das „Recht auf Verhüllung“ hatten die Mullahs gefordert. Die Mädchen und Frauen in den Gefängnissen hatten verbundene Augen und mussten einen Schleier tragen, aber ihre Beine waren bis obenhin nackt, denn auf Fußsohlen und Beine wurde gepeitscht. Rutschten ein paar Haare unter dem Schleier hervor, was die Gefangene aufgrund der Augenbinde nicht merken konnte, traten sie die Männer mit schweren Militärstiefeln in den Bauch – auch die Schwangeren. Auch bei der Geburt waren die Augen verbunden. Schrie die Gebärende, wurden alle Frauen verprügelt. Die Wärter im Gefängnis nannten sich Brüder. Das Baby von Nargess wurde nach der Geburt mit „Das ist der Sohn einer Hure“ kommentiert.

Hinweise, Quellen

Dankesrede von Maryam Zaree beim 30. Hessischen Film- und Kinopreis in Frankfurt, Frankfurter Rundschau, 20.10.2019: <https://www.fr.de/frankfurt/hessischer-film-kinopreis-frankfurt-dankesrede-maryam-zaree-sorgte-standing-ovations-13133994.html>

Ruben Donsbach: „Es ging darum, die Menschen in ihrem Inneren zu brechen.“ Interview mit Maryam Zaree. Zeit online, 9.2.2019: <https://www.zeit.de/kultur/film/2019-02/maryam-zaree-berlinale-film-premiere-alles-ueber-evin-foltergefaengnis/komplettansicht>

Cam Dündar: Politische Tränen. Was im Iran passierte, passiert nun in der Türkei. Die Zeit, Nr. 8, 14.2.2019: <https://www.zeit.de/2019/08/born-in-evin-iran-tuerkei-diktatur-islam-laizismus>

Homepage des Iran Tribunals mit Videos der Aussagen von ZeugInnen: <http://www.irantribunal.com/index.php/en/sessions/truth-commission/335-testimony-presenations-truth-commission>

Interview mit Nargess Eskandari-Grünberg. „Ich kenne nur die Stimmen“, Frankfurter Allgemeine, 27.12.2012: https://www.faz.net/aktuell/politik/ausland/opfer-des-chomeini-regimes-ich-kenne-nur-die-stimmen-11940962.html?printPagedArticle=true#pageIndex_10

„Tod dem Bourgeois!“

Ausgewählte Werke Hermynia Zur Mührens in vier Bänden

„Eine Freundin riet mir, eine Fortsetzung des Buches [Ende und Anfang, Anm.] zu schreiben [...] Ich las es zum erstenmal [...] wieder, um herauszufinden, ob es noch lebendig sei und mehr oder weniger verdiene, abermals in die Welt hinausgeschickt zu werden. Mit geteilten Gefühlen, bei denen jedoch Freude das stärkere war, stellte ich fest, daß es gleich den meisten meiner Bücher wenig Aussicht habe, einen Verleger zu finden und demnach noch lebendig sei.“ (Nachtrag, Band 1, S. 224) So beurteilt Hermynia Zur Mühlen ihr bisheriges schriftstellerisches Werk im englischen Exil in dem Anfang Februar 1950 fertiggestellten sogenannten „Nachtrag“. Auf knapp 15 Seiten beschreibt sie darin ihre Flucht aus Frankfurt am Main nach Wien im März 1933, von dort 1938 in die Tschechoslowakei und schließlich 1939 nach England, zunächst in London lebend und, als ihre „letzte Station“, ab 1948 in Radlett, nördlich von London. Dort verstirbt sie am 20. März 1951 nach langer Krankheit, in prekären finanziellen Verhältnissen und nahezu vergessen. Einen literarischen Nachlass gibt es nicht. Dennoch ist ein umfangreiches gedrucktes Oeuvre Hermynia Zur Mührens erhalten, die sich nach ihrer Scheidung vom deutsch-baltischen Großgrundbesitzer Victor von zur Mühlen und dem Wegfall der elterlichen Unterstützung ihren Lebensunterhalt als freie Schriftstellerin und Übersetzerin schreibend selbst verdienen musste. Doch war es nicht nur die Not, die zur Produktivität Hermynia Zur Mührens beitrug, sondern auch ihre Überzeugung, durch ihr Schreiben auf die Menschen einzuwirken, dass sie „durch diese Arbeit etwas dazu beitragen könnte, die Welt zu verbessern“, so Zur Mühlen. (Nachtrag, Band 1, S. 225) Ihre politische Haltung trug wohl dazu bei, dass ihre Bücher auch nach ihrem Tod lange Zeit wenig Aussicht hatten, verlegt zu werden. (Neuaufgaben gab es nach Kriegsende lange nur in DDR-Verlagen). Erst in den 80er Jahren wird Hermynia Zur Mühlen von einem kleinen Kreis von ExilforscherInnen in Österreich und der BRD „wiederentdeckt“ (vgl. *MdZ* 6/4, Dez. 1989, S. 7-8). Seit den 90er Jahren kam es auch in österreichischen Verlagen zu Neuaufgaben ihrer Romane und Erzählungen, die zum Teil bereits wieder vergriffen sind.

Daher ist die nun 2019 im Zsolnay Verlag im Auftrag der Akademie für Sprache und Dichtung und der Stiftung Wüstenrot vorgelegte vierbändige Edition, die auf mehr als 2500 Seiten Einblick in Zur Mührens vielfältiges literarisches Schaffen ermöglicht, eine weitere Gelegenheit, das Werk dieser engagierten Schriftstellerin für LeserInnen zugänglich zu machen und ins Gedächtnis zurückzuholen. Verantwortlich für die

Auswahl aus dem doppelt so umfangreichen Schaffen Zur Mührens zeichnet der Literaturwissenschaftler Ulrich Weinzierl. Der Herausgeber beschließt jeden der vier Bände mit einem Kommentar, in dem neben Informationen zu Entstehung sowie Erst- und Wiederabdrucken der Texte auch Hinweise zu ihrer Rezeption und ausgewählten Forschungsarbeiten gegeben werden. Die zum Teil sehr detaillierten Stellenkommentare ermöglichen es zudem, die zahlreichen politischen und historischen Bezüge in den Romanen und Kurzgeschichten nachzuvollziehen. Es sei jedoch erwähnt (und auch Weinzierl weist darauf hin), dass etwa der Stellenkommentar zum Roman „Unsere Töchter, die Nazinen“ einer früheren Publikation durch Jörg Thuncke im promedia Verlag viel zu verdanken hat. So scheinen die begleitenden und kommentierenden Texte der Ausgabe auch insgesamt vor allem auf ein LeserInnenpublikum abzielen, das mit Zur Mührens Schreiben und Leben noch nicht allzu vertraut ist – darauf deutet auch das einführende Essay der Schriftstellerin Felicitas Hoppe hin, die beschreibt, wie sie sich für die Edition Hermynia Zur Mühlen erstmals näherte. Den Abschluss bildet ein von Weinzierl verfasstes Porträt der „Genossin Gräfin“, das eine durch eine Vielzahl an Selbst- und Fremdzeugnissen bereicherte biografische Annäherung darstellt. Welche Werke wurden nun für die Edition ausgewählt?

Der umfangreichste Band 1 (Erinnerungen und Romane) enthält mit „Ende und Anfang“ (1929), „Nachtrag“ (1950) sowie „Reise durch ein Leben“ (1933) drei Werke, die deutlich autobiografische Züge tragen. In „Ende und Anfang“ lernt man etwa in amüsant erzählten Episoden ein Kind aus dem österreichischen Hochadel kennen, das sich schon früh seiner Privilegien bewusst wird und diesen mit einem selbst gegründeten Verein den Kampf ansagt. Das Ziel des Vereins: die „Abschaffung des Adels“. Doch als die als Vereinskassiererin eingesetzte Cousine die Mitgliedsbeiträge für Süßigkeiten „verfrisst“, muss die junge Protagonistin erkennen, „daß man nicht mit Hilfe der Aristokraten den Adel abschaffen konnte.“ Auf diese Weise verknüpft Zur Mühlen Autobiografisches mit historisch-gesellschaftlichen Prozessen. Das Buch endet mit dem Ausbruch der Russischen Revolution, „nun fiel es leicht, den letzten Schritt zu tun, die letzten Fesseln abzustreifen, die mich an das nutzlose, behagliche Leben banden. Ich brach mit meiner alten Welt und wagte den Sprung in die neue.“ (Ende und Anfang, Band 1, S. 223)

Dieser Sprung in die „neue Welt“ führt sie 1919 gemeinsam mit ihrem neuen Lebensgefährten Stefan Klein nach Frankfurt am Main,

wo sie mit den Übersetzungen des sozialkritischen amerikanischen Schriftstellers Upton Sinclair zum Erfolg des neu gegründeten, kommunistischen Malik-Verlags beiträgt. Zu jener Zeit etabliert sich Hermynia Zur Mühlen aber auch als eine der erfolgreichsten Vertreterinnen eines neuen Genres: der proletarisch-revolutionären Märchen. Das Märchenbuch „Was Peterchens Freunde erzählen“ (1920/21), illustriert von George Grosz, wird ein großer Erfolg, und es folgen viele weitere, von denen fast alle in Band 3 der Edition (Erzählungen und Märchen) Eingang gefunden haben. Ebenfalls in diesem Band versammelt sind Novellen und Erzählungen jener „proletarisch-revolutionären“ Schaffensperiode der 1920er Jahre, in der Hermynia Zur Mühlen der kommunistischen Bewegung nahe stand. So auch vier Erzählungen, erschienen zwischen 1924 und 1926, die laut Ulrich Weinzierl aufgrund ihrer klar erkennbaren „Tendenz“ bislang eher unbeachtet geblieben seien und nun zum ersten Mal seit fast hundert Jahren neu abgedruckt werden. Die Erzählung „Schupomann Karl Müller“ (1924) brachte der Autorin bei Erscheinen eine Anklage wegen Hochverrat ein, da sie darin einen aus dem Proletariatsmilieu stammenden „Schupomann“ beschreibt, der bei einer Demonstration streikender Metallarbeiter die Seiten wechselt und seinen „Genossen“ beisteht. Die Erzählungen, von Zur Mühlen selbst „kleinere Propagandaerzählungen“ genannt, die den arbeitenden Menschen, das Proletariat, ins Zentrum stellen, handeln meist von den „Kleinen Leuten“ (so auch der Titel einer der Erzählungen), von den Unscheinbaren, und sehr oft von Frauen – von jenen, die in den meistgelesenen Büchern jener Zeit, die von Helden und den Taten „großer Männer“ handelten, nicht vorkamen. Es sind also das Dienstmädchen „Lina“ oder die Kinder aus verarmten Proletariatsfamilien, deren gesellschaftlich verursachtes Elend Zur Mühlen in ihrer eindringlichen und klaren Sprache beschreibt.

Auch Band 4 (Geschichten und Feuilletons) widmet sich vor allem der Kurzprosa Zur Mührens, besonders den „Geschichten“ der 1930er Jahre, welche die Autorin, nach ihrer Entfremdung von der KPD, in sozialdemokratischen, aber auch bürgerlichen Publikationsorganen unterbringen konnte. Ihr Blick richtet sich, im Vergleich zu den in Band 3 abgedruckten Erzählungen und Novellen, nun auch vermehrt auf die bürgerliche und aristokratische Welt, Moraldiskurse, soziale Konventionen und Geschlechterverhältnisse werden hinterfragt. Auch ihre Feuilletons entsprechen dieser kritischen Sichtweise, so etwa die 1919 in „Die Erde“ erschienene kurze Schrift „Tod dem Bourgeois!“.

Dabei nimmt sich Zur Mühlen kein Blatt vor den Mund, wie der ebenfalls in die Edition aufgenommene, 1933 in der „Arbeiter-Zeitung“ abgedruckte Briefwechsel zwischen dem Stuttgarter Engelhorn Verlag und der Autorin zeigt, in dem sie die Aufforderung des Verlags, sich von der Exilzeitschrift „Neue Deutsche Blätter“ zu distanzieren, mit klaren Worten zurückweist – laut Weinzierl ein „programmatischer Text“ für die Literatur Zur Mühdens.

Aus ihrem umfangreichen Romanwerk, zu dem auch Kriminalromane zählen, hat der Herausgeber dementsprechend vornehmlich jene Werke ausgewählt, die den politischen und moralischen Anspruch, den die engagierte Autorin an Literatur stellte, ihren Glauben an die kämpferische Kraft des geschriebenen Wortes, deutlich bezeugen. Neben ihrem Erstlingsroman „Der Tempel“ (1922; Band 1) sind dies „Unsere Töchter, die Nazinen“, 1934 im österreichischen Exil verfasst und im selben Jahr als Vorabdruck in der saarländischen Zeitung „Deutsche Freiheit“ erschienen (in Buchform 1935 im Wiener Gsur-Verlag), und „Als der Fremde kam“, dessen

Konzeption in die tschechoslowakische Exilzeit zurückreicht, den die Autorin jedoch erst in London zu schreiben begann und 1946 zunächst als „Come the Stranger“ auf Englisch veröffentlichten konnte, bis dann 1947 die deutsche Publikation im Wiener Globus-Verlag folgte (Band 2, Romane). Hier, wie auch in anderen, in der Edition leider nicht abgedruckten Romanen wie „Ewiges Schattenspiel“, der bis zur Revolution von 1848 reichende erste Teil der als Trilogie geplanten Familien-Saga über die Familie Herdegen, sind es die Leben und Schicksale von Frauen, die die Autorin besonders interessieren, die weibliche Erfahrung von Exil und Fremdheit wird in ihnen genauso thematisiert wie Frauenfiguren, die aus christlicher, humanistischer und antifaschistischer Überzeugung dem Nazi-Terror widerstehen, aber auch Frauen, die zu Anhängerinnen des Systems werden. Diese antifaschistischen Romane sind bedrückende literarische Zeugnisse der Ausbreitung der nationalsozialistischen Ideologie, zeigen aber in ihrer formalen Konzeption auch Zur Mühdens Modernität als Schriftstellerin.

Dass Hermynia Zur Mühdens schriftstellerisches Werk auch (oder gerade) in unseren Zeiten noch, um mit ihren Worten zu sprechen, „lebendig“ ist, davon kann man sich dank der vorliegenden Edition einmal mehr überzeugen. Es bleibt demnach immer noch Karl-Markus Gauß zu zitieren, der im Nachwort zur 1994 erschienenen Neuausgabe von „Als der Fremde kam“ fordert, dass „was diese unbeugsame und mutige Frau, was diese originelle und kluge Schriftstellerin vor allem verdiente, sind Leserinnen und Leser, die ihr längst vergriffenes Werk in neuen Ausgaben kennenlernen.“ (Karl-Markus Gauß: Nachwort. In: Als der Fremde kam. Wien: promedia 1994, S. 299)

Corina Prochazka

Hermynia Zur Mühden: Werke. 4 Bände im Schubert. Herausgegeben von Ulrich Weinzierl. Mit einem Essay von Felicitas Hoppe. Im Auftrag der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und der Wüstenrot Stiftung. Wien: Paul Zsolnay Verlag 2019. 2581 S. – 50,40 (Bibliothek Wüstenrot Stiftung. Autorinnen des 20. Jahrhunderts).

Eine mutige Ordensschwester

T4: Die harmlose Abkürzung stand für Massenmord. Um das deutsche Volk von „unnützen Essern“ zu befreien, ließen die Nazis geistig und körperlich Behinderte systematisch töten. Zwecks Täuschung der Angehörigen wurden natürliche Todesursachen erfunden. Die Bevölkerung ahnte zwar die Wahrheit, doch kaum jemand wagte zu protestieren. Es gab aber Ausnahmen. Der Bischof von Münster, Clemens August Graf von Galen, prangerte das Verbrechen in seinen Predigten an. In Salzburg leistete die Vinzentinerin Anna Bertha Königsegg Widerstand. In mehreren Briefen bat sie die Behörden, vom Abtransport der in Schernberg im Salzburger Pongau untergebrachten Behinderten Abstand zu nehmen. Sie schlug sogar vor, ihre Schützlinge auf Kosten des Ordens zu versorgen, um den Staat nicht zu belasten. Ihren Mitschwestern gebot sie, keinesfalls mit

den Nazischergen zu kooperieren. Es nützte alles nichts. Anna Bertha kam ins Gefängnis, das sie ironisch „Grand-Hotel Polizei“ nannte. Da sich einflussreiche Verwandte für sie einsetzten, wurde sie nach ein paar Wochen entlassen, musste aber ihre Tätigkeit aufgeben und wurde nach Baden-Württemberg auf das Gut ihrer Familie verbannt. Der Orden wurde enteignet. Nach Kriegsende kehrte Königsegg nach Salzburg zurück und arbeitete wieder als Visitatorin der Vinzentinerinnen, die heute als Gemeinschaft der Barmherzigen Schwestern bekannt sind. Sie starb 1948.

Anna Berthas Briefe, die in dieser Biographie ausführlich zitiert werden, zeugen von Gottvertrauen und Nächstenliebe, von Mut und Humor. Dagegen fällt der Text der beiden Autoren deutlich ab. Es gelingt ihnen zwar recht gut,

Episoden szenisch lebendig zu gestalten, doch es fehlt ihnen der Zugang zur tiefen Religiosität ihrer Heldin. Ärgerlich ist, dass der Verlag am Lektorat gespart hat, sonst gäbe es nicht so viele Tippfehler und manch sprachliche Unbeholfenheit. – Trotz der genannten Schwächen ein wichtiges Buch zur Erinnerung an eine tapfere Frau, der ihr christlicher Glaube die Kraft zum Widerstand gab und die beim letztlich erfolglosen Versuch, Wehrlose zu retten, ihr eigenes Leben aufs Spiel setzte.

Renate Langer

Kurt und Elisabeth Leininger: Grüße aus dem Grandhotel Polizei. Eine Ordensschwester leistet Widerstand. Salzburg: Edition Tandem 2019. 220 S. € 18,50

„Georg Elser in Deutschland“

Pünktlich zum 80. Jahrestag des Attentats Georg Elzers auf Adolf Hitler am 8. November 1939 ist das Buch des jungen Philosophen und Historikers Matheus Hagedorn erschienen. In Österreich ist das Attentat des Schreiners Elser im Vergleich zu den Heldentaten um Stauffenberg und der Geschwister Scholl wenig bekannt, allenfalls durch den Film-Thriller von 1989 mit Klaus Maria Brandauer. Der Schreiner und Kommunist Georg Elser verübte ganz allein, ohne jegliche Unterstützung einer Widerstandsgruppe, an dem Abend, an dem Hitler und seine Entourage des gescheiterten Putsches von 1923 im Bürgerbräukeller gedachten, ein Sprengstoffattentat, bei dem acht Menschen getötet und 63

verletzt wurden. Hitler aber entkam, da er 13 Minuten früher als geplant den Saal verlassen hatte. Die offizielle Version des Hitler-Regimes war, dass der britische Geheimdienst hinter dem Attentat stecke. Die Hitlergegner gingen von einer Propagandainszenierung aus.

Im Folgenden beschreibt Hagedorn die Aktionen auf das Attentat und dessen Wirkung von Kriegsende bis heute. Bei seiner Analyse der Haltung der Kommunisten zum Attentat zitiert Hagedorn das wenig bekannte Telegramm der sowjetischen Regierung vom 11.11.1939 an den deutschen Botschafter in Moskau: „Die sowjetische Regierung drückt ihr Bedauern und ihre Entrüstung über den ruchlosen Anschlag

von München, ihre Freude über die glückliche Errettung Adolf Hitlers aus der Lebensgefahr und ihr Beileid für die Opfer des Attentats aus.“ Hinter dieser Tatsache steht zunächst, dass die KPD gegen den „Tyrannenmord“ war, wie es Rosa Luxemburg und der exkommunizierte Leo Trotzki vorgaben. Entscheidender jedoch war der Hitler-Stalin-Pakt, der eine Unterstützung von Elzers Attentat unmöglich machte.

Nach dem Krieg war es insbesondere der protestantische Pfarrer Martin Niemöller, der kein gutes Haar an Elser ließ. Er verbreitete das diffamierende Gerücht, Elser sei SS-Unterscharführer gewesen, das Attentat von den Nazis inszeniert, Elser sei „nicht einmal eine Null

oder ein Nichts“, er hatte einfach einen „verbrecherischen Willen“. Dies kam dem Hang der Menschen der Nachkriegszeit zu verdrängen und zu vergessen sehr entgegen. Auch wenn Hans Gisevius, ein Verschwörer des 20. Juli 1944, 1946 unter Eid bezeugte, dass der Attentäter von München „ein tapferer kommunistischer Einzelgänger“ gewesen sei und auch in den Fünfzigerjahren journalistische Recherchen in die gleiche Richtung gingen.

Hagedorny untersucht ausführlich den Einfluss des Protestantismus auf den Nationalsozialismus unter Einbeziehung des Theologen Dietrich Bonhoevers, der, wie Georg Elser, am 9. April 1945 ermordet wurde. „Jedes Unternehmen, Hitler um sein Leben zu bringen, war geradezu widernatürliches Terrain für einen deutschen Protestanten.“ (S. 70). „Schon wegen der Veranlagung zur Staatstreue im deutschen Protestantismus war kein fundamentaler Widerstand zu erwarten.“ (S. 71). Niemöller beharrte bis zu seinem Tod auf seiner Version.

Einen Georg Elser dafür zu loben, dem Führer ohne Auftrag und privilegierten „Zugang zum Machthaber“ (Carl Schmitt) ans Leben gegangen zu sein, hätte gleich zwei Lebenslügen protestantischer Subjekte denunziert: zum einen die vormalige, moralisch indifferente Unterwerfung unter die ‚Vorsehung‘ Adolf Hitlers, zum anderen die blühenden Mythen vom lähmenden ‚Befehlsnotstand‘ und ‚innerer Emigration‘, in denen sich die überwältigende Mehrheit rückwirkend währte. (S. 57).

Auch die Veröffentlichung der Verhörprotokolle im Jahr 1969 (Lothar Gruchmann und Anton Hoch) hatte keine durchschlagende Wirkung auf das öffentliche Bewusstsein. Das Desinteresse an dem Hitlerattentäter hielt praktisch bis zum Ende des Kalten Krieges an. Hitler blieb im Focus, dem die Verantwortung an den Verbrechen zugeschoben wurde. Erst in den 1990er-Jahren änderte sich die Situation. Es erschienen einige Biographien, die das verzerrte Bild von Elser korrigierten. Elser wurde nun gleichwertig mit Stauffenberg und seinen Mitstreitern gewürdigt, Denkmäler wurden errichtet und Straßen nach ihm benannt. Dennoch blieb das Interesse an ihm mäßig.

1999 trat Lothar Fritze, außerplanmäßiger Professor in Chemnitz und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Hannah-Arendt-Institut in Dresden, mit einer scharfen Kritik an der Ehre, die Elser erwiesen wird, auf den Plan. Die konkrete Ausführung des Attentats wäre moralisch fragwürdig gewesen, er habe die Tötung Unschuldiger in Kauf genommen, zu denen Fritze auch die NSDAP-Teilnehmer zählt. „Fritz Argumentation geht davon aus, dass ein Vorbild, das einstmals tödliche Gewalt ausübte, mehr als bloß eine legitime Absicht und die Risikobereitschaft gehabt haben müsse, um heute als uneingeschränktes Vorbild gelten zu dürfen.“ (S. 106). Zehn Jahre später bekräftigt Fritze seine Meinung in einer Buchpublikation.¹

Hagedorny geht weiters auf die berechnete Kritik an den RAF-„Attentätern“ ein. Elsers

Verdikt über Hitler und die nationalsozialistische Führung lässt sich nicht in den Postnazismus verlängern, da es zeit- und situationsgebunden war.

Laut Fritz Bauer lässt sich der außergesetzliche Widerstand nicht rechtfertigen, solange die Menschenrechte gewahrt werden, solange eine Möglichkeit zur Opposition besteht und einem Parlament Gelegenheit zur Gesetzgebung gegeben ist, solange unabhängige Gerichte walten und die Gewalten geteilt sind. (S. 116).

Abschließend geht Hagedorny auf Auswüchse und Missverständnisse des Elser-Mythos ein. Seit 2001 wird der Georg-Elser-Preis verliehen. Durch die Übertragung von Elsers Tat in die Gegenwart wird, wie man inzwischen eingesehen hat, der Preis problematisch trotz der Beschränkung „auf nicht zum Mittel der Tötung greifenden Aktivisten“ (S. 118). Beschämend und entwürdigend war die Preisverleihung 2011 an Dietrich Wagner, der bei einem Polizeieinsatz bei Protesten gegen Stuttgart 21 fast vollständig erblindete. In seiner Dankesrede spricht Wagner vom drittschlimmsten Verbrechen der deutschen Geschichte. Woraufhin Hella Steinbacher von der Gerg-Elser-Initiative Wagner nur mit großer Mühe stoppen konnte. Hier wurde Elsers Tat aus dem historischen Kontext abgelöst und in gewisser Weise missbraucht, wie Hagedorny richtig bemerkt. Auch an der Gesamtschau der „Gedenkstätte deutscher Widerstand“ übt Hagedorny Kritik. Sie vermittelt den Eindruck, „es habe den deutschen Widerstand gegeben, dem sich der Einzeltäter Elser angeschlossen oder irgendwie verpflichtet gefühlt hätte“. (S. 121f.) Hagedorny kommt schließlich zu dem Schluss, dass Elser heute kein handlungsleitendes und legitimierendes Vorbild sein kann. (S. 123). „Die begeisterte Entdeckung von einem aus Deutschland, der den Lauf des Nationalsozialismus hätte verändern können, darf nicht überdecken, dass Elser schlussendlich ein Opfer des Nationalsozialismus geworden ist.“ (S. 123).

Statt als Märtyrerähnliche Ikone wäre Johann Georg Elser der Jugend als Beispiel vorzustellen. Zum einen als Beleg für die Reichweite eines Einzelnen, der aus seinen Begabungen und Mitteln einen möglichst effizienten antinazistischen Widerstand geformt hat, zum anderen als Exempel für die Macht und den Vernichtungswillen der deutschen „Volksgemeinschaft“, die neben dem Leib von Georg Elser beinahe auch dessen Erinnerung auszulöschen vermochte. (S. 124).

Als Angehöriger der Enkelgeneration ist Hagedorny, wenngleich ein Linker, eine unbefangenen Sichtweise möglich. So kritisiert er nicht nur die durch und durch untragbare Behandlung Elsers in der Nachkriegszeit, sondern auch die Einstellung der linken 68er-Generation, die sich schließlich auf ‚ferne militante Volkstümpler‘ wie Mao und Che bezogen, aber auch Schäubles Laudatio aus dem Jahr 2008: „Er [Elser] habe ‚eine im Nachhinein bezwingend klare Sicht auf die politische Entwicklung‘ gehabt“. (S. 99). Was schließlich doch wieder auf eine Exkulpierung der Deutschen hinausläuft.

Obwohl leider nur in einem kleinen Verlag erschienen ist, es ein wichtiges, kritisches und mit interessanten historischen Details versehenes Buch über die in Österreich weniger bekannte Geschichte und Rezeption eines wahren Helden, auch wenn Hagedorny ihn nicht als solchen sehen möchte.

Abschließen möchte ich mit einer persönlichen Bemerkung über den erwähnten Professor an der Technischen Universität Chemnitz und Mitarbeiter am Hannah-Arendt-Institut. Wie weit darf die Freiheit der Wissenschaft gehen? Darf ein Professor in Büchern und Schriften jemanden, der beinahe die größte Katastrophe des 20. Jahrhunderts verhindert hat, in übelster Weise moralisch diffamieren? Fritze ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung (!) und schreibt 2009: „Die Bombe dieses Attentäters, der heute von vielen für einen der größten Deutschen gehalten wird, hätte eine massenhafte Menschenvernichtung [!] zur Folge gehabt – eine Katastrophe großen Ausmaßes.“ (Lothar Fritze, Legitimer Widerstand? Der Fall Elser. Berlin 2009. Hier zitiert nach Hagedorny S. 110). Fritze spricht von einem „schauderhaften Blutbad“, „zerrissenen Leibern, zerquetschten Köpfen“, einem Akt „bestialischer Grausamkeit“. Wie ist es möglich, dass jemand angesichts der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges und der Ermordung der europäischen Juden so etwas heute ungestraft schreiben und lehren darf? Den Holocaust zu leugnen, ist verboten, aber im Jahr 2009 nach jahrelangen Forschungen und Diskussionen zu bedauern, dass das Attentat „eine massenhafte Menschenvernichtung zur Folge gehabt“ hätte – „eine Katastrophe großen Ausmaßes“, fällt offenbar unter die Freiheit der Wissenschaft. Hitlers Ermordung und die der obersten nationalsozialistischen Elite moralisch verwerflich zu finden und sie als „bestialische Grausamkeit“ zu bezeichnen, fällt unter die Freiheit der Wissenschaft. Selbst wenn es sich erschreckenderweise so verhält (Herr Fritze wird sich hüten, etwas zu äußern, was strafbar ist), ist es unbegreiflich, dass ausgerechnet so jemanden das Hannah-Arendt-Institut als wissenschaftlichen Mitarbeiter duldet. Das ist eine Schande für das Institut.

Claudia Erdheim

Matheus Hagedorny: Georg Elser in Deutschland. Freiburg: ça ira 2019. 136 S. € 12,-

Die Ephrussis in Wien

Die Ausstellung „Die Ephrussis“ ist bis 13. April 2020 verlängert!

Die Bedeutung der europäisch-jüdischen Familie Ephrussi ist seit dem Erscheinen des vielgerühmten Romans *Der Hase mit den Bernstein-Augen* von Edmund de Waal (2011) in das Bewusstsein der interessierten Öffentlichkeit gerückt. Die deutsche Ausgabe, die im Zsolnay Verlag in der Übersetzung von Brigitte Hilzensauer erschien, wurde im Wiener jüdischen Museum präsentiert. Edmund de Waal ist ein renommierter Keramikünstler; sein Buch über Porzellan, *Die weiße Straße*, erschien 2016.

Die Familie, die in Odessa mit Getreidehandel reich wurde, gründete 1857 in Wien ein Handelshaus. Ignaz Ephrussi wurde 1871 geadelt. Theophil Hansen errichtete das Palais der Familie am Schottenring 14. Das Deckengemälde im Tanzsaal zeigt die biblische Geschichte Esther. Charles Ephrussi ging 1871 nach Paris, wo er als Kunstmäzen und -sammler tätig wurde. Gemälde von Renoir und Manet aus seiner Sammlung sind in der Ausstellung des Jüdischen Museums Wien bis 20. März 2020 zu sehen. Er war ein Freund Marcel Prousts, der ihn in seinem Romanzyklus *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* porträtierte.

Elisabeth de Waal, die 1899 in Wien geborene Tochter Viktor Ephrussis und Edmund de Waals Großmutter, konvertierte zur Church of England und heiratete den Niederländer Hendrik de Waal. Ihr Wien-Roman *The Exiles Return*

erschien posthum 2013, 2014 auch in der deutschen Übersetzung mit dem Titel *Donnerstag bei Kanakis*, ebenfalls übersetzt von Brigitte Hilzensauer, mit einem Vorwort von Edmund de Waal und einem Nachwort von Sigrid Löffler.

Elisabeths Sohn Victor de Waal wurde anglikanischer Priester und Dean of Canterbury. Sein eindrucksvolles Porträt von der aus Wien gebürtigen Malerin Marie-Louise Motesiczky wird in der Ausstellung gezeigt. Als Victor de Waal das Porträt zum ersten Mal sagte er: „Obgleich das Bild eines christlichen Geistlichen, zeigte es doch auch meine jüdischen Wurzeln so deutlich, dass ich darin geradezu rabbinisch erschien.“

2017 machte die Familie de Waal dem Wiener jüdischen Museum ihr Familienarchiv der Ephrussis zum Geschenk, was der Anlaß für die gegenwärtige Ausstellung war. Anlässlich ihrer Eröffnung im November 2019 kam es auch zu einem großen Familientreffen.

Integriert in die Ausstellung sind 157 Netsukes, kleine japanische Figuren. 90 Netsukes wurden von der Familie verkauft, den Erlös spendete sie dem Refugee Council.

Im Begleitbuch beschreibt Thomas de Waal die Geschichte der Ephrussis in Odessa, wo sie eine Schule stifteten, die bis heute existiert. Oliver Rathkolb suchte in österreichischen Archiven vergeblich nach dem Dienstmädchen Anna, die laut der Familienüberlieferung und dem Buch Edmund de Waals 1938 die Netsukes gerettet haben soll. Tom Juncker beschreibt den

Raub und die Restitution der Sammlungen, der Bibliothek und des Palais der Familie. In den letzten Beiträgen des Buches beschreiben Tom Juncker und Gabriele Kohlbaumer-Fritz das Leben der Familie im Exil in Spanien, Mexiko, Japan, den USA und Großbritannien.

Eine kleine Ausstellung mit vielen Fotos und Plakaten erinnert an das Café Palmhof in der Mariahilferstraße gegenüber dem Westbahnhof. Die beiden Brüder Otto und Karl Pollak führten dort ein großes Konzertcafé, in dem Künstler wie Fritz Imhoff, Hans Moser, Franz Léhar und Fritz Löhner Beda verkehrten, auf das aber bereits vor 1938 antisemitische Anschläge stattfanden. Das Café wurde arisiert; Karl Pollak in Auschwitz ermordet. Otto Pollak kehrte als gebrochener Mann aus Theresienstadt zurück und eröffnete das Café nicht mehr. Der Begleitband enthält einige Beiträge zum historischen Hintergrund und ein Interview mit Ottos Tochter, der Zeitzeugin Helga Pollak-Kinsky, einer Überlebenden von Theresienstadt.

E.A.

Die Ephrussis. Eine Zeitreise. The Ephrussis. Travel in Time. Hg. von Gabriele Kohlbaumer-Fritz und Tom Juncker im Auftrag des Jüdischen Museums Wien. Wien: Zsolnay 2019. 211 S. € 30,60

Wir bitten zum Tanz! Let's Dance. Der Wiener Cafetier Otto Pollak. Hg. von Therese Eckstein und Janine Zetl. Wien: Eigenverlag des jüdischen Museums 2020. 107 S. € 18,-

Zwischen „Südfront“ und „Schwarzer Galaxis“

Am 5. Oktober 2018 veranstaltete die Michael Gaismaier Gesellschaft Bozen in Zusammenarbeit mit der Associazione Nazionale Partigiani d'Italia (ANPI) Alto Adige/Südtirol an der Universität Bozen die Tagung „Rechtsextremismus in Südtirol/L'estrema destra in Alto Adige“. Nun ist dankenswerterweise die zweisprachige Tagungsbroschüre, herausgegeben vom Politikwissenschaftler Günther Pallaver und vom Zeithistoriker Giorgio Mezzalana, erschienen. Der Titel des Buches ist einer Bezeichnung der Anthropologin Maddalena Gretel Cammelli in ihrem 2015 erschienen Buch „Facisti del terzo millennio. Per un'antropologia di CasaPound“ entlehnt.¹ Gewidmet ist der Band den beiden Historikern Claus Gatterer (1924–1984) und Karl Stuhlpfarrer (1941–2009).

Dem Südtiroler Historiker und Journalisten Claus Gatterer – der wichtigste Journalisten-Innenpreis in Österreich ist nach ihm benannt – verdanken wir auch einen bereits 1979 erschienen Artikel zu diesem komplexen Thema.² Dabei handelt es sich, so der Historiker Leopold Steurer, um die bisher einzige organische Analyse und Beschreibung des Themas samt

Berücksichtigung sowohl der deutschen als auch der italienischen Sprachgruppe.

Leopold Steurer – Flugschiff im Kampf gegen das Vergessen der NS-Verstrickungen in Südtirol –, dessen Aufsatz vielleicht besser als historische Einleitung an den Anfang des Buches plziert gewesen wäre, beleuchtet sowohl externe als auch interne Akteure³ des Rechtsextremismus innerhalb der deutschen Sprachgruppe seit den 1950-er Jahren. Ausgehend vom imaginierten Bedrohungsszenario des „völkischen Untergangs“ als eine der wichtigsten Antriebsfedern für Fremdenfeindlichkeit und Rassismus, widmet sich Steurer vor allem der Geschichte des „Befreiungsausschusses Südtirol“ und dessen terroristischen als „Befreiungskampf“ bezeichneten Aktivitäten in den 1960-er Jahren, bei denen es auch mehrere Tote gab.⁴ Steurer zeigt auch die Verbindungen mit der rechten Szene in der BRD auf, wie beispielsweise jene zum 1981-88 in Passau verliehenen „Andreas-Hofer-Preis“ oder der 1973 in Nürnberg gegründeten „Kameradschaft der ehemaligen Südtiroler Freiheitskämpfer“. Zu ihnen gehörten auch Peter Kiensberger und Erhard Hartung. Beide Männer waren auch in der Gründung des

„Buchdienst Südtirol“ aktiv, in der völkische und rechte Autoren Publikationsmöglichkeit fanden. Kontakte gab es auch zur „Sudetendeutschen Landsmannschaft“ und zum „Kulturwerk für Südtirol“. Die 1966 in Liechtenstein gegründete „Laurin-Stiftung“ und die 1977 in Düsseldorf gegründete „Hermann-Niermann-Stiftung“ standen unter starkem Einfluss von Norbert Burger und Otto Scrinzi. Ausführlich befasst sich der Autor mit Helmut Golowitsch, ebenfalls „Freiheitskämpfer“, Burschenschafter und rechter Historiker, der zum harten Kern der Nationaldemokratischen Partei (NPD) gehörte. Weitere Organisationen, die Steurer kritisch nach rechten Verbindungen durchleuchtet, sind der „Südtiroler Heimatbund“, der „Südtiroler Kriegsoffer- und Frontkämpferverband“ und der „Südtiroler Schützenbund“.

Einen Sprung in die Gegenwart machen Johannes Kramer, Alexander Fontó, Lukas Tröger und Max Volgger in ihrem Beitrag: „Die ‚Südfront‘ im Kontext. Neonazistische Szene in Südtirol 1990-2015“. Darin stellen sie die Ergebnisse eines Dokumentationsprojekts vor, das von der Österreichischen Hochschülerschaft gefördert und mit viel ehrenamtlicher Arbeit

durchgeführt wurde. Die digitale Dokumentation zu Neonazismus in Südtirol anhand von Medienberichten enthält ca. 1.000 Einträge und ist im DÖW einsehbar. Ausgangspunkt für das digitale Projekt war die Datenbank der österreichischen Presseagentur (APA-DeFacto), in der auch die größten deutschsprachigen Zeitungen in Südtirol („Dolomiten“, „ff“ und „Südtiroler Tageszeitung“) in Volltext abruf- und durchsuchbar sind. Weitere Quellen waren die größte italienischsprachige Zeitung „Alto Adige“ sowie eine hunderte Zeitungsartikel umfassende Sammlung aus Leopold Sturzers Privatschreibarchiv. In die Datenbank eingegeben wurde Berichte zu strafrechtlich relevanten Aktivitäten von „Skinheads“ in Südtirol.

Zwei Beiträge haben Österreich zum Thema: Kathrin Glösel und Hanna Lichtenberger skizzieren den aktuellen Rechtsextremismus in Österreich. Anhand der von der Beratungsstelle ZARA und dem „Forum für Antisemitismus“ dokumentierten Meldungen, werden Entwicklung, Anzahl und Art von rechtsextremen Delikten in Österreich, seien es Gewalttaten, rassistische oder antisemitischen Wortmeldungen in Politik und Medien, rassistischer Vandalismus im öffentlichen Raum und Leugnungen oder Relativierungen des Holocaust zur Sprache gebracht. Ein weiterer Schwerpunkt des Artikels widmet sich rechtsextremen Akteuren in Österreich wie deutschnationalen Burschenschaften und den der „Neuen Rechten“ zugeordneten „Identitären Bewegung“ sowie deren Medien und antifaschistischen Gegenprojekten in Österreich.

Der zweite Österreich-Beitrag stammt von Bernhard Weidinger. Er befasst sich mit der Bedeutung Südtirols für Österreichische Burschenschaften nach 1945 und betont eine Herangehensweise der Burschenschaften an den „Südtirolkonflikt“, die vom Primat des „Völkischen“ ausgeht. Deren im deutsch-völkischen Sinn ethno-nationalistische Positionierung wird dort besonders deutlich, wo es um eine Politik gegen nicht-deutschsprachige Minderheiten geht, wie beispielsweise bei den Kärntner SlowenInnen. Während man im Slowenischunterricht in Kärnten einen geradezu „staatsgefährdenden Akt“ sah, betrachtete man umgekehrt die deutschsprachige Minderheit in Südtirol als von einer „systematischen Italianisierungspolitik“ bedroht.

Sehr zu bedauern ist es, dass ausgerechnet jene Beiträge nicht in deutscher Übersetzung vorliegen, die sich mit dem aktuellen Bild der italienischen Rechten und Rechtsextremen, der „Galassia Nera“, der „Schwarzen Galaxis“, in ihren vielfältigen Ausformungen wie *CasaPound*, *Forza Nuova*, *Fratelli d'Italia*, *Lega* u.a. befassen. Es handelt sich dabei um den Betrag von Guido Margheri, dem Präsidenten der ANPI Alto Adige/Südtirol: „L'estrema destra in Italia. Lo spazio di senso e di comune della destra plurale“ (Die extreme Rechte in Italien. Gemeinsamkeiten der „destra plurale“). Diese „plurale Rechte“,

die sich in den Jahren Berlusconi entwickelte, hat, so der Autor, ihre Wurzeln im bereits 1946 gegründeten Movimento Sociale Italiano (MSI) aus dem sich schon in den 1970-er Jahren neofaschistische Organisationen wie „Ordine Nuovo“, Lotta di Popolo“, „Avanguardia Nazionale“ u.a., sowie die Nachfolgepartei des MSI, die „Alleanza Nazionale“ samt deren Abspaltungen in den 1990-er Jahren entwickelten.

Ebenfalls nicht in deutscher Übersetzung lesbar ist Giorgio Mezzalana's Beitrag: „A Passo di tartaruga. La nuova destra italiana in Alto Adige“ (Im Schildkrötenschritt. Die italienische „Neue Rechte“ in Südtirol). In Südtirol ist es die CasaPound – ihr Kennzeichen ist die Schildkröte –, die 2015 den Einzug in den Bozner Gemeinderat schaffte, damals eine italienweite Premiere.⁷ Der Hauptsitz der Bewegung ist übrigens ein im Jahr 2003 besetzter fünfstöckiger Palazzo in Rom. Mary de Rachewiltz, die aus Südtirol stammende und dort lebende Tochter des amerikanischen Schriftstellers Ezra Pounds (1885 – 1972), verlor vor einigen Jahren einen Prozess, den sie gegen die Bewegung von CasaPound wegen der Nutzung des Namens ihres Vaters für die faschistische Partei anstrengte.⁸ Dieser war ein Bewunderer und Mitarbeiter Mussolinis. Seine letzten Lebensjahre hatte er auf der Brunnenburg in Meran verbracht, wo heute auch seine Nachfahren leben.

Abschließend sei noch eine weitere Kritik an dieser sehr verdienstvollen Publikation angebracht. Leider fehlt darin jede Auseinandersetzung mit der anderen Hälfte der Menschheit – nämlich mit der Rolle von Frauen bzw. mit den Frauen- und Geschlechterbildern. Ein nicht geringer Anziehungspunkt rechter und rechtsextremer Bewegungen ist das Versprechen von Zugehörigkeit, wobei diese national definiert wird. Frauen spielen dabei insbesondere als Mütter eine zentrale Rolle, wird doch die Familie als „Keimzelle“ des als national homogen imaginierten Staates betrachtet. Doch nutzen rechte Frauen und Politikerinnen durchaus auch ursprünglich feministische Argumente, um ihre eigene Position zu stärken. Viele Frauen in rechten Bewegungen sind, so die Wissenschaftlerin Naya Kamenou in ihrer Studie zur rechtsextremen „Goldenen Morgenröte“ in Griechenland, vor allem in deren „Social Solidarity-Aktionen“ für die „eigene Bevölkerung“ aktiv, während sich linke Feministinnen um die Utopie einer „Global Sisterhood“ ohne Vereinnahmung und Machtasymmetrien bemühen.⁹

Weitere Themenfelder die von rechts besetzt und umgedeutet werden, sind Gewalt gegen Frauen, sexuelle Gewalt gegen Kinder, Ökologie und Umweltschutz. In Deutschland gibt es mittlerweile sog. „völkische Siedlungen“, bekanntestes Beispiel dürfte das Dorf Jamel¹⁰ in Mecklenburg sein. Feindbilder sind alle jene, die diese „Geschlossenheit“ zu bedrohen scheinen. Nicht eine Welt der Offenheit, der Bewegungsfreiheit aller Menschen über Grenzen hinweg, nicht das Interesse am „Fremden“ und

„Anderen“, nicht der Kampf um Gerechtigkeit und ein würdevolles Leben für die Armen, egal wo sie leben und woher sie kommen, auch nicht die Liebe jenseits des Heteronormen oder die Stärkung aller Frauen durch den Feminismus werden als positive Utopien betrachtet, sondern einzig die Fortpflanzung einer bestimmten Gruppe, nämlich der „weißen Rasse“. Imaginiert werden „Volkstod“ und „Überfremdung“:

*Die Bilder des „wehrhaften Mannes“ und der „deutschen Mutter“ prägen den Rechtsextremismus. Die biologistische Geschlechterideologie ist ein zentrales Element der vorgestellten „Volksgemeinschaft“. Wenn Mädchen oder Jungen in die rechte Szene einsteigen orientieren sie sich oft an den traditionalisierten Geschlechterrollen. Da diese bis weit in die sogenannte Mitte der Gesellschaft vertreten werden, bleiben sie häufig unerkannt.*¹¹

So ist es neben der Stützung rechter Männer durch ihre Frauen, Mütter, Schwestern und Freundinnen gerade auch der Bereich der Kindererziehung, in dem rechte Frauen ein oft unterschätztes Tätigkeitsfeld finden und fremdenfeindliche Ideen, das Gefühl der Bedrohung durch „Andere“ an die nächste Generation weitergeben werden. Dabei sollten gerade Jugendarbeit und Pädagogik die Möglichkeit bieten, die Welt in all ihrer Vielfalt sehen zu lernen und Kindern diese propagierte Angst vor dem „Fremden“ zu nehmen.

Elisabeth Malleier

Günther Pallaver, Giorgio Mezzalana, (Hg./a cura di): *Der identitäre Rausch. Rechtsextremismus in Südtirol/Ubriacatura identitaria. L'estrema destra in Alto Adige. Veröffentlicht von Gaismaier Gesellschaft, Circolo culturale ANPI. Bozen: Edition Raetia 2019.*

Weiterführende Links und Literatur zum Thema:
https://www.amadeu-antonio-stiftung.de/w/files/pdfs/lola/rechte-frauen-in-mv_internet.pdf
<https://www.belltower.news/kindertagesbetreuung-inzeiten-rechtspopulistischer-mobilisierung-49284/>
<http://www.doew.at/erkennen/rechtsextremismus/rechtsextreme-organisationen/info-direkt/inhalte>

Ursula Birsl (Hg.): *Rechtsextremismus und Gender*. Opladen 2011.
 Renate Bitzan (Hg.): *Rechte Frauen. Skingirls, Walküren und feine Damen*. Berlin 1997.
 Dieselbe: *Selbstbilder Rechter Frauen. Zwischen Antisexismus und völkischem Denken*. Tübingen 2000.
 Lorenz Gallmetzer: *Von Mussolini zu Salvini. Italien als Vorreiter des modernen Nationalpopulismus*. Wien 2019.
 Lehnert, Esther: *Angriff auf Gender Mainstreaming und Homo-Lobby. Der moderate Rechtsextremismus und seine nationalsozialistischen Bezüge am Beispiel der Geschlechterordnung*. In: Robert Claus, Esther Lehnert, Yves Müller (Hg.): „Was ein rechter Mann ist ...“ *Männlichkeit im Rechtsextremismus*. Rosa Luxemburg Stiftung Bd. 69. Berlin 2010.

Anmerkungen

1 Maddalena G. Cammelli: *Fascisti del terzo millennio. Per un'antropologia di CasaPound*. Ombre Corte, Verona 2015; <https://www.ibs.it/fascisti-del-terzo-millennio-per-libro-maddalena-g-cammelli/e/9788869480188>

2 Claus Gatterer: Südtirol und der Rechtsextremismus. In: DÖW: Der Rechtsextremismus in Österreich nach 1945. Wien 1979. Wiederabdruck in: C. Gatterer: Aufsätze und Reden. Bozen: Edition Raetia 1991, S. 285-309.

3 Ich verwende hier die vom Autor benutzte männliche Bezeichnung – zur Frage von Rechtsextremismus und Geschlecht komme ich im zweiten Teil der Besprechung.

4 Ausführlich dazu u.a.: Peterlini, Hans Karl: Südtirols Bombenjahre. Von Blut und Tränen zum Happyend. Edition Raetia. Bozen 2005. Ders.: Bomben aus zweiter Hand. Zwischen Gladio und Stasi: Südtirols missbrauchter Terrorismus“, Edition Raetia, Bozen 1993 (4. Auflage).

5 Ignazi, Piero: L'estrema destra in Europa. Mulino. Bologna 1994.

6 Caldiron, Guido: La destra plurale. Dalla „preferenza nazionale“ alle „tolleranza zero“. Manifestolibri. Roma 2001; <https://www.libreriauniversitaria.it/destra-plurale-preferenza-nazionale-tolleranza/libro/9788872851968>

7 Heiko Koch: CasaPound und Italia. Faschistisches Hybrid. 10. Mai 2016; online unter: <http://www.brennerbasisdemokratie.eu/?p=29159>

8 Gerhard Mumelter: La casa di Casapound. In: Salto. 21.6.2019, online: <https://www.salto.bz/de/article/21062019/la-casa-di-casapound>

9 Zur Autobiographie von Mary de Rachewiltz: Discretions. Boston: Little Brown 1971; Deutsch: Diskretionen. Erinnerungen der Tochter Ezra Pounds. Innsbruck: Haymon 1993. Vortrag von Naya Kamenou in

der Frauenhetz, Wien im Juni 2019: Female Political Subjectivities and Agency in the Greek Far-Right.

10 Zum dort seit 2007 stattfindenden Festival gegen Rechts siehe: <https://www.forstrock.de/>

11 Fachstelle für Gender, gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit und Rechtsextremismus; siehe: <https://www.amadeu-antonio-stiftung.de/projekte/fachstelle-gender-und-rechtsextremismus/> – Ausführlich zu Frauen und Rechtsextremismus siehe die Broschüre des Vereins „Lola für Demokratie in Mecklenburg-Vorpommern e. V.“ im Auftrag des Landesfrauenrates M-V e. V. Amadeu Antonio Stiftung 2015, online unter: https://www.amadeu-antonio-stiftung.de/w/files/pdfs/lola/rechte-frauen-in-mv_internet.pdf [Zugriff: 30.8.19].

Der Briefwechsel Hermann Broch – Frank Thiess (1929-1938 / 1948-1951)

Versuch einer Besprechung

Eine wertvolle Briefedition, herausgegeben mit kenntnisreichen Kommentaren durch Paul Michael Lützel. Dieser ist ein ausgewiesener Kenner von Brochs Lebenswerk, zumal er nicht nur 1985 eine Biografie desselben veröffentlicht hat, sondern 1974-1981 auch eine kommentierte Werkausgabe in 13 Bänden bei Suhrkamp und 1986 die Korrespondenz Brochs mit Volkmar von Zühlsdorff. Der deutsche Romancier und Essayist Franz Thiess (1890 – 1977) war Vizepräsident der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz und vom Frühjahr 1955 bis zum Sommer 1964 auch Leiter der Klasse Literatur. Diese enge Verbindung von Franz Thiess zur Mainzer Akademie legte es nahe, die Korrespondenz zwischen ihm und Hermann Broch mit Band 19 der Mainzer Reihe zu veröffentlichen.

Der nun herausgegebene Briefwechsel wurde von Frank Thiess selbst durch eine sorgfältige Sammlung von Originalen oder Durchschlägen und deren Übergabe in Archive vorbereitet. Seine Briefinhalte bestimmen die Gewichtung dieses Buches, machen es zu einem politischen Buch mit Zündstoff für kritische Diskussionen, beispielsweise über Vertreter oder Werke der sogenannten „Inneren Emigration“, zu deren Wortführern er zählte.

Dies sei vorangestellt angesichts der zu erwartenden Irritationen über manche der getroffenen und teils rigorosen Aussagen des in der Nachkriegszeit an führender Stelle für Lehre und Forschung Verantwortlichen. Besonders seine jüdische oder linke Schriftsteller und Verlage betreffenden und die Umstände wie Folgen von Verfolgung und Vertreibung durch Organe des Hitlerstaates negierenden Ausführungen – auch gegenüber dem ihm freundschaftlich verbundenen österreichischen Schriftstellerkollegen Hermann Broch – fordern weitere Kommentierungen. Warum Broch aber dazu weitgehend schwieg, ob aus Höflichkeit oder regelrechter Angst vor Dissonanzen in der Beziehung zu dem verehrten Freund, bleibt offen. Er verleugnet hier geradezu seine jüdische Herkunft, die auch von Thiess nie angesprochen wird – vielleicht, weil Broch bereits 1909 zum Katholizismus

konvertiert war. Auch den Holocaust haben scheinbar beide nicht thematisieren wollen. Verwundert darüber verweist der Herausgeber auf andere Quellen, denn Hermann Broch litt eigentlich sehr unter der Angst vor dem immer latenten brutalen Antisemitismus. Weshalb er nach dem Krieg nicht nach Österreich oder Deutschland zurückkehren wollte, hat er in den Briefen an Volkmar Zühlsdorff, dem Sekretär der American Guild, erläutert.

Im Winter 1928/29 begegnete der 42-jährige Hermann Broch dem bereits recht anerkannten deutschen Schriftsteller Frank Thiess und bat diesen um eine Begutachtung einer Novelle. Es war der erste Teil seiner späteren Romantrilogie, die Broch unter dem Titel *Die Schlafwandler* viel Lob und Anerkennung brachte. Er hatte zwei Jahre zuvor seine Textilfabrik verkauft, um sich fortan ganz der literarischen Tätigkeit widmen zu können, war aber noch unsicher bezüglich seiner Fähigkeiten. Mit dem nur wenig jüngeren, aber bereits erfolgreichen Thiess, der sofort vom Talent Brochs überzeugt war und ihn ermutigte, entwickelte sich bald ein weiterführender brieflicher Gedankenaustausch, der außer Themen und Problemen ihres literarischen Schaffens auch profane Alltagsfragen wie die Beratung bezüglich verlegerischer Bindungen einschloss. Dieser Teil des Briefwechsels dürfte besonders Literaturwissenschaftler aufgrund der zwischen den beiden Schriftstellern erörterten Detailfragen interessieren, zumal beide freimütig-kritisch auch Entwicklungsstufen ihrer literarischen Projekte erörterten.

Broch erscheint dabei aber weitgehend als ein den Meister um Rat Bittenden, dessen Anerkennung Suchenden. Als die politische Situation in Deutschland wie auch in Österreich infolge der anwachsenden nationalistisch-rassistischen Bewegung sich bedrohlich auf die Freiheit der Literatur und Kunst auszuwirken begann, antwortet Broch oft nur zurückhaltend auf Äußerungen von Thiess, der sich zunächst mit dem Regime der Nazis zu arrangieren versuchte. So beispielsweise auch, als dieser sich brieflich am 6. April 1933 über seines Verlegers Zahlungsschwierigkeiten mokierte, weil „Zsolnay allem

Anschein nach so blind [sei], dass er, der auf den deutschen Markt angewiesen ist, nicht sieht, wie seine miserable Produktion ihn in den (keineswegs unmöglichen) Boykott hineintreibt: Mit Emil Ludwig, Wilhelm Herios, Jean Richard Bloch, Otto Zarek, H.C. Jakob, Lilli Grün – alles Juden und was für welche! Dazu kommen Ausländer [...] Ein großer Verlag kann wohl nicht gut ziel- und sinnloser geführt werden“ (S. 219). Broch schien nicht berührt von dieser offensichtlichen antisemitischen Attacke, bot Thiess sogar seine Hilfe bei der Vermittlung zu Zsolnay an.

Mit einer persönlichen Begegnung Anfang Dezember 1936, dokumentiert auch durch das dabei entstandene Foto, welches u.a. für den aktuellen Bucheinband der Briefedition verwendet wurde, erreichte die Freundschaft eine neue Stufe, besiegelt fortan auch durch das persönlichere Du der Anrede. Thiess schrieb danach am 5. Januar 1937 noch aus Berlin-Charlottenburg nach Wien: „Liebster, bester Freund. Die Welt bekommt ein immer medusenhafteres Gesicht und ich erwarte nichts Gutes von diesem Jahr.“ Doch noch standen die Schaffensprobleme im Vordergrund. 1936 wurde bei Zsolnay Thiess' überaus erfolgreich werdendes (Kriegs)Buch *Tsushima* ausgeliefert. Der Roman über den Seekrieg 1904/05 bewog Broch trotz seiner allgemeinen Bewunderung zu kritischen Einwänden: Am 20. Oktober 1936 gratuliert er zunächst allgemein zum Erscheinen des Buches, fügt aber hinzu: „Obwohl ich es in einem Zug gelesen habe [...] hatte ich das Gefühl in etwas hineingerissen zu werden, gegen das ich mich heftigst zu wehren habe, nämlich Kriegsgegebenheiten mit sympathisierenden Augen zu betrachten [...] und obwohl es ein ganz hervorragendes Buch ist, bleibt für mich das schwere Missbehagen [...] und mir graust vor den patriotischen Schlagworten, die in sie eingebaut werden.“

Nach dem März 1938 ist der zunehmend isolierte, doch bisher unbehelligt gebliebene Schriftsteller Broch zur Emigration gezwungen. Thomas Mann und Albert Einstein bürgen für ihn in den USA, wodurch er das Einreisevisum

erhält. Erst später wird bekannt, dass auch sein deutscher Freund Thiess ihn während der Vorbereitungen zur Flucht schützte und ihm außerdem Manuskripte nach Schottland in den von James Joyce vermittelten ersten Exilort nachsandte.

Broch dankte es ihm nach Wiederaufnahme der beiderseitigen Korrespondenz 1948 durch eine diesbezügliche Erklärung (im *New Yorker Aufbau*) und in der *Hamburger Akademischen Rundschau*, wie er am 18. August 1948 dem daraufhin sichtlich gerührten Thiess schrieb. Gleichzeitig kritisierte Broch aber – mit der ihm eigenen Höflichkeit – eindeutig dessen Attacken auf Thomas Mann.

Doch damit war für Thiess der Weg zu einer glänzenden Karriere in Deutschland frei und er wurde einer der gefragtsten Schriftsteller der Nachkriegszeit aus den Reihen sich profilierender Vertreter der sogenannten „Inneren Emigration“.

Für Broch aber entwickelte sich da, seit Zuerkennung der amerikanischen Staatsbürgerschaft 1944, bereits eine gegensätzliche, zunehmend seine Existenz bedrohende Situation. Die Hilfsaktionen für ihn entfielen, und nach Kriegsende wurde er dagegen von Hilferufen aus Europa bedrängt. Unter diesen, ihn auch emotional belastenden prekären Umständen litt letztlich auch sein literarisches Schaffen. Wiederholt kamen monatelange Krankenaufenthalte dazu. Ein

Lichtblick war die Nachricht von Thiess, dass für ihn ein Nobelpreis-Vorschlag erwogen werde. Thomas Mann hatte seine Unterstützung für 1952 bereits signalisiert. Auch zum korrespondierenden Mitglied der Deutschen Akademie für Wissenschaft und Literatur in Mainz sollte Broch gewählt werden und an Literaturzeitschriften mitarbeiten. Sein plötzlicher Herztod Ende Mai 1951 beendete alle diesbezüglichen Bemühungen. Nur den Roman *Die Schuldlosen* hatte er kurz vor seinem Tod veröffentlichten können, allerdings in einem kleinen Verlag mit wenig Resonanz. Als er starb, war er arm und vergessen und vom Zeitgeschehen scheinbar überrollt.

Im Briefwechsel spielen die wiederholt von Thiess in seinen Briefen an Broch getätigten recht diffamierenden Äußerungen über Thomas Mann oder die politische Rolle Österreichs eine wesentliche Rolle, deren Hintergründe und Nachwirkungen Broch aufgrund seiner geografisch und zunehmend auch durch Krankheit verursachten Isoliertheit in den USA kaum zu erkennen vermochte. In Hinsicht auf Thomas Mann verweigerte Broch dem Freund seine Zustimmung und betonte wiederholt seine Loyalität. Die ironischen Schilderungen von Thiess über das politisch-kulturelle Leben in Österreich musste er unwidersprochen lassen.

In den Nachkriegsjahren bestimmte Frank Thiess nicht unwesentlich die teils erbitterte

Diskussion um die Problematik der „Inneren Emigration“. Und in den 1960er Jahren war der viel gedruckte Schriftsteller zuletzt Mitglied des Witiko-Bundes und setzte sich 1967 für die Freilassung des in Berlin-Spandau inhaftierten Hitler-Stellvertreters Rudolf Hess ein. Da erklärt sich nachträglich doch seine im Brief vom 16. April 1951 an Broch geäußerte Kritik an dessen Werk *Die Schuldlosen*, wobei ihm besonders die namentliche und klare Charakterisierung Hitlers missfiel.

Die vorliegende Briefedition gewährt nun bisher nicht mögliche Einblicke in Brochs in diesen Details noch unbekanntes facettenreiches Schaffen, beispielsweise zu dem unvollendet gebliebenen Werk zur Massenpsychologie. Die Briefe bieten keine leicht zu lesende Lektüre, zumal die jeweiligen kleingedruckten Anmerkungen unbedingt ergänzend gelesen werden sollten. Die chronologischen Werkverzeichnisse zu Hermann Broch und Frank Thiess für die Jahre 1929 bis 1951 sowie das Personenregister erleichtern allerdings den Zugang.

Helga W. Schwarz

Hermann Broch und Frank Thiess. Briefwechsel 1929-1938 und 1948-1951.

Hg. von Paul Michel Lützeler. Göttingen: Wallstein 2018. 616 S.

„Kinder der Rückkehr“

Das Buch *Kinder der Rückkehr* basiert auf einer vom Zukunftsfonds der Republik Österreich geförderten, von Ernst Berger und Ruth Wodak gemeinsam mit Helene Maimann erstellten, unveröffentlichten Studie *Die Kinderjause – zur Geschichte einer marginalisierten Jugend*. Verena Krausneker, Brigitte Halbmayer und Helga Amesberger haben die Interviews geführt, Markus Rheindorf und Brigitte Halbmayer haben an den Analysen theoretisch wie methodisch mitgearbeitet (S. VII und 12).

Das Buch handelt „von der Geschichte unserer Eltern, von Widerstand und Verfolgung, die in Österreich allzu lange ausgeblendet und verschwiegen wurden“. (S. 12)

Es geht um Kinder von Eltern, die in der Zeit des Nationalsozialismus als Kommunisten bzw. revolutionäre Sozialisten im Exil, auf der Flucht, im Widerstand, im Untergrund, in den Armeen der Alliierten kämpfend, in den Gefängnissen der Gestapo eingesperrt oder deportiert und interniert im KZ überlebt hatten. (S. 7)

Für ihre Studie wählten die drei ForscherInnen aus einer informellen Gruppe von circa 200 Kindern kommunistischer Rückkehrer, die sich seit 2001 regelmäßig trifft und sich *Kinderjause* nennt, eine Stichprobe von 29 zwischen 1939 und 1953 geborenen InterviewpartnerInnen aus (S. 15 f.). Später kamen noch Interviews mit elf Kindern von Interviewten, von Enkelkindern der Zurückgekehrten, dazu. (S. 18)

„Der Antikommunismus, der Kalte Krieg war für die Kinder der Rückkehr von unmittelbarer und prägender Bedeutung.“ (S. 44) Die KommunistInnen und ihre Kinder waren auf der einen Seite der Front zu Hause. Und außer Haus war Feindesland. Deshalb blieben sie unter sich (und – Anmerkung E.F. – in ihrer Selbstwahrnehmung glaubten, dass sie die Einzigen waren, die gegen die Nazis waren.¹⁾

Es gab einen Kalten Krieg und entweder man gehörte zu den einen oder zu den anderen ... Entweder du hast zu denen gehört, die gegen den Faschismus gekämpft haben oder du warst in dem Milieu, das mitgelaufen ist. (S. 149)
Für alle Interviewten gilt, dass die Geschichte ihrer Eltern im offiziellen Geschichtsunterricht nicht vorgekommen ist. (S. 18)

Die Fragen der ForscherInnen waren:

Warum sind die Eltern nach Österreich zurückgekehrt?

Wie haben sie ihren Kindern ihre Erlebnisse und Entscheidungen vermittelt?

Was hatten sie erzählt über die Zeiten des nationalsozialistischen Terrors und des Widerstands?

Wie hatten sie den Kindern ihre Rückkehr erklärt? Welche Ziele verfolgten die Eltern, welche Visionen und Werte hatten sie; und haben sie diese weitervermittelt?

Wie gingen sie mit dem Schweigen und Leugnen von Kriegsverbrechen im offiziellen Österreich um?

Und wie erlebten die Kinder die nicht selten dogmatischen Einstellungen und Ideologien ihrer Eltern? (S. 8)

Im Prolog zu dem Buch konstatiert Hazel Rosenstrauch: „Wäre diese sogenannte ‚erste Generation‘ [die Eltern der Interviewten] empfindlicher gewesen, ... hätten sie es wahrscheinlich in Österreich gar nicht ausgehalten.“ (S. 3) Und: Diese „assimilierten linken Remigranten ... haben ... durch ihre Kinder, aus denen Ärzte, Journalistinnen, Künstlerinnen, Lehrer und sonstwie bedeutende Persönlichkeiten wurden, weit mehr Einfluss gehabt, als ihnen statistisch entsprechen würde ...“ (S. 4)

Die Studie stützt diese beiden Thesen – dass die Kinder der Rückkehr marginalisiert waren, und dass es ihnen gelungen ist, vom Rand in die Mitte zu kommen.

Die Marginalisierung der KommunistInnen

(Jüdisch-)kommunistische Rückkehrer aus Exil, Widerstand, KZ und Nazi-Haft waren in Österreich nach 1945 nicht unbedingt willkommen und wurden demnach an den Rand der Gesellschaft gedrängt. (S. 301 f.)

Aber die Betroffenen waren nicht so weit marginalisiert, dass sie die herrschenden antikomunistischen Stereotype internalisiert und jegliche gesamtgesellschaftliche Perspektive verloren hätten. Die Studie zeigt, dass sie ihren Kindern Glauben und Werte weiterzugeben vermochten.

Die Interviews wurden „aus diskurshistorischer, erzähl-linguistischer und psychotherapeutischer Sicht analysiert“. (S. 11)

Grob zusammengefasst ergaben sich durch die gründliche und diffizile Forschung folgende Gemeinsamkeiten:

- *Das nationalsozialistische Gesellschaftsmodell war 1945 zwar überwunden, die Rollenbilder und Identitätsmodelle, die in dieser Zeit geprägt wurden, waren aber für einen großen Teil der Bevölkerung weiterhin Leitbilder. Die Kinder jener Eltern, die nach Jahren der Haft und Flucht zurückgekommen sind, sind mit anderen Leitbildern aufgewachsen.* (S. 133)

- Sie haben in zwei (oder drei) getrennten Welten gelebt: zu Hause die Utopie des Weltkommunismus – in der Schule die katholisch dominierte, antikomunistische Restauration. „Wo du dir immer überlegt hast, was von dem, was in mir drinnen ist, gebe ich bekannt. Was sage ich, was erzähle ich“ (S. 133).

- Manche wurden als Kleinkind von der Mutter getrennt (139).

- In sehr vielen Familien fehlten die Großeltern (S. 140).

- „Für viele war das dominierende Element der Jugendzeit die Verankerung in der Gruppe“ (S. 145) (Sturm- und Junge Garde), in den Ferien in Kinderheimen, Sommerlagern (S. 143), von einer „unterstützenden Gemeinschaft umgeben“ (S. 75) in der Jugendorganisation, so der Freien Österreichischen Jugend (FÖJ). Aber: „Manche sind zu diesen Strukturen und Ritualen [Heimabende, Lager] auf Distanz geblieben.“ (S. 146).

- Der Erziehungsstil der Eltern war relativ tolerant (S. 150 ff.), verglichen mit der damals vorherrschenden „Schwarzen Pädagogik“.

- Die Eltern legten großen Wert auf Bildung (S. 153 f.).

- Die Kinder erhielten und akzeptierten von ihren Eltern „transgenerationale Aufträge“ (S. 154 ff.): „Verantwortung; dass wir auf die anderen schauen sollen, nicht zuerst auf uns selber“ (S. 155); „Solidarität, Anständigkeit, Hilfsbereitschaft“ (S. 157); „das Bedürfnis, anderen zu helfen“ (S. 216); „gut sein; Leistung erbringen, sozial sein; verantwortungsbewusst; ein hohes Pflichtgefühl; ich muss beweisen, dass ich ein Recht darauf habe zu leben“. (S. 217)

- „Menschen immer als gleichrangig anzusehen.“ (S. 156 f.)

- „Lass dir nichts gefallen, wehre dich.“ (S. 156) – Auftrag zu Widerstand (mit einem Vergleich aus der Botanik: wie ein Dornbusch, Anm. E.F.);

- eventuell auch der Auftrag: „Halt dich im Hintergrund.“ (S. 156). „Für die Studiengruppe ist der Auftrag zu Unterwürfigkeit und Tarnung

absolut untypisch.“ (S. 71) (Meiner Meinung nach ist auch Tarnung ein Auftrag zu Widerstand: wie die Graswurzeln gegen Dünen. Anm. E.F.)

- Adoleszenzkonflikte waren „gewissermaßen schaumgebrems“ (S. 163), wurden „dadurch abgefedert, dass die Weltanschauung der Eltern- und Kindergeneration die gleiche war.“ (S. 161)

- „Symbiotische Tendenzen, endlose emotionale Abhängigkeit“ (S. 78), „extrem überbetreuendes Verhalten“ (S. 162); „schwierig, sich gegen die Eltern zu wenden“ (S. 225).

- *Die Prioritäten – zuerst Politik und Partei, dann Familie (S. 225). – ein Defizit an Emotionen, das – mehr oder weniger ausgeprägt – charakteristisch ist für viele der Familien (S. 159); sie haben immer das Allgemeine geliebt, aber nicht das Konkrete. Die Kinder der ganzen Welt mussten sie retten, aber für die eigenen Kinder haben sie kein Verständnis gehabt; sie konnten es sich nicht leisten, Gefühle zu haben, sonst hätten sie nicht überlebt (S. 159).*

- Das Aufwachsen im „Spannungsfeld zwischen dem Erleben von Außenseitertum einerseits und dem Aufgehobensein in der Gemeinschaft“ (S. 218) dürfte mehr oder weniger allen Interviewten gemeinsam sein.

- *Die Widerstandsgeneration wollte die Kinder nicht durch Erzählungen über ihre Erlebnisse belasten. Diese Abwehr gegen Emotionen aller Art, die Distanzierung, die viele KinderjausnerInnen durchgemacht haben, trug erheblich zur Resilienz der Nachkriegsgeneration bei (S. 303)* – so die Interpretation von Ruth Wodak und Ernst Berger.

Im Kapitel drei von *Die „Kinderjause“ und ihr politischer Hintergrund* nennt Ernst Berger Gemeinsamkeiten in den Biografien der Interviewten:

- Die Familienstruktur: bürgerliche Kleinfamilien. (S. 29)

- Die Freundeskreise der Eltern. Ernst Berger zählt hier die Kreise der englischen, der französischen, der sowjetischen Emigration, die in der Wiener Polizei, die im Wirtschaftsapparat der KPÖ Beschäftigten und die hauptamtlichen Parteifunktionäre (S. 28 f.) auf.

- Die Kinder- und Jugend-Organisationen der KPÖ: die Demokratische Vereinigung Kinderland, die Heimabende der Sturm- und Jungen Garde, die Ferienheime; die Freie Österreichische Jugend (FÖJ).

- Die Vereinigung demokratischer Studenten (VdS): Da finde ich ziemliche historische Lücken, die meiner Meinung nach mit der Auswahl der Interviewten zu erklären sind. Da wird die Geschichte von Nachkriegs-Kindern erzählt; die älteren Semester könnten anderes berichten.

Auch der Ostermarsch kommt im historischen Rückblick nicht vor. Hier zeigt sich der eingeschränkte Blickwinkel des Autors: Um tiefgehende Interviews zu führen, braucht es ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen

den Interviewenden und den Interviewten. Die ForscherInnen betonen zwar, dass die „InterviewpartnerInnen in unterschiedlicher Nähe oder Distanz zur ‚Kinderjause‘“, stünden, aber sie wählten, scheint mir, doch eher InterviewpartnerInnen aus ihrem engeren Freundeskreis, was das Spektrum natürlich einschränkt.

Den AutorInnen ist das bewusst: *Selbstverständlich hat die Auswahl der InterviewpartnerInnen Einfluss auf das gewonnene Interviewmaterial. Doch eine „repräsentative“ Stichprobe aus der Basispopulation ist nicht zu gewinnen* (S. 110).

Vom Rand in die Mitte

Wie gelangten die KinderjausnerInnen vom Rand in die Mitte? Oder umgangssprachlich: Wie arrivierten sie, wie machten sie Karriere? In Kapitel 4 – „Theoretischer Hintergrund“ – wird die hier untersuchte Gruppe mit jungen Flüchtlingen verglichen, die, von den Nationalsozialisten vertrieben, in die USA geflüchtet waren und dort überproportional erfolgreich waren:

Der spätere überproportionale soziale Erfolg vieler Mitglieder dieser Gruppe ... wird von den beiden Autoren [Sonnet und Holton] als Antwort und Reaktion auf die unvollständige Integration interpretiert. (S. 68)

Wahrscheinlich könnte zu der Forschungsfrage „Wie konnten die Außenseiter in die Mitte kommen?“ neben Psychologie und Linguistik die Soziologie Wesentliches beitragen. Die AutorInnen übersehen, was Sonnet und Holton anschließend an das oben Zitierte schreiben: ... *dass ein frühes Zerreißen der Familienbände zwar die Lebenseinstellungen und -haltungen der jungen Flüchtlinge in vielerlei Hinsicht beeinflusste ... dass dieser Umstand jedoch kaum irgendwelche Auswirkungen auf deren sozioökonomische Leistungen hatte, wohingegen der ursprüngliche sozioökonomische Status der Familie einen ganz beträchtlichen Unterschied machte.*²

Ein SoziologIn im Forschungsteam hätte, nehme ich an, nicht nur auf ein ausgewogenes Verhältnis von Frauen und Männern von jüdischer oder nicht jüdischer Herkunft, von der Vergangenheit der Eltern im Widerstand oder im Exil (S. 15 ff. und 109) geachtet, sondern auch nach der sozioökonomischen Herkunft gefragt – der größere Teil der Eltern der InterviewpartnerInnen waren Handelsunternehmer, Polizeibeamte, Rechtsanwälte, hauptamtliche Parteifunktionäre, Ärzte oder Universitäts-Professoren – sie gaben, wie ich glaube, ihren Kindern im Allgemeinen ihr sozioökonomisches Kapital mit. Da ist es für mich wenig verwunderlich, dass die Kinder dieses Kapital nutzten, sobald nach Tauwetter, Perestrojka und Glasnost die Mauern um die feste Burg, in der die KPÖ während des Kalten Kriegs verschanzt war, durchlässig geworden waren. Da wurde auch in der KPÖ über

einen friedlichen Weg zum Sozialismus statt der Eroberung der Macht mit Gewehren und Kanonen diskutiert; da bemerkten die neugierigen Kinder, die dort beschützt und geborgen aufgewachsen waren, früher oder später, dass hinter dem Burggraben nicht nur Feinde lebten, sondern auch Menschen, die in manchem anderer Meinung waren, mit denen sie aber dennoch so manches gemeinsam machen konnten. Die Borodajkewycz-Demonstration (1965) war der erste Schritt, der die Kinder der Rückkehr aus ihrer politischen Isolation herausführte (S.53). Und trotz anfänglicher Ausgrenzung und Benachteiligung, trotz ihrer anfänglichen „Außenseiter-(Feind-)Position“ konnten sie unter Kreisky Karriere machen – mit dem Nachlassen des Kalten Krieges gelang es den Kinderjahren-Kindern und -Enkelkindern, mehr oder weniger gut, sich in die Mehrheitsgesellschaft zu integrieren. Mir scheint, mit dem Aufweichen der Front fiel es den Kindern leichter als ihren Eltern, auch außerhalb der schützenden Festung zu leben.

Die Meisten traten dann nach 1968 aus der KPÖ aus, oder wurden ausgeschlossen (S. 15 und 217); wenige blieben der Partei treu.

Ich vermute, kann es jedoch nicht belegen, dass es auch in der KPÖ die Kinder derer, die mehr sozioökonomisches Kapital erbten, weiter brachten als die von Haus aus weniger Privilegierten. Was wurde aus den Kindern, die von Zuhause weniger mitbekamen als die hier Interviewten?

Hier muss noch angemerkt werden, dass in dieser Zeit dank Herta Firnberg und GenossInnen auch mehr Kinder aus bildungsfernen Schichten studieren konnten, dass es heute in Österreich mehr AkademikerInnen gibt als zu Zeiten unserer Eltern und Großeltern.

In der österreichischen Arbeiterbewegung gibt es, höre ich, seit 1888 Differenzen zwischen ProletarierInnen und Intellektuellen, so auch in der FÖJ:

Die einen haben sich irgendwie ein bisschen verfolgt gefühlt, haben dauernd geglaubt, dass die anderen antisemitisch und antiintellektuell sind, und die anderen haben geglaubt, die sind überheblich und stehen über uns Arbeiterkindern ... (S. 175)

In Kapitel drei von *Die „Kinderjause“ und ihr politischer Hintergrund* zählt Ernst Berger die Freundeskreise der Eltern – die Elite der Partei – auf, und auf die Eliten gerichtet scheint mir auch die Auswahl der InterviewpartnerInnen zu sein. Die Kinder der kommunistischen ArbeiterInnen-Betriebsräte, welche auf eine Karriere, auf die Übernahme ins Angestelltenverhältnis verzichteten, um weiter als ArbeiterInnen-Betriebsräte ihre KollegInnen vertreten zu können, – sind auch sie „vom Rand in die

Mitte“ gekommen? Sie kommen in dieser Studie jedenfalls nicht vor.

Vielleicht kommen zu den „Kinderjause“ vor allem diejenigen, die, inzwischen in Pension, auf ihr erfolgreiches Leben zurückblicken, und die, die da keine Erfolgsstorys zu erzählen haben, kommen nicht, und deshalb konnte aus der Basispopulation keine repräsentativere Stichprobe gewonnen werden.

AlleinerzieherInnen und ihre Kinder waren nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch innerhalb der marginalisierten Partei marginalisiert; die Kinder von AlleinerzieherInnen sind, so scheint's, auch in der „Kinderjause“ marginalisiert.

So bleibt, trotz vieler bereichernder Erkenntnisse, bei der Rezensentin eine Unzufriedenheit zurück.

Ich wünschte, es käme ein zweiter Band heraus, wo die Kinder zur Sprache kommen, deren (Stief-)Eltern aus welchen Gründen auch immer, keinen großen Wert auf Bildung legten; Kinder, die ihre Eltern nicht emotionsarm in Erinnerung haben; Kinder, für die die Folter eines Elternteils durch deren nächtliche Albträume und Schreie sehr präsent war; Kinder aus Familien, in denen darüber gesprochen wurde; Kinder, deren Eltern den Druck der Verfolgung nicht aushielten und nach der Befreiung in den Freitod flüchteten – wie diese, auch wenn sie von Genossen ihrer Eltern unterstützt wurden, ihr Leben meisterten, ist nicht Gegenstand dieser Forschung; Kinder, die weniger resilient waren und auf der Psychiatrie landeten, werden nebenbei erwähnt:

Innerhalb der weiteren Gruppe (außerhalb des Kreises der InterviewpartnerInnen) gab es ernsthafte, lang dauernde psychische Erkrankungen (S. 134) Es war und blieb nämlich der Aspekt der positiven Lebensgestaltung im Vordergrund unserer Betrachtung (S. 74).

Ich wünschte mir auch einen Platz für die Kinder, die jetzt, am Ende ihres Lebens in Depression verfallen. Für die Kinder der wenigen KommunistInnen, die nicht „aufgeflogen“, von der Gestapo verhaftet wurden, die in Österreich im Untergrund überlebten, im Reichsarbeitsdienst, in Strafkompagnien der Wehrmacht, im Inquisitionsspital (von Hartmann-Schwester gepflegt), für die Kinder der Überlebenden der „Mischlingsliga Wien“³, die sich womöglich von den aus dem Ausland Zurückgekehrten an den Rand gedrängt fühlten⁴; wo auch Kinder, deren Eltern schon 1939, 1948, 1956 oder vor 1968 der KPÖ die Gefolgschaft verweigerten, vorkommen, und Kinder von als TrotzkindInnen oder als TitoistInnen von KommunistInnen verfolgt, und Kinder, die gegen ihre linientreuen Eltern rebellierten (die AutorInnen fragen sich: „Wieso aber hat die Jugendgeneration den gemeinsamen politischen Rahmen

nicht verlassen?“; S.161) Von den rebellischen Kindern wissen sie nichts, weil sie in ihrem Zufallsample nicht enthalten sind; die wurden nicht befragt. Ebenso wenig die Kinder jener Eltern, die ihre Kinder nicht in die Gemeinschaft der „demokratisch“ genannten „Massen“-Organisationen schickten.

Ich wünsche mir eine Fortsetzung, in der auch ihre Geschichten für die Nachwelt aufgehoben werden.

Ich danke allen Kindern von Zurückgekehrten, die in vielen Telefonaten, E-Mails und Kaffeehaus-Runden ihre Geschichten erzählten. Ich danke allen, die über diesen Text mit mir geredet, ihn kritisiert, verbessert und ergänzt haben, die diskutiert haben, was es heißt „in der Mitte angekommen“ zu sein, sprich: es geschafft, Erfolg gehabt, Karriere gemacht – seinen/ihren Platz in der österreichischen – kapitalistischen – Gesellschaft gefunden zu haben (S. 161). Sozial gesichert zu sein, gebildet, sich mündlich und schriftlich ausdrücken zu können... Wer ist eine VerliererIn, AußenseiterIn, ein Loser? Kämpfen wir hier und jetzt für eine „bessere, neue Welt“ (S. 9)?

Elisabeth Fritsch

Ernst Berger, Ruth Wodak: Kinder der Rückkehr. Geschichte einer marginalisierten Jugend. Wiesbaden: Springer VS 2018. 333 S. 1 51,39

Anmerkungen

1 Vergleiche dazu als außenstehenden Zeugen: „Das überproportional große Engagement von KommunistInnen im antinazistischen Widerstand wird noch immer [2007] totgeschwiegen und führte auch dazu, dass sich bis 1956 oder 1968 diese Partei zumindest in dieser Beziehung als einzige glaubwürdige Alternative anbot.“ Peter Kreisky: Linksozialismus und „Neue Linke“. In: Raimund Löw (Hg.): Die Phantasie und die Macht. 1968 und danach, Wien 2007, S. 348–380, hier Fußnote 15, S. 376; und S. 357: „Die nach der nationalsozialistischen Vertreibung und Vernichtung – im Vergleich zur Zwischenkriegszeit – kleine überlebende oder zurückgekehrte Intelligenz sammelte sich in den 1950er und frühen 1960er Jahren im weiteren Umkreis oder innerhalb der KPÖ oder war parteipolitisch heimatlos. Eine breitere Rückkehr von geflüchteten Juden wie Nicht-Juden wurde in dieser Zeit nahezu systematisch von ÖVP und der SPÖ-Führung hintertrieben oder höchstens vereinzelt unterstützt. Der Bund Sozialistischer Akademiker war von NS-Mitläufern oder sonstigen karrierefexierten Akademikern dominiert und hatte geringe intellektuelle Attraktivität ...“

2 Gerhard Sonnert, Gerald Holton: Was geschah mit den Kindern? Erfolg und Trauma junger Flüchtlinge, die von den Nationalsozialisten vertrieben wurden. Wien 2008, S. 217.

3 Eleonore Lappin-Eppel: Die „Mischlingsliga Wien“ – Widerstandsgruppe und Jugendorganisation, in: Claudia Kuretsidis-Haider, Christine Schindler (Hg.): Festschrift für Winfried Garscha. Wien 2017, S. 141-164.

4 Otto Horn deutet das an in seinem Roman autobiographischen „Zeitzündler“. Wien: Globus Verlag 1972.

Die Jugenderinnerungen von Nadja Strasser

Nadja Strasser (1871 – 1955) wuchs als Neoma Ramm als drittältestes von acht Geschwistern in der russischen Kleinstadt Starodub im Westen Rußlands auf. In Starodub lebten Anfang des 20. Jahrhunderts rund 5.000 Juden und Jüdinnen, von insgesamt 12.000 Einwohnern. Die Familie war streng religiös. Ihre Kindheit war von Pogromen geprägt.

Neoma Ramm begeisterte sich in Starodub anfangs für den Zionismus, bald auch für die Narodniki. Da ihre ältere Schwester Bella als Zahnärztin in Warschau lebte, ging Neoma Ramm zuerst in die polnische Hauptstadt, wo sie sich für den Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbund („Bund“) begeisterte.

Nachdem Neoma Ramm in Russland als Externistin maturiert hatte versuchte sie an der Hochschule für Frauen in St. Petersburg Aufnahme zu finden, wurde jedoch als Jüdin abgewiesen. Sie wurde aber von ihrem ältesten Bruder unterstützt, der ihr das Geld gab, das eigentlich für ihre Mitgift gedacht war.

So ging sie 1896 nach Wien, wo sie sich 1899 an der Universität immatrikulierte. In Wien lernte sie den nichtjüdischen sozialdemokratischen

Politiker Josef Strasser (1870 – 1935) kennen, den sie heiratete. 1901 ging sie mit ihrem Ehemann und Sohn Alex nach Reichenberg (Liberec) in Böhmen, da Josef Strasser Redakteur der Zeitschrift *Freigeist* wurde. 1906 wurde die Ehe geschieden. Alex Strasser (1898 – 1974) wurde Filmemacher; er lebte ab 1934 in London und drehte zahlreiche Experimental- und Kurzfilme.

Josef Strasser heiratete 1912 die Schriftstellerin Isadore von Schwartzkoppen. 1913 übersiedelte das Paar nach Wien. Nach dem Ersten Weltkrieg schlossen sich beide der KPÖ an. Isa Strasser (1891 – 1970) war Mitglied der Vereinigung sozialistischer Schriftsteller und ließ sich 1938 auch als Krankenschwester ausbilden. In den offiziellen Lebensbeschreibungen Josef Strassers (in Wikipedia, abgerufen am 11.8.2019, und im Eintrag des Österreichischen Biographischen Lexikons, verfasst von Theodor Venus), kommt seine erste Ehe nicht vor. Josef und Isas Sohn Peter Strasser (1917 – 1962) war Vorsitzender der Sozialistischen Jugend Österreichs, der International Union of Socialist Youth und Nationalratsabgeordneter.

1917 publizierte Nadja Strasser im S. Fischer Verlag das Buch *Die Russin*. Charakterbilder, in dem sie sieben historische russische Frauen, unter ihnen die Ehefrau von Alexander Herzen und die Revolutionärin Wera Figner, porträtiert. 1919 folgte, ebenfalls bei S. Fischer, das feministische Buch *Das Ergebnis. Lyrische Essays*.

Leider enden Strassers Erinnerungen mit ihrer Zeit in Warschau. Das Typoskript wurde von ihrer Urenkelin Jodi Canti im Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam deponiert.

Die Herausgeberin Birgit Schmidt hat an der Universität Freiburg im Breisgau promoviert und arbeitet als Lehrerin in Brandenburg. Sie hat eine ausführliche, kompetente Einleitung mit einigen Illustrationen verfasst.

E.A.

Nadja Strasser: Von Etappe zu Etappe. Die Jugend einer jüdischen Sozialistin im Shtetl (1871-1896). Eine Autobiographie. Hg. und kommentiert von Birgit Schmidt. (Lebenswelten osteuropäischer Juden, Band 18). Köln: Böhlau Verlag 2019. 191 S. € 42,-

Die Erinnerungen von Léon Poliakov

Léon Poliakov (1910 – 1997) wuchs bis zur Flucht der Familie nach Frankreich in St. Petersburg auf. Sein Vater entstammte einer armen jüdischen Familie aus der Krim. Mit 22 Jahren eröffnete er in Odessa eine Apotheke. Die Ehe seiner Eltern bezeichnete Léon Poliakov als „Vernunftehe“. Einige Jahre später wurde Wladimir Poliakov (1864 – 1938) wohlhabend; er wohnte in St. Petersburg, gründete eine „internationale Handelsgesellschaft, eine Werbeagentur“ und besaß vier Tageszeitungen. 1920 flüchtete die Familie aus Odessa, wohin sie zurückgekehrt war, über Italien nach Frankreich; von 1921 bis 1924 lebte sie in Deutschland.

Beeinflusst wurde Léon Poliakov dagegen von dem aus Lettland stammenden Philosophen Jacob Gordin (1896 – 1947). Auch mit einem anderen Schüler Gordins, Emmanuel Levinas, war Poliakov befreundet.

Annette Wieviorka Carstiuc beschreibt in ihrem Vorwort Poliakov als einen Angehörigen von drei Kulturen, der französischen, der deutschen und der russischen, und betont, dass er keine jüdische Erziehung erhielt und keine Bar Mizwa feierte. Er selbst erinnert sich an den Weihnachtsbaum und daran, dass seine Eltern einmal im Jahr in die Synagoge gingen. An einer anderen Stelle erwähnt er aber seine „Verehrung alles Jüdischen“ und beantwortet die Frage, woher diese kam: „Die Assimilation, und nur sie, befördert diese Art der Umnachtung. Es ist allerdings möglich, dass ich zuhause Äußerungen über die Intelligenz und den Tatendrang der Juden gehört und daraus größtenteils sinnvolle Schlüsse gezogen hatte.“

Léon Poliakov studierte Jus in Paris und arbeitete gleichzeitig in der väterlichen Werbeagentur

Metzel. 1933 finanzierte Wladimir Poliakov mit Isaak Grodzinski, dem Herausgeber des Pariser *Haynt*, das *Pariser Tageblatt*; dessen Chefredakteur war Georg Bernhard, der frühere Chefredakteur der Vossischen Zeitung. Die Idee dafür kam von Léon Poliakov, der auch Mitgeschäftsführer der Zeitung wurde. 1936 kam es zu einem von kommunistischer Seite um Willi Münzenberg angezettelten Putsch gegen den Herausgeber und zur Neugründung als *Pariser Tageszeitung*, die bis 1940 erschien. Über die Geschichte der beiden Zeitungen veröffentlichte Walter F. Peterson 1987 eine Studie. Über die inhaltlichen Aspekte der Zeitungen erschien 2002 das von Hélène Roussel und Lutz Winckler herausgegebene Buch *Rechts und links der Seine*.

Léon Poliakov trat 1939 in die französische Armee ein und geriet in deutsche Kriegsgefangenschaft. Er konnte flüchten und arbeitete bis 1942 in Marseille als Sekretär der „Vereinigung praktizierender Israeliten“ von Rabbiner Salman Schneerson, den er von der Beerdigung seines Vaters 1939 her kannte. In Nizza schloss er sich der Résistance an und arbeitete in der Fluchthilfe für die von Joseph Bass geleiteten „Gruppe André“. Er arbeitete auch in einer Papierfabrik in der Region St. Etienne und organisierte Verstecke für jüdische Kinder.

Ein entfernter Cousin des Rabbiners, Isaac Schneerson (1881 – 1969) gründete 1943 in Grenoble das „Centre de Documentation Juive Contemporaine“, das 1945 nach Paris übersiedelte und dessen Forschungsabteilung Poliakov bis 1953 leitete. 1945/46 nahm er als Berater und Dolmetscher des französischen Delegationsleiters Edgar Faure am Nürnberger Prozess teil.

Ab 1977 erschien im Verlag Georg Heintz in Worms Poliakovs achtbändige Geschichte des Antisemitismus. Die Originalausgabe in sieben Bänden kam von 1955 bis 1983 im Verlag Calmann-Lévy in Paris heraus. Ins Deutsche übertragen wurde das Werk von dem evangelischen Theologen und Oberpfarrer von Schwäbisch-Hall Rudolf Pfisterer (1914 – 2005). Dieser hatte sich in vielen Publikationen mit dem christlich-jüdischen Dialog befasst und wurde 1963 mit dem Ehrendoktorat der Universität Paris ausgezeichnet.

Mit Joseph Wulf (1912 – 1974) gab Poliakov die Dokumentationen *Das Dritte Reich und seine Diener*, *Das Dritte Reich und seine Denker* und *Das Dritte Reich und die Juden* heraus. 1992 erschien sein Buch Vom Antizionismus zum Antisemitismus mit einem Vorwort von Detlev Claussen.

1989 wurde Poliakov als Ritter der französischen Ehrenlegion ausgezeichnet. – Mit den Erinnerungen dieses großen Historikers hat die Edition Tiamat den deutschsprachigen Lesern ein wichtiges Kapitel französischer Zeitgeschichte nahegebracht. Die Übersetzung wurde von der Fondation pour la Mémoire de la Shoah in Paris gefördert.

E.A.

Léon Poliakov: St. Petersburg – Berlin – Paris. Mémoires eines Davongekommenen. Mit einem Vorwort von Annette Wieviorka. Aus dem Französischen von Jonas Empen, Jasper Stabenow und Alexander Carstiuc. Hg. und mit einem Nachwort von Alexander Carstiuc. Berlin: Edition Tiamat 2019. 287 S. € 24,-

Eine Festschrift für Albert Lichtblau

Albert Lichtblau ist Professor für Zeitgeschichte und stellvertretender Leiter des Zentrums für Jüdische Kulturgeschichte der Universität Salzburg. Er studierte in Wien und war bis 1989 unter Herbert A. Strauss Mitarbeiter des Zentrums für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin. 1993 publizierte er mit Michael John das Standardwerk *Schmelztiegel Wien – einst und jetzt*. Bis 2003 sammelte Lichtblau als Mitarbeiter des Instituts für jüdische Geschichte in St. Pölten in Zusammenarbeit mit dem Leo Baeck Instituts New York jüdische Erinnerungen. Aus diesem Bestand gab er 1999 im Böhlau Verlag das Buch *Als hätten wir dazugehört. Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten aus der Habsburgermonarchie* heraus. 2006 war Lichtblau einer der Autoren des vom St. Pöltner Institut im Rahmen der Buchreihe *Österreichische Geschichte* im Ueberreuter Verlag

herausgegebenen Bandes *Geschichte der Juden in Österreich*. Sein Kapitel über die Zeit von 1848 bis zur Gegenwart enthält auch einen Abschnitt zur Kultur- und Literaturgeschichte.

Im Rahmen der von Steven Spielberg gegründeten Shoah Foundation führte Lichtblau auch zahlreiche Interviews, unter anderen mit Erich Lessing und Simon Wiesenthal.

Anlässlich seiner Emeritierung erhielt Lichtblau nun eine beeindruckende Festschrift, die nicht weniger als 44 Beiträge enthält. Von Karl Müller von der Universität Salzburg kam der Aufsatz *Über die Zumutungen der Welt und Augenblicke des Glücks. Zu einem Aspekt der Lyrik Theodor Kramers (1897 – 1958)*. Die persönlichste Erinnerung stammt von den beiden Töchtern des Jubilars, Katharina Fest-Lichtblau und Theresa Saxl-Lichtblau. Zahlreiche Kollegen

und Kolleginnen, Studenten und Studentinnen blicken im Abschnitt *Exkursionen mit Albert Lichtblau von A bis Z* zurück auf Reisen in die USA, nach Israel und Afrika.

Im Vorwort schreibt der Rektor der Universität Salzburg Heinrich Schmidinger, Lichtblau habe „mit seinen umfangreichen Aktivitäten in Forschung und Lehre und seinen wissenschaftlichen Spezialgebieten wesentlich zur Profilbildung des Fachbereichs *Geschichte* beigetragen.“ **E.A.**

Regina Thumser-Wöhs, Martina Gugglberger, Birgit Kirchmayr, Grazia Prontera, Thomas Spielbühler (Hg.): Außerordentliches. Festschrift für Albert Lichtblau. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2019. 512 S. € 78,-

„Landjuden“ in der Buckligen Welt

Die Geschichte der sogenannten Landjuden ist in Österreich bisher vielfach unbeachtet und unerforscht geblieben. Umso erfreulicher, dass mit dem Sammelband *Eine versunkene Welt* das frühere jüdische Leben in der Region Bucklige Welt – Wechselland im südlichen Niederösterreich in einer Anschaulichkeit rekonstruiert wird, der durchaus eine Vorbildwirkung zukommen kann. In mehrjähriger Arbeit wurden für alle Orte, in denen Jüdinnen und Juden lebten, deren Lebensumstände erhoben und bis zur Beraubung, Vertreibung und Ermordung nachverfolgt.

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ermöglichte die spät gewährte Niederlassungsfreiheit Juden eine Zuwanderung, die vorwiegend aus den jüdischen Gemeinden des deutschsprachigen Westungarn erfolgte. Die Bucklige Welt war zwischen den Sprengeln der Kultusgemeinden von Wiener Neustadt und Neunkirchen aufgeteilt; dem lokalen religiösen Leben dienten zwei Synagogen in Erlach und Krumbach. Die soziale Bandbreite reichte von Hausierern bis zu Industriellen. Der am häufigsten ausgeübte Beruf war der eines Gemischtwarenhändlers. Auffallend ist, dass jüdische Männer um die Integration in die örtlichen Gesellschaften vor allem durch aktives Engagement in der Freiwilligen Feuerwehr bemüht waren. Temporäre jüdische Präsenz in der Region gab es auch durch Sommerfrische und Wintersport, besonders in Mönichkirchen am Wechsel.

Über insgesamt 26 Orte werden die Geschichten in separaten Abschnitten von 21 AutorInnen abgehandelt und durch einzigartige historische Bildquellen bereichert.

In einem Schlusskapitel wird auf die aktuelle Flüchtlingssituation und die Unterbringung der

betroffenen Menschen in der Buckligen Welt seit den 1980er Jahren eingegangen.

Besonders bewegend und gut dokumentiert ist das Schicksal mehrerer Generationen der Familie Winkler aus Hochwolkersdorf. Martha Winkler führte über ihre Flucht, auf der sie unfreiwillig bis nach Mauritius gelangte, ein Tagebuch. Eine befreundete Familie in Hochwolkersdorf machte den Winklers Mut zur Wiederbegegnung. Auch offizielle Erinnerungsgesten wie eine Gedenktafel trugen dazu bei, neue Brücken über die alten Abgründe zu errichten, wenngleich das eher Ausnahmen blieben: Auf welche Widerstände und Anfeindungen eine Gedenktafel für die Kaufmannsfamilie Daniel noch im Jahr 1990 stieß, zeigt der Beitrag über Kirchberg am Wechsel.

In Kirschschlag in der Buckligen Welt prägten die beiden Kaufmannsfamilien Riegler und Hönigsberg mehr als sieben Jahrzehnte lang das jüdische Leben. Oskar Hönigsberg hat 1946 als Überlebender in einem Brief nach Kirschschlag das ausgedrückt, was damals wohl alle empfunden haben werden, deren Lebensgrundlage in der Region nach 1938 für künftige Zeiten zerstört und eine Rückkehr verunmöglicht wurde: ... *ich glaube, Ihr könnt diese Schandtaten gar nicht so erfassen wie wir vom Auslande aus. Dabei habe ich die Urheber, Verantwortlichen und Mitverantwortlichen dieser Scheußlichkeiten immer vor Augen, so wie in Kirschschlag ein L[...], S[...], P[...], K[...], und Konsorten, glaube mir, man kann darüber nicht so leicht hinwegkommen.* (S.143) Befremdend an dem Sammelband wirkt der Umstand, dass an mehreren Stellen des Buches die Täternamen anonymisiert wurden.

Als die Nationalsozialisten noch die Vertreibung forcierten, wurde 1939 am Hammerhof bei Otterthal ein Lager der Jugend-Alijah

eingerrichtet, in dem jüdische Jugendliche auf ihre Ausreise nach Palästina vorbereitet wurden.

Vor allem Erlach war ein Zentrum wirtschaftlicher Tätigkeit im Bereich der Textilindustrie: Leopold Abeles, Heinrich Chaimowicz und Samuel Wolf betätigten sich als Unternehmer. Die Familien des Weingroßhändlers Simon Hacker, des Kaufmannes Max Hacker und des Fleischhauers Max Brückner trugen vor Ort das jüdische Gemeindeleben. Heute erinnert im Kulturzentrum Hackerhaus in Bad Erlach die Ausstellung „Mit ohne Juden“ an das zerstörte jüdische Leben der Region.

In Trattenbach errichtete der Textilindustrielle Isidor Mautner eine Weberei. Dessen Sohn Stephan (ein Bruder des Volksliedforschers Konrad Mautner) fühlte sich der Gegend und ihren Bewohnern emotional besonders verbunden, widmete sich der Malerei und veröffentlichte auch ein Buch über Trattenbach. 1939 flüchtete er nach Ungarn, 1944 wurde er in Auschwitz ermordet.

In Wiesmath war die Gemeinde Nutznießer geraubter jüdischer Vermögenswerte. Das hinderte den Gemeinderat nicht, in der Zweiten Republik einen vorgeschlagenen Vergleich abzulehnen und gegen die „Juden Jaul und Reininger“ (so die Diktion im Gemeinderatsprotokoll) zu prozessieren. Es fügte sich in dieses Sittenbild, dass der letztlich zu entrichtende Restitutionsbetrag als „von den Juden verursachte Kosten“ dargestellt wurde, der das Gemeindebudget belastete.

In Pitten wurde der Sommerwohnsitz der Familie Weiss von der NSDAP-Ortsgruppe in Beschlag genommen. Anhand der Fluchtodyssee der Familienmitglieder wird auch auf deren kulturelles und politisches Engagement im kolumbianischen Exil eingegangen.

1938 lebten in der Region Bucklige Welt – Wechselland 130 Jüdinnen und Juden, die in

den Kultusgemeinden registriert waren; fast die Hälfte davon wurde in der Shoa ermordet – Überlebende wurden in Fluchtländer über die ganze Welt verstreut.

Nach der Befreiung kehrte von den Überlebenden fast niemand in die früheren Wohnorte zurück; vereinzelt wurden aber Verbindungen zu jenen Menschen wieder aufgenommen, die sich 1938 von ihren verfolgten Nachbarn nicht abgewendet haben – solche seltenen Freundschaften werden in den Familien auch von nachkommenden Generationen weitergeführt.

Die Berichte über gutes Zusammenleben und die Integration in den dörflichen Alltag können nur einen oberflächlichen Eindruck abbilden. Der Anspruch der Dorfgemeinschaft, „miteinander auskommen zu müssen“, wirkte vor 1938 auf die Entladung antisemitischer Ressentiments durch offene Aggressionsakte bremsend. Die NS-Machtergreifung brach alle Hemmungen. Das Gefühl, von der Nachbarschaft ausgeschlossen, allein gelassen, angefeindet und verfolgt zu werden, erzeugte einen nachhaltigen Bruch. Vor diesem Hintergrund war nach 1945 eine Rückkehr in die Tätergesellschaft lediglich dort

erträglich, wo man in der Anonymität der Großstadt weiterleben konnte. An das jüdische Leben am Land können aber nur noch Bücher wie *Eine versunkene Welt* erinnern, die den vertriebenen und ermordeten Menschen der Buckligen Welt und des Weichsellandes Namen und Gesichter geben.

Heimo Gruber

Johann Hagenhofer, Gert Dressel, Werner Sulzgruber: Eine versunkene Welt. Jüdisches Leben in der Region Bucklige Welt – Weichselland. Berndorf: Kral-Verlag 2019. 288 S. € 29,90

„Arbeitsscheu und moralisch verkommen“

Auslöser für eine genauere Auseinandersetzung mit der Geschichte von als „asozial“ stigmatisierten Frauen war für die Politikwissenschaftlerinnen Helga Amesberger, Brigitte Halbmayr und Elke Rajal vom Institut für Konfliktforschung in Wien eine im Jahr 2015 am Jüdischen Institut für Erwachsenenbildung gezeigte Wanderausstellung zum „Jugendschutzlager“ Uckermark. Dort wurden während des Nationalsozialismus vor allem als „asozial“ kategorisierte junge Frauen interniert, während erwachsene „Asoziale“ im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück gefangen waren. In den beiden Lagern gab es auch 176 Österreicherinnen.

Eine Grundlage für die Untersuchung war die am Institut für Konfliktforschung erstellte Studie „Namentliche Erfassung der ehemals inhaftierten Österreicherinnen in Ravensbrück inklusive seiner Nebenlager und dem KZ Uckermark“. ¹ Weiters erforschten die AutorInnen auch die Geschichten jener Frauen, die in Zwangseinrichtungen wie in Arbeitsanstalten, Psychiatrie, Arbeitserziehungslager und Erziehungsheimen landeten. Analysiert wurden dabei individuelle Verfolgungsverläufe der Frauen und Mädchen anhand konkreter „Fallbeispiele“, aber insbesondere das Agieren der Behörden und Einrichtungen im Kontext des nationalsozialistischen Terrors.

Themenschwerpunkte der Studie sind:

- die Einrichtungen für Frauen in der „Asozialen“-Verfolgung in Österreich, insbesondere in den Gauen Wien und Niederdonau;
- „Asoziale Frauen“ in den Konzentrationslagern Ravensbrück und Uckermark;
- Kontinuitäten und der Umgang mit den Opfern in der Nachkriegszeit.

In einem Merkblatt aus Wien mit dem Titel „Wer ist asozial?“ vom Dezember 1940 heißt es:

1. wer infolge verbrecherischer, staatsfeindlicher und querulatorischer Neigungen fortgesetzt mit dem Strafgesetz, der Polizei und anderen Behörden in Konflikt gerät – oder

2. arbeitsscheu ist [...]

3. wer den Unterhalt für sich und seine Familie laufend den Wohlfahrtseinrichtungen des Staates, der Gemeinde oder der Partei (auch N.S.V. oder W.H.W.) aufzubürden versucht.

4. wer unwirtschaftlich und hemmungslos ist, wem es an eigenem Verantwortungsbewusstsein fehlt, wer kein geordnetes Familienleben und keinen ordentlichen Haushalt zu führen und seine Kinder nicht zu brauchbaren Volksgenossen zu erziehen vermag.

5. Trinker [...], Strassendirnen [...] Zuhälter.

Die asoziale (gemeinschaftsunfähige) Familie hat sehr häufig eine hohe Kinderzahl. Diese Kinder sind oft ein buntes Durcheinander unehelicher, vorehelicher, außerehelicher und ehelicher Abkunft. [...]

Diese Beschreibung macht bereits deutlich, wie sehr der Begriff der „Asozialität“ nicht nur mit bestimmten Ordnungsvorstellungen, sondern auch mit geschlechterspezifischen Vorstellungen von Frauen, Männern und Familien verbunden war. Während in der Verfolgung von Juden und Jüdinnen, Sinti und Roma sog. „Fremdrassige“ „ausgemerzt“ werden sollten, handelte es sich bei den sog. „Asozialen“ meist um Angehörige der „Volksgemeinschaft“ – es ging dabei also um den „Feind im Inneren“. ³

Bekämpft wurden mit dieser Kategorisierung u.a. widerspenstige Arme, Unangepasste, Verwahrloste, AlkoholikerInnen, Kleinkriminelle, Geschlechtskranke, Homosexuelle und Prostituierte, wobei gegenüber den Beschuldigten oft mehrere Vorwürfe zugleich formuliert wurden. Dies beschrieb Angela H. Mayer, eine Pionierin in der Erforschung der Geschichte des Frauenstrafvollzugs und „asozialer“ Frauen in Österreich, bereits in den 1980er Jahren am Beispiel des Umgangs mit lesbischen Frauen. ⁴ Einen „liderlichen Lebenswandel“, „sexuelle Triebhaftigkeit“, „sittliche Gefährdung“ sowie ein „hemmungsloser Fortpflanzungstrieb“ waren Vorwürfe, die insbesondere Frauen trafen.

Ein Österreichspezifikum war die Schaffung sog. „Asozialen-Kommissionen“. Deren Aufgabe war die Ausfindigmachung und Internierung von „Asozialen“ in geschlossenen Einrichtungen. Dabei arbeiteten Gesundheitsamt, Wohlfahrtsamt und Einrichtungen der NS-Wohlfahrt, die Gemeinde, das Arbeitsamt, Kriminalpolizei und GESTAPO eng zusammen. Im Jahr 1941 wurden von der „Asozialenkommission“ allein in Wien 779 Anträge auf Einweisung gestellt. 83 davon betrafen

Frauen. Zwischen April 42 bis März 43 waren es bereits 138 Frauen. Bei 119 war der Einweisungsgrund „Geheimprostitution“, in 115 Fällen „Arbeitsscheu“. Weitere Vorwürfe waren „Vagabondage“, „Verwahrlosung“, „Bettelei“, „Trunksucht“. Die meisten Frauen waren arm, zwischen 18 und 30 Jahren alt, ledig und gaben als häufigste Berufe „Hilfsarbeiterin“ oder „Dienstmädchen“ an.

Die Frauen kamen u.a. mit einer (unterstellten) psychiatrischen Diagnose nach Steinhof, wo neben der Psychiatrischen Klinik und der „Wiener Städtischen Jugendfürsorgeanstalt Am Spiegelgrund“ auch eine „Arbeitsanstalt für Frauen“ existierte. Außerdem gab es in Klosterneuburg bei Wien eine „Heil- und Arbeitsanstalt“ für Frauen, die bereits auf ein in der Habsburgermonarchie von katholischen Frauen errichtetes und von Ordensfrauen geführtes Heim für „gefallene“ und geschlechtskranke Mädchen zurückging. ⁵ Weitere Einweisungsorte für die Frauen und Mädchen waren die „Gau-erziehungsanstalt“ Gleink in Oberösterreich, zuvor ein „Seraphisches Liebeswerk“ ⁶ – und eine „Zwangs- und Besserungsanstalt“ für Frauen in Znaim. In den Anstalten herrschten Zwang, Gewalt und totale Kontrolle. Jene Frauen, die als „Asoziale“ ins KZ kamen hatten dort eine, wie die Autorinnen feststellten, im Vergleich zur Gesamtgruppe deutlich höhere Todesrate.

Und jene Frauen und Mädchen, die den Krieg überlebten, wurden in der Nachkriegszeit nicht selten in den gleichen Institutionen wiederum als „lügnerisch“, „psychopathisch“, „arbeits-scheu“ und „kriminell“ bezeichnet und ihre Bemühungen um eine „Entschädigung“ mit dem Vokabular aus der NS-Zeit abgeschmettert. Nur sehr wenige Frauen nahmen daher den Kampf mit den Behörden auf und beantragten einen Opferausweis, der Voraussetzung für den Erhalt einer Haftentschädigung und einer Opfer- bzw. Unterhaltsrente war. Die Autorinnen fanden nur 27 Anträge von als „asozial“ verfolgten Frauen. Bis zum Jahr 2005 waren als „asozial“ verfolgte Personen von den Leistungen der Opferfürsorge ausgeschlossen.

Elisabeth Malleier

Helga Amesberger, Brigitte Halbmayr, Elke Rajal: „Arbeitsscheu und moralisch verkommen“. Die Verfolgung von Frauen als „Asozial“ im Nationalsozialismus. Wien: Mandelbaum 2019. 378 S. € 29,-

Anmerkungen

- 1 Die Datenbank enthält die Namen von 2.450 weiblichen und 300 männlichen Inhaftierten und ist abrufbar unter: <http://www.ravensbrueckerinnen.at>
- 2 [Hervorhebungen i. O.], hier S. 372.

3 Sehr anschaulich beschreibt den „Kampf gegen den Feind im Inneren“ am Beispiel des faschistischen Italien: Peloso, Paolo F.: Psychiatrie und Faschismus in Italien. „Follia Antifascista“ und der „Krieg im Inneren“. In: E. Malleier, M. Messner: Agnes, Ida, Max und die anderen. NS-„Euthanasie“ und Südtirol. Meran 2018, S. 31-42.

4 Angela H. Mayer: „Unglückselige sinnliche Freundschaften“ und „gleichgeschlechtliche Umtriebe“. In: An.schläge 1988, Heft 10, S. 13-15. Dies.: „Asoziale Elemente und jüdisches Blut“. In: [sic!] Forum für Feministische Gangarten. Wien 1993/0, S. 12f. und [sic!], 1994/3, S. 10f. Dies.: „Schwachsinn höheren Grades“. Zur Verfolgung lesbischer Frauen in Österreich während der NS-Zeit. In: B. Jellonek, R. Lautmann (Hg.):

Nationalsozialistischer Terror gegen Homosexuelle. Verdrängt und ungesühnt. Paderborn 2002, S. 83-93. Zu den in Wien nach dem „Anschluss“ nach § 129Ib („Unzucht zwischen Personen gleichen Geschlechts“) angezeigten Frauen siehe: Claudia Schoppmann: Verbotene Verhältnisse. Frauenliebe 1938-1945. Berlin 1999.

5 Siehe u.a.: K.J. Jusek: Auf der Suche nach der Verlorenen. Die Prostitutionsdebatten im Wien der Jahrhundertwende. Wien 1994.

6 Zu den Einrichtungen früher katholischer und liberaler Kinderschutzvereine siehe: E. Malleier: „Kinderschutz“ und „Kinderrettung“. Vereine zum Schutz misshandelter Kinder im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Innsbruck u.a. 2014.

Kanon im Exil

Caroline Jessen hat sich bis 2011 im Rahmen eines Promotionsstipendiums am Franz Rosenzweig Minerva Forschungszentrum der Hebräischen Universität mit Büchersammlungen deutsch-jüdischer Einwanderer in Israel befasst. Sie publizierte darüber auch 2013 im Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte.

Ihre These im Buch *Kanon im Exil* lautet, dass der deutsche Kanon nach der Emigration vielfach präsent blieb, „als Weltliteratur“. In der Einleitung formuliert sie allerdings ein trauriges Fazit: Für „die meisten Bücher aus Emigranten-sammlungen“ gibt es in Israel „keinen Ort und keine Leser mehr“.

Jessens Buch beschreibt die „Lesebiografien“ von fünf Autoren:

– Paul Mühsam (1876 – 1960), Rechtsanwalt in Görlitz, über den Jessen auch im *Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur* (2. Auflage 2012) einen Beitrag schrieb;

– Josef Kastein (1890 – 1946), Rechtsanwalt in Bremen, ab 1927 Schriftsteller in Ascona;

– Schalom Ben-Chorin (1913 – 1999), Religionswissenschaftler und Journalist aus München, hieß bis 1937 Fritz Rosenthal; seine Bibliothek befindet sich heute im Münchner Stadtarchiv.

– Werner Kraft (1896 – 1991), Bibliothekar in Hannover, Literaturwissenschaftler und Schriftsteller. Für dieses Kapitel hat Jessen Krafts Korrespondenz mit Hans Paeschke (1911 – 1991), dem langjährigen Chefredakteur der Zeitschrift *Merkur*, die in Marbach archiviert ist, eingesehen. Paeschke, der von 1939 bis 1944 Chefredakteur der Zeitschrift *Die Neue Rundschau* war,

wollte von Kraft 1971 ein „Wort über Israel“ und fragte: „Warum schweigen Sie über diese Frage so beharrlich?“ Er verstand nicht, dass Kraft sich als *deutscher* Dichter sah und kein politischer Publizist sein wollte. 1961 hatte Kraft an Paeschke geschrieben, dass er Gertrud Kolmar „bei aller Ehrfurcht vor dem Unglück nicht für eine große Dichterin“ halte und „von Nelly Sachs halte ich gar nichts“. Zu Krafts Ehrenrettung sei jedoch erwähnt, dass er später in dem Buch *Wahrheitsfezzen. Aufzeichnungen 1894-1987* diese harschen Urteile zurücknahm, worauf auch Jessen hinweist.

– Ernst Loewy (1920 – 2002), Bibliothekar, Exilforscher und 1984 erster Vorsitzender der Gesellschaft für Exilforschung e.V., Vater des Direktors des Jüdischen Museums Hohenems und des 2012 verstorbenen Filmhistorikers Ronny Loewy.

Ernst Loewy fand in Palästina in dem späteren DDR-Dichter Louis Fürnberg einen Mentor. Seinen Aufsatz „Thomas Mann und das deutsche Bürgertum“ publizierte er 1947 in Willy Verkaufs Zeitschrift *Erbe und Zukunft* und als Sonderdruck; allerdings erschien der Text irrtümlich unter dem Namen Paul Loewy. Seine Pläne, in den fünfziger Jahren in die DDR zu gehen, scheiterten. 1957 ging die Familie nach Frankfurt am Main; Loewy wurde wegen seiner Hebräischkenntnisse, aber ohne fachliche Ausbildung Leiter der Judaica-Abteilung der Universitätsbibliothek. Er fühlte sich irgendwie missbraucht und als „Berufsjude“. Jessen zitiert auch einen Brief an Anneliese Lerski, in dem

er schreibt: „Und hier muss ich schließlich als ‚Fachmann‘ für die Dinge herhalten, mit denen ich mich freiwillig kaum je beschäftigt und für die ich nie sonderliches Interesse aufgebracht habe.“

Kanon im Exil ist die gekürzte Fassung von Jessens Dissertation, die sie 2015 an der Universität Bonn, betreut von Jürgen Fohrmann, einreichte. Zweitbetreuer war Joachim Schlör.

Jessen hat eine literatur- und kulturgeschichtlich detailreich und genau recherchierte Studie vorgelegt, in der man an manchen Stellen allerdings historische Kontextualisierungen vermisst. Der Personenindex ist leider nicht vollständig.

Von 2011 bis 2019 war Jessen Mitarbeiterin am Deutschen Literaturarchiv in Marbach, wo sie das Projekt „Traces of German-Jewish History“ in Israel koordinierte. Ihr zweites Projekt in Marbach betraf Autorenbibliotheken. Ein Ergebnis dieses Projekts ist ihr Buch *Der Sammler Karl Wolfskehl*, das 2018 im Suhrkamp Verlag erschien.

Seit 2019 leitet Caroline Jessen am Lehrstuhl für Deutsch-jüdische Literatur- und Kulturgeschichte, Exil und Migration von Kerstin Schoor an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder die Chiellino-Forschungsstelle für Literatur und Migration.

E.A.

Caroline Jessen: *Kanon im Exil. Lektüren deutsch-jüdischer Emigranten in Palästina/Israel*. Göttingen: Wallstein 2019. 398 S. € 42,-

Das Gästebuch von Magnus Hirschfeld

Magnus Hirschfeld (1868 – 1935) wuchs in Kolberg in Pommern auf. Sein Vater, der Arzt Hermann Hirschfeld, war Stadtverordneter und Vorsitzender der jüdischen Gemeinde. Die Stadt errichtete ihm ein Denkmal, das 1933 zerstört wurde.

Hirschfeld studierte Medizin und arbeitete als Facharzt für Nervenkrankheiten. Mithilfe seiner Familie gründete er 1919 in Berlin das Institut

für Sexualwissenschaft, das vier internationale Tagungen in Berlin, Kopenhagen, London und Wien organisierte. Er gab die *Zeitschrift für Sexualwissenschaft* heraus; mit zwei redaktionellen Mitarbeitern, Friedrich Samuel Krauss aus Wien und Hermann Rohleder aus Leipzig. Eine seiner Hauptthesen war, dass Homosexualität keine Krankheit ist.

Im Mai 1933 wurde das Institut von den Nationalsozialisten geplündert, seine Bücher wurden verbrannt. Hirschfeld befand sich auf einer Weltreise und kehrte nicht mehr nach Berlin zurück. Im Mai 1934 sprach Hirschfeld neben Egon Erwin Kisch und Alfred Kerr bei der Eröffnung der Pariser Freiheitsbibliothek.

Hirschfelds Schwester war die heute vergessene feministische Schriftstellerin Franziska Mann, die 1927 verstarb.

Das Gästebuch hat 155 Seiten; es enthält Einträge von 260 Personen aus den Jahren 1933 bis 1935, zahlreiche eingeklebte Fotos und Zeitungsausschnitte. Es wurde vollständig faksimiliert und transkribiert. Der Anhang enthält Kurzbiographien der identifizierten Personen. Unter ihnen sind hervorzuheben: Schalom Asch, Marc und Bella Chagall, Alfred Döblin, Valentin Gelber, André Gide, Emma Goldman, Claire und Iwan Goll, Walter Hasenclever, Alfred Kantorowicz, Alfred Kerr, Egon Erwin Kisch,

Rudolf Leonhard, Walter Mehring und Salman Schne'ur.

Seit 1985 befindet sich das Gästebuch im Deutschen Literaturarchiv in Marbach, wohin es auf abenteuerlichen Wegen kam. Nach Hirschfelds Tod blieb es bei Karl Giese, einem seiner Lebensgefährten, der sich im März 1938 in Brünn das Leben nahm. Giese hinterließ seinen Besitz dem Rechtsanwalt Karl Fein, der 1941 nach Lodz deportiert wurde, wo er 1942 starb. Das Buch landete im Altwarenhandel und wurde von Milena Baumgarten nach Marbach verkauft.

Über Hirschfeld publizierte Ralf Dose im Verlag Hentrich & Hentrich auch eine jüdische

Miniatur. 2004 erschienen die Vorträge einer Tagung über Hirschfeld in einem von Elke-Vera Kotowski und Julius H. Schoeps herausgegebenen Sammelband. Marita Keilson-Lauritz hat bereits dort und im Jahrbuch *Zwischenwelt* 12 (2011) *Subjekt des Erinnerns* über die Arbeiten an der Edition des Gästebuchs berichtet.

E.A.

Hans Bergemann, Ralf Dose, Marita Keilson-Lauritz unter Mitarbeit von Kevin Dubout (Hg.): Magnus Hirschfelds Exil-Gästebuch. Berlin, Leipzig: Hentrich & Hentrich 2019. 240 S. € 29,90

Buchzugänge

Sylvia Asmus, Doerte Bischoff, Burcu Dagramaci (Hg.): *Archive und Museen des Exils*. Berlin, Boston: Walter de Gruyter 2019. 344 S. (Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch. 37).

Wieder einmal etwas befremdend: „Exil“ wird als ein lediglich Deutschland betreffendes Phänomen verstanden. Löbliche Ausnahme ein Beitrag über Archivalien von UngarInnen im Exil in den Vera and Donald Blinks Open Society Archives der Central European University in Budapest, wo u.a. das Netz von nahezu 1.900 im Juni 1944 mit dem gelben Davidstern gekennzeichneten Häusern in Budapest und die Flucht von ca. 200.000 UngarInnen nach Westeuropa 1956/57 dokumentiert sind. Allerdings geht Csaba Szilagyis Beitrag nicht aufs ungarische Exil und aufs Exil in Ungarn vor 1945 ein. Über das u.a. von Herta Müller geforderte „Museum des Exils“ berichten Christoph Stölzl und Cornelia Vossen. Das Museum soll nun in privater (will heißen: nicht-staatlicher) Initiative in Berlin verwirklicht werden. Wie bitter Not eine solche Einrichtung in einer anderen Hauptstadt des Exils, nämlich in Wien, täte, muß immer wieder erwähnt werden. Selber kann ich es nicht mehr anpacken, es überstiege meine Kräfte. – K.K.

Françoise Bouyard: *Les Bûcherons de Cazaux-Debat. Des Autrichiens dans la Résistance 1934-1945*. Préface de Pierre Daix. Paris: Éditions Tirésias 2013. 173 S.

Jean Cayrol: *Schattenalarm (1944-1945)*. Mit dem Essay *Lazarenische Träume*. Hg. und (aus dem Französischen) übersetzt von Ulrike Julika Betz. Wien, Hamburg: new academic press 2019. 113 S. € 19,90

Siehe dazu den Beitrag von Christian Angerer und Andreas Kranebitter in diesem Heft!

Paul Celan: 28 Gedichte/28 pesmi. Prevedel/ins Slowenische übertragen von Jože Strutz. Klagenfurt/Celovec: Edition Rapial edicija 2020. 78 S.

Mit einer „Studie zu Paul Celans Poesie aus Anlass seines 100. Geburtstages“ von Jože Strutz (Slowenisch/Deutsch).

Karl Flanner: *Zeuge der Zeit. Die Geschichte meines Lebens*. Wiener Neustadt: Verein Alltag 2012. 276 S.

Karl Flanner: *Erlebt und gereimt. Kerker, Gesellschaft, Natur und Menschen im Gedicht*. Wiener Neustadt: Verein Alltag Verlag 2009 (2004). 77 S.

Hans Haider: *Der Bissige Bleistift*. Erich Gold – Goltz – Peters. Karikaturen in Berlin, Wien, New York. Berlin: Christian A. Bachmann Verlag 2019. 223 S. € 25,-

Ergebnisse einer großen Spurensuche. Der sich zuletzt Eric Peters nennende Künstler sagt von sich: „Geboren in Wien, als die Donau noch blau und nicht rot war. Konnte sich nie recht entscheiden, was er werden sollte, und wurde nacheinander Bildhauer, Maler, Schifahrer, Boxer, Bühnenbildner, Architekt, Verleger und in seiner knappen Zeit auch Violonist. Adolf Hitler erleichterte ihm schließlich die Entscheidung und er wurde ein Anti-Nazi-Zeichner und -Karikaturist, bis dann Dr. Goebbels seine Zeichnungen nachdruckte und Artikel gegen ihn schrieb (wobei er lebenslang vergaß, für die Nachdrucke zu bezahlen). Der nächste Schritt war einer hinaus aus der Reichweite von Hitlers Wut, er fuhr Ski über die Alpen in die Schweiz...“

Wilfried Ihrig: *Moderne österreichische Literatur*. Berlin: Epubli 2019. 230 S.

Mit Beiträgen über Walter Serner, Robert Gilbert, Heinrich Nowak und – überraschend in diesem Kontext – Leopold Langhammer. Dieser, jahrzehntelang in der Wiener Volksbildung tätig und in der NS-Zeit 1938/39 im KZ Buchenwald interniert, widmete eine Vielzahl seiner Gedichte den Heimat- und Obdachlosen, ohne deren Leben zu romantisieren. Manches gemahnt an Theodor Kramer, auch an Hugo Sonnenscheins Vagabunden-Poesie. Interessant, was Ihrig über Konrad Bayer ausführt, dem er mehrere Studien gewidmet hat.

Barbara Kintaert: *Die Odyssee von Oswald Adler (1929 – 1945)*. Theaterstück für

Schülerinnen und Schüler in drei Sprachen. Wien: Prasens 2019, 219 S. € 19,90

Alles in drei Sprachen – Deutsch, Italienisch, Polnisch, und mit vielen Faksimiles von Dokumenten. Näheres in ZW Nr. 3/2020!

Herbert Lackner: *Als die Nacht sich senkte. Europas Dichter und Denker zwischen den Kriegen – am Vorabend von Faschismus und NS-Barbarei*. Wien: Ueberreuter 2019. 224 S. € 22,95

Herbert Lackner, der langjährige Chefredakteur des „profil“, hat in diesem gut lesbaren Buch die Mentalitätsgeschichte der Zwischenkriegszeit in großen Linien beschrieben und dafür vor allem die Lebensläufe von Franz Werfel, Stefan Zweig, Arthur Schnitzler, Joseph Roth, Robert Musil, Albert Einstein und Alma Mahler näher betrachtet.

Marjorie Perloff: *Ironie am Abgrund. Die Moderne im Schatten des Habsburgerreiches: Karl Kraus, Joseph Roth, Robert Musil, Elias Canetti, Paul Celan und Ludwig Wittgenstein*. Wien, Hamburg: Edition Konturen 2019. 192 S. € 29,90

Die Literaturwissenschaftlerin Marjorie Perloff wurde 1931 in Wien als Gabriele Mintz als Tochter des Rechtsanwalts Max Mintz und der Ökonomin Ilse Schüller-Mintz geboren. Sie lehrte an der Stanford University und der University of Southern California. 2013 erschien ihre Autobiographie „Wien: America. Paradoxien einer Emigration“.

Jérôme Segal: *Wie ein roter Faden. Eine Familie in den Katastrophen des 20. Jahrhunderts*. Aus dem Französischen von Susanne Petersen. Wien, Hamburg: Edition Konturen 2019. 184 S. ? 26,80

Schriftenreihe „Frauen und Exil“. Hg. von Inge Hansen-Schaberg. München: edition text+kritik.

Band 1: „Bretterwelten“. Frauen auf, vor und hinter der Bühne. Hg. von Germaine Goetzinger, Inge Hansen-Schaberg. München 2008. 247 S.

Band 2: Die Vertreibung des Sozialen. Hg. von Adriane Feustel, Inge Hansen-Schaberg, Gabrielle Knapp. München 2009. 238 S.

Band 3: Politik – Parteiarbeit – Pazifismus in der Emigration. Frauen handeln. Hg. von Hiltrud Häntzschel, Inge Hansen-Schaberg. München 2010. 277 S.

Band 4: Alma Maters Töchter im Exil. Zur Vertreibung von Wissenschaftlerinnen und Akademikerinnen in der NS-Zeit. Hg. von Hiltrud Häntzschel, Inge Hansen-Schaberg. München 2011. 297 S.

Band 5: Entfernt. Frauen des Bauhauses während der NS-Zeit – Verfolgung und Exil. Hg. von Inge Hansen-Schaberg, Wolfgang Thöner, Adriane Feustel. München 2012. 354 S.

Band 6: Auf unsicherem Terrain. Briefeschreiben im Exil. Hg. von Hiltrud Häntzschel, Sylvia Asmus, Germaine Goetzinger, Inge Hansen-Schaberg. München 2013. 200 S.

Band 7: Das Ende des Exils? Briefe von Frauen nach 1945. Hg. von Irene Below, Inge Hansen-Schaberg, Maria Kublitz-Kramer. München 2014. 240 S.

Band 8: Flüchtige Geschichte und geistiges Erbe. Perspektiven der Frauenexilforschung. Hg. von Gabriele Knapp, Adriane Feustel und Inge Hansen-Schaberg. München 2015. 213 S.

Band 9: Kunst und Gesellschaft zwischen den Kulturen. Die Kunsthistorikerin Hanna Levy-Deinhard im Exil und ihre Aktualität heute. Hg. von Irene Below, Burcu Dogramaci. München 2016. 388 S.

Band 10: Fluchtorte – Erinnerungsorte. ?Sanary-sur-Mer, Les Milles, Marseille. Hg. von Irene Below, Hiltrud Häntzschel, Inge Hansen-Schaberg und Maria Kublitz-Kramer. München 2017. 260 S.

Die AG „Frauen im Exil“ in der Gesellschaft für Exilforschung e.V. hat sich mit ihrer 2008 begonnenen Schriftenreihe „Frauen und Exil“ das Ziel gesetzt, die Forschungslücken der Exilforschung aufzuzeigen, in der die Perspektive der Frauen- und Geschlechterforschung oftmals nach wie vor nicht oder nur als ein Teilaspekt berücksichtigt wird. Seither wurden in den jährlich erscheinenden Sammelbänden die Ergebnisse der Tagungen der AG „Frauen im Exil“ zu verschiedenen Aspekten weiblicher Lebenszusammenhänge im Kontext von Vertreibung und Exil dokumentiert. Die innerhalb der einzelnen Bände vertretenen Forscherinnen und Forscher sind international und kommen aus den verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen, was zur inhaltlichen, methodischen und auch theoretischen Vielfalt enorm beiträgt. Jeder Band wird mit einem Beitrag der HerausgeberInnen eingeleitet, ab Band 3 findet sich erfreulicherweise

auch ein Personenregister im Anhang. Viele der Aufsätze beschäftigen sich mit der Rekonstruktion von Biografien vertriebener Frauen, aber auch von Netzwerken im Exil; hier ist z.B. Band 3, „Politik – Parteiarbeit – Pazifismus in der Emigration. Frauen handeln“ besonders zu erwähnen, in dem die in der Exilforschung oftmals weniger beachteten politischen Aktivitäten von Frauen im Exil, etwa in der Volksfrontbewegung oder im italienischen Widerstand, näher beleuchtet werden. Zudem findet sich darin ein Beitrag von Hanna Papanek über die politische Arbeit ihrer Mutter Elly Kaiser sowie über Maria Leitner und ihre Reportagen aus Nazi-Deutschland. Oder auch Band 4 zur Vertreibung von Wissenschaftlerinnen und Akademikerinnen in der NS-Zeit, in dem unter anderen untersucht wird, welche Folgen die Vertreibung für die Universitäten und einzelnen Wissenschaftsdisziplinen sowie für die berufliche Emanzipation von Frauen hatte. Auch werden darin unterschiedliche Lebensverläufe im Exil dargestellt, das sowohl einen Neubeginn der wissenschaftlichen Karriere als auch deren Abbruch zur Folge haben konnte (vgl. Band 4, Einführung, S. 13).

Einen besonderen Zugang zur Erforschung der durch Verfolgung und Vertreibung bestimmten Leben zeigen die Bände 6 und 7, in denen private Korrespondenzen, das Briefeschreiben im Zentrum stehen. Denn, „wie Frauen und Männer die Emigration und sich in der Emigration erfahren, darüber geben Briefe unmittelbar Auskunft“, so die Herausgeberinnen des 6. Bandes. Aufschlussreich ist dabei unter anderem die Herausarbeitung geschlechtsspezifischer Unterschiede in der Korrespondenz des Ehepaars Charlotte und Paul Bondy, die sich sowohl auf inhaltlicher als auch formaler Ebene festmachen lassen, oder die unter dem Kapitel „Zerstörte Nähe“ eingeordnete Untersuchung der Korrespondenz der Zwillingsschwester Helga Michie und Ilse Aichinger, welche letztere im Gegensatz zu ihrer mit einem Kindertransport nach England geflüchteten Schwester die NS-Zeit in Wien verbringen musste. Band 7 bekräftigt mit der Untersuchung von Korrespondenzen nach 1945 die Feststellung, dass das Kriegsende nicht automatisch das Ende der Zeit im Exil bedeutete. Der letzte, 2017 erschienene Band entstand nach einer Studienfahrt der AG „Frauen im Exil“, auf der die in den Erinnerungen der Vertriebenen beschriebenen Flucht- und Erinnerungsorte Sanary-sur-Mer, Les Milles und Marseille besucht wurden. **CP**

Kurt F. Svatek: Die Nichtwiedergutmachung. Recherchen aus nicht wieder gut zu machenden Zeiten. Wien: Löcker 2019. 193 S. (edition pen. Bd. 134. Redaktion: Hemuth A. Niederle).

Jana Waldhör: Zeitspiegel. Eine Stimme des österreichischen Exils in Großbritannien 1939-1946. Wien, Hamburg: new academic press 2019. 388 S. (Österreichische Exilbibliothek im Literaturhaus Wien: Dokumente & Studien. Bd. 1. Hg. von Veronika Zwerger).

Eva Weissweiler: Das Echo deiner Frage. Dora und Walter Benjamin. Biographie einer Beziehung. Hamburg: Hoffmann und Campe 2020. 370 S.

Florian Wenninger, Jutta Fuchshuber (Hg.): Ich bin also nun ein anderer. Die jüdische Bevölkerung der Wieden 1938-1945. Wien: Bezirksvertretung Wieden o.J. 110 S. (Kann kostenlos über die Bezirksvorstehung bezogen werden).

Ungemein kompakte Information mit Beiträgen der HerausgeberInnen und von Mathias Kamleitner. Berührend das titelgebende Zitat Erwin Rennerts: „Ich habe öfter Alpträume. Ich bin nun ein anderer. Wie soll ich mich unverändert geben, wenn ich nicht einmal auf einer Parkbank sitzen darf.“

Karl Wimmer: Menschen, Bücher, Katastrophen. Erzählungen, Anmerkungen, Einsprüche. Graz: CLIO 2019. 191 S.

Zeitschriften

Europe. Revue littéraire mensuelle (Paris) 97 (2019), 1087/1088 (November-Dezember). Joseph Roth. Adalbert Stifter. 365 S.

Das Jüdische Echo. Europäisches Forum für Kultur und Politik. Vol. 68. 2019/20 5780. Wien: Falter Verlagsgesellschaft (Vertrieb) 2019. 152 S.

Mit dem Schwerpunkt „Starke Frauenstimmen“ mit Beiträgen u.a. von Susanne Scholl, Ruth Wodak, Anna Goldenberg, Helene Maimann (über Ruth von Mayenburg), Alexia Weiss (über Therese Schlesinger), Christine Kanzler (über Frauen im Widerstand), Brigitte Ungar-Klein (über HelferInnen für sogenannte jüdische U-Boote in Wien), Renate Welsh (über Dorothea Neff und Lilli Wolf), Irene Suchy (über Elsa Bienenfeld), Erhard Stackl (über das Flüchtlingschiff St. Louis, über das auch Berthold Viertel ein Gedicht geschrieben). „Unterwegs zur Gleichberechtigung“ heißt ein Unterkapitel, wozu das chinesische Sprichwort einfällt: „Von zehn Schritten eines Weges sind neun erst die Hälfte.“

Ernst Krenek und ein Haus in Kalifornien

Die Musikwissenschaftlerin Univ.-Prof. Dr. Claudia Zenck (Hamburg), Verfasserin u.a. der Monographie „Ernst Krenek – ein Komponist im Exil“ und der Studie „Verfolgungsgrund: ‚Zigeuner‘“, (Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft) war bis 2018 Vorsitzende des Beirats der Ernst Krenek Privatstiftung in Krems. In Sorge um die Entwicklung der Krenek-Stiftung übermittelte sie **ZW** untenstehende „Pressemitteilung“.

Der in den 1920er Jahren durch seine umstrittene Oper „Jonny spielt auf“ rasch berühmt gewordene vielseitige Librettist und Komponist Ernst Krenek (1900 – 1991) konnte 1938 in die USA flüchten und kehrte nach 1945 – bei aller großer Liebe zu dem Land – nicht dauerhaft nach Österreich zurück.

Pressemitteilung

Der Vorstand der Ernst Krenek Institut Privatstiftung, Krems (EKIP), die von Gladys Nordenstrom Krenek, der Witwe des Komponisten und selbst Komponistin, gegründet wurde, bietet das Haus Kreneks in Palm Springs, Kalifornien, zum Verkauf an. In diesem Haus verbrachte der Komponist seit 1966 die letzten 25 Jahre seines Lebens, wenn er nicht auf Konzertreisen in Europa war. Gladys Krenek lebte dort bis zu ihrem Tod im Juli 2016.

Absatz 4 der von ihr verantworteten Stiftungsurkunde nennt ausdrücklich die Einrichtung von Museen und Gedenkstätten als Stiftungszweck, und in der Präambel zu §4 ist festgehalten, dass es im Sinne der Stifterin ist, dass das Leben und Schicksal des exilierten Komponisten Krenek durch sein Haus manifest werde und bleibe. Sie hat kurz vor ihrem Tod der damaligen Generalsekretärin der EKIP zu Protokoll gegeben, dass ein Verkauf des Hauses nur dann in Frage komme, wenn die Stiftung in finanziellen Schwierigkeiten stecke. Das ist nicht der Fall; sie hat dieser ihr ganzes Vermögen und alle Urheberrechte vermacht, und der fehlende Teil des Etats des EKI wird vom Land Niederösterreich beigesteuert.

Für einen exilierten Komponisten ist bisher kein entsprechendes, Person und Lebensort verbindendes Gebäude als Kulturzentrum in seinem Exilland erhalten geblieben. Auch das Arnold Schönberg gewidmete Haus auf dem Campus der USC wurde vor vielen Jahren aufgelöst und sein Nachlass nach Wien transferiert. Das Krenek-Haus könnte also ein im Musik- und Kulturleben, sogar in der Musik- und Kulturgeschichte, einmaliges kulturell-historisches Zentrum für das Exil der NS-Zeit sein. (In der Exilliteratur-Geschichte gibt es bekanntlich zwei derartige Kulturzentren in Los Angeles: die Villa Aurora des Schriftstellers Lion Feuchtwanger und die riesige Villa Thomas Manns, die der deutsche Staat vor einiger Zeit von Privatleuten zurückkaufte.)

Um das Krenek-Haus zu erhalten, konnte ein US-Fonds genutzt werden, über den die Stifterin in den USA verfügte und der zum Erbe gehört. Sodann fand die damalige Generalsekretärin 2017 in Palm Springs acht Interessenten, die das Haus jeweils zeitweise für kulturelle Projekte nutzen wollten, wenn es im Besitz der Stiftung bliebe. So wäre die Finanzierung vorderhand gesichert gewesen bis zur Erarbeitung eines Konzepts, nach dem das Haus in eine Kultur- und Begegnungsstätte hätte transformiert werden können.

Dass der Vorstand der EKIP diese einmalige kulturelle und politische Chance nicht ergreifen wollte und sich über die Stiftungssatzung hinwegsetzt, ist nicht nachvollziehbar. Allerdings sind vier der fünf Vorstandsmitglieder – darunter ein Banker, ein Unternehmensberater, eine Juristin und eine Vertreterin des Landes – keine Kenner von Kreneks Œuvre. Während seit Jahrzehnten landauf, landab im deutschen Sprachgebiet die Spuren und die Werke vertriebener und verfolgter Komponisten und Musiker ins öffentliche Bewusstsein zurückgeholt werden, ist dem Vorstand die kulturpolitische und historische Bedeutung Ernst Kreneks auch als eines Exilierten anscheinend unerheblich.

Das Haus steht bereits zum Verkauf. Hat es noch eine Chance?

Claudia Maurer Zenck, Hamburg, Oktober 2019

ZW bat den Vorstand der Ernst Krenek Privatstiftung um eine Stellungnahme. In einem persönlichen Schreiben an Konstantin Kaiser informierte der Geiger und Dirigent Prof. Ernst Kovacic, Mitglied des Vorstandes der Privatstiftung, darüber, dass das Krenek-Haus in Palm Springs in der Stiftungsurkunde nicht als Gedenkstätte vorgesehen gewesen sei, und dass die von Prof. Maurer Zenck erwähnten Nutzungsmöglichkeiten sich als nicht realisierbar erwiesen. Außerdem wurde im September 2019 unter Aufsicht des wissenschaftlichen Mitarbeiters der Privatstiftung, Clemens Zoidl, das Krenek-Haus „bis ins Detail in allen Dimensionen nach dem letzten Stand der Technik digitalisiert und kann in Zukunft virtuell besucht werden“. Von Clemens Zoidl wurde am 2.3.2020 folgende Stellungnahme des Vorstandes der Ernst Krenek Institut Privatstiftung an Konstantin Kaiser übermittelt:

Auch wenn Fr. Zenck das anders beurteilt, hat der Vorstand der Ernst Krenek Institut Privatstiftung mit dem Verkauf des Hauses von Ernst und Gladys Krenek eine verantwortungsvolle und notwendige Entscheidung getroffen, die dokumentierbar im Einklang mit der Stiftungssatzung und dem Willen der Stifterin steht. Die Aufmerksamkeit der Stiftung und ihrer MitarbeiterInnen liegt auf einer produktiven Auseinandersetzung mit dem vielfältigen Aufgabenspektrum, das die Verwaltung, Betreuung und Nutzung eines so einzigartig bedeutsamen und umfangreichen Nachlasses und künstlerischen Erbes wie eben jenes von Ernst Krenek mit sich bringt. Eine zu partikuläre Bindung von personellen und finanziellen Ressourcen ohne realistische Chancen auf Weiterentwicklung steht diesem Auftrag im Wege. Wir wünschen Fr. Zenck und ihrer langjährigen verdienstvollen Beschäftigung mit Ernst Krenek eine ebenso produktive Fortsetzung.

Briefe

Konstantin Kaiser hat meinen Leserbrief (in **ZW** Nr. 3-4/2019, S. 98) insofern missverstanden, als er ihn auf die „Schuldfrage“ reduziert hat. Ich wollte vor allem auf den objektiven Tatbestand hinweisen, dass alle Lohnabhängigen allein durch ihr Funktionieren im Arbeitsprozess zur Stabilisierung der NS-Herrschaft beigetragen haben. Das gilt ebenso für antinazistisch gesinnte Arbeiter oder auch für Zwangsarbeiter, die zum Beispiel in der Rüstungsindustrie eingesetzt waren. Wer will hier von „Schuld“ sprechen?

Heimo Gruber, Wien, 11. November 2019

... herzlichen Dank für die beiden Exemplare der jüngsten Ausgabe der Zwischenwelt. Die zahlreichen Beiträge zu Eugenie Schwarzwald sind dabei sehr interessant, u.a. auch der wiederholte Hinweis auf Edith Kramer sowie die zwei Abbildungen von ihr. Weniger schön fand ich die SEHR einseitige Reportage zur Nobelpreisverleihung an Peter Handke. Derartige pauschalisierende Darstellungen – potenziell ohne genaue Kenntnis des Gesamtwerkes des Autors (worauf ja schließlich der Nobelpreis vergeben wird) – entsprechen einfach nicht den gewöhnlich hohen Ansprüchen der **ZW**.

Geärgert hat mich auch die wohl ‚gezielte‘ Unterschlagung der Nennung von Weinheber in der Kurzrezension am Ende der Zeitschrift (S. 97). Weinheber war zweifelsohne einer der größten österreichischen Lyriker der ersten Hälfte des 20. Jhd., und man sollte wirklich lernen (auch oder besonders in Österreich!), endlich zwischen Person und Werk Weinhebers streng zu unterscheiden. Für den Fall einer längeren Rezension meines Bandes möchte ich bitten, Weinheber NICHT einmal mehr unter den Teppich zu kehren!

Übrigens haben sowohl Theodor Kramer als auch Wilhelm Szabo ausdrücklich auf die hohe Qualität Weinhebers nach dessen Selbstmord im Frühjahr 1945 hingewiesen!

Jörg Thuncke, Köln, 12. November 2019

Anmerkungen zum „Neunten Land“

Im Novemberheft der **ZW** (34. Jg., 3-4) wird da und dort abfällig über die Verleihung des Literatur-Nobelpreises an Peter Handke gesprochen, es sei „eine Toleranzgrenze“ überschritten worden (Claudia Erdheim, S. 89). Zwar wurde Peter Handke schon von vielen bedeutenden Autoren verteidigt (Elfriede Jelinek sagte, er habe den Preis „zehnmal“ verdient), dennoch möchte ich auf einen Aspekt der von einigen vielgeschmähten Jugoslawien-Schwärmeri Handkes hinweisen:

Jugoslawien hat am 27. März 1941 zum Widerstand gegen Nazi-Deutschland aufgerufen, zum Jubel vieler unterdrückter Völker, wie der slowenische Autor Ciril Kosmač in seiner Erzählung „Erweckung. Der 27. März 1941 in Marseille“ berichtet. („Prebujenje. 27. marec v Marseillu“, dt. Übersetzung online als PDF unter: „Die Ästhetik der konstruktiven Dissonanz“, „Srečko Kosovel: 100 Gedichte“). An diesem Datum nimmt Handkes Erzählung vom „Neunten Land“ ihren Ausgang. Der Zerfall Jugoslawiens 1991 war auch das Ende einer politischen Konstante, uzw. des vielgefeierten Aufstands wider den europäischen Faschismus deutscher, italienischer und französischer Provenienz.

Jugoslawien war ein utopischer Versuch, der viele Fehler hatte, den aber sogar noch die von ihm und in ihm verfolgten und denunzierten Intellektuellen verteidigten (Cvetko Zagorski, Edvard Kocbek, Ludvik Mrzel, Janko Messner). Die Verselbständigung der jugoslawischen Republiken substantiell unterstützt von Deutschland, Österreich (wie Handke im „Abschied des Träumers vom Neunten Land“ schildert), war somit ein Bruch mit der Geschichte. Der europäische Konsens über die Ablehnung von Nationalismus und Provinzialismus war zerstört. Die Folgen sind bekannt. Hier liegt Handkes Wunde, an der er leidet. Die hysterische pauschale Verdammung Serbiens, die an den Ersten Weltkrieg gemahnt („Serbien muss sterben“), hat den Dichter veranlasst, hier eine Gegenposition einzunehmen, die an den Schluss des Büchnerschen „Danton“ erinnert, wenn Lucile ausruft: „Vive le roi!“ Die Serbien-verächtliche Rede so mancher Autoren vergisst, dass die Serben zu den Kultur-Völkern Europas zählen und dass nicht nur Ivo Andrić ihr Literaturaushängeschild war, sondern etwa auch der jüdische Autor Alexandar Tišma, dessen Bücher („Das Buch Blam“/Knjiga o Blamu; „Die wir lieben“/Koju volimo; „Der Kapo“...) vom polemischen Rezensenten Reich-Ranicki in den Himmel gelobt wurden.

Und weiters: Wer verteidigt heute in Europa die Katalanen wider die Willkür der spanischen

Staatsgewalt? Ernest Hemingway, der dies tun würde, lebt leider nicht mehr!

Jozej Strutz, Klagenfurt/Celovec, 17. November 2019

Vgl. dazu den Aufsatz „Die Diktatur in Jugoslawien 1929-1941“ von Jože Pirjevec in **ZW** Nr. 1-2/2010, S. 34-39. Die 1929 errichtete Königsdiktatur Jugoslawien wurde am 26./27. März 1941 gestürzt, nachdem die Regierung am 25. März in Wien einen Beitrittsakt zu den Achsenmächten unterzeichnet hatte. Daraufhin überfiel Hitlerdeutschland im Verein mit Italien, Ungarn und Bulgarien am 6. April Jugoslawien, das am 18. April kapitulierte. – Ein wenig schieft mir die Berufung auf Aleksandar Tišma, der doch dem Treiben der Milošević und Konsorten einigermaßen skeptisch gegenüberstand, wie überhaupt auch bei Handke all jene SerbInnen, die sich dem „Marsch ins Nichts“ entgegenstemmten, keine Beachtung finden. – **K.K.**

Liebes Team, wie immer freue ich mich über **ZW**. Als Mitglied des Vereins musica reanimata, Förderverein zur Wiederentdeckung NS-verfolgter Komponisten und ihrer Werke e.V. bedeutet für mich jede Ausgabe ein ergänzendes Kennenlernen mir bis dahin unbekannter Literatur. Für euere Arbeit und das Engagement möchte ich euch danken.

Brigitte Raff, Berlin, 21. November 2019

Zu Bernhard Kuschey's Rezension von Karl Fallend „Mimi & Els. Stationen einer Freundschaft. Marie Langer – Else Pappenheim Späte Briefe“ in **ZW** Nr. 3-4/2019, S. 21f.

Der Religionslehrer der Schwarzwaldschule war nicht, wie Fallend ausführlich an zwei Stellen (S. 56f. und 287, das Buch hat leider keinen Personenindex) schreibt, der Wiener Oberrabbiner Israel Taglicht. Der vielen Schülerinnen in bester Erinnerung gebliebene Religionslehrer „Herd“ war Bernhard Taglicht, ein Neffe des Oberrabbiners. Ihm gelang die Flucht nach New York, wo er seinen Namen auf Toggit änderte und 1949 die Wiener Buchhändlerin Johanna Hansi (Joan) Bielitz heiratete.

Else Pappenheim berichtet in einem Brief an Marie Langer 1986 (S. 266), dass „Steffl“ (Stephen Frishauf, ihr Ehemann, in Wien einen Gymnasialkollegen traf, „voller, ungetaufter Jude. Chirurg bei der Armee (nun in Ruhestand), der es mit seiner Mutter in Wien überlebt hat, versteckt von Freunden“, sein Sohn wurde Burghauspieler.

Fallend konnte den Gymnasialkollegen nicht identifizieren. Es kann sich nur um Dr. Wilhelm (Willy) Stern gehandelt haben. Sein Sohn war der Schauspieler Oliver Stern (1959 – 2011). Frishauf und Stern wurden 1920 in Wien geboren.

Evelyn Adunka, Wien, 13. Jänner 2020

Dazu erreicht uns eine Stellungnahme Karl Fallends:

Sehr geehrte Evelyn Adunka,

Konstantin Kaiser hat mir Ihren Leserbrief übermittelt. Selbstredend war ich schockiert, dass mir eine solche Verwechslung, ein solcher Kurzschluss unterlaufen ist. Ich bin wohl meinem Entdeckungsdrang aufgesessen. Für meinen Exkurs über besondere LehrerInnen bin ich von Gabriele Anderl („Jahre des Glücks“), anderen Interviews und Selbstzeugnissen ausgegangen und es war immer nur von (Prof.; Herr; Lehrer...) Taglicht die Rede (Ausnahme: Deborah Holmes, die ich wohl zum falschen Zeitpunkt gelesen und/oder diese einzelne Stelle überlesen habe) und so war ich in Mexico City nach der Einsicht der Heiratsurkunde (mit Unterschrift: Oberrabbiner Dr. I. Taglicht; siehe Seite 120) und der Zusatzinformation, dass Israel Taglicht offenbar als Inspektor für den israelitischen Unterricht an Mittelschulen fungierte, der festen Ansicht, dass es sich um den richtigen Mann handelt. Ein Irrtum, der mich sehr schmerzt.

Ich danke Ihnen für die Korrektur und auch für die interessante Information über den Schulfreund von Stephen Frishauf und dessen Sohn, der selbst Spezialisten der Burghaus-Geschichte unbekannt war.

Karl Fallend, Wien, 17. Jänner 2020

Briefe geschrieben hat **Erika Poeschl** (Wien). Sie hatte bei einem Besuch im Wiener Weltmuseum bemerkt, dass die weitere Karriere des Nazi-Anthropologen Oswald Menghin im „Exil“ in Argentinien in dessen Kurzbiografie uerwähnt bleibt. Sie erinnerte sich an Aufsätze von Marcelino Fontán und Erich Hackl in **ZW** Nr. 4/2002, in denen die jahrzentelange Indoktrination Studierender in Argentinien mit den rassistischen Lehren Menghins und ihm Gleichgesinnter, der sogenannten „Wiener Schule“ (welch eine Schande!), und Menghins Werdegang skizziert werden. Poeschl schrieb daher am 20.1.2020 an den Direktor des Museums:

... Ich war etwas erstaunt, als ich die Kurzbiographie des Herrn Menghin las, in der nur lapidar zu lesen ist, dass er sich den Nationalsozialisten angeschlossen hat. Seine Lehrtätigkeit in Argentinien wird mit keinem Wort erwähnt. Er hat damit jedoch, wie ich meine, der Wissenschaft nachhaltig geschadet. Dies sollte im Weltmuseum zumindest kurz erwähnt werden.

Eine Reaktion kam am 23.1.2020 auf Umwegen von dem offenbar für die ständige Ausstellung Verantwortlichen, Reinhard Blumauer, der am 27.1.2020 an eine gemeinsame Bekannte schrieb: Ich bin natürlich sehr an zusätzlichen Informationen zu Menghin interessiert. [...] Eine Änderung/Ergänzung des Ausstellungstextes werden wir wohl dennoch nicht vornehmen können, da dies doch einen erheblichen (finanziellen) Aufwand bedeuten würde.

Das war's dann?

Zum 75. Jahrestag der Befreiung Wiens durch die Rote Armee kommen 17 Frauen und Männer zu Wort, die während der Kämpfe 1945 in der Stadt waren und sich an die Ereignisse erinnern können.

Sie waren noch Kinder oder Jugendliche und erlebten gemeinsam mit ihren Eltern die Bombenangriffe. Sie wurden als Kindersoldaten missbraucht und mussten den Schutt der zerstörten Häuser wegräumen.

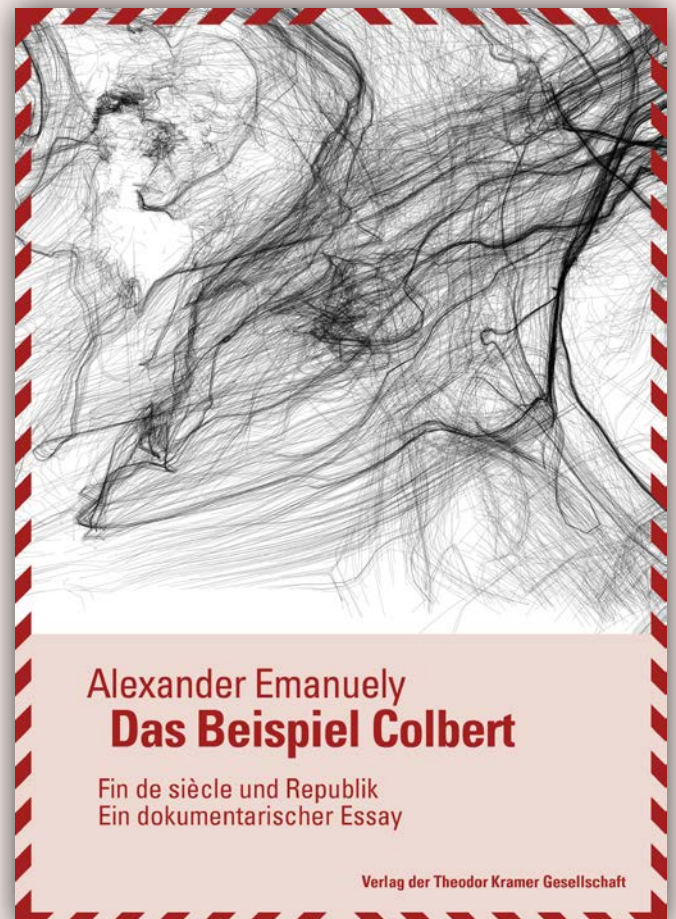
Was den einen Rettung vor der Bedrohung durch die Nationalsozialisten war, bedeutete für andere neue Gefahr. Es ist ein vielfältiges und in vielem auch neues Bild, das der Journalist und Autor Michael Schmölzer und seine ZeitzeugInnen von den Ereignissen zeichnen.

Michael Schmölzer: Die Befreiung Wiens. April 1945. Gespräche mit Überlebenden. Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2020. 131 Seiten, ISBN 978-3-901602-86-3, Euro 15,00



„Das Beispiel Colbert“ versteht sich als Standardwerk über die kaum bekannten Ursprünge der Zivilgesellschaft in Österreich. Mit dem Leben und Werk Carl Colberts sind bedeutende Kapitel der österreichischen Medien-, Kino-, Wirtschafts-, Eisenbahn-, Musik-, Mode-, Architektur-, Literatur- und Kunstgeschichte, der Geschichte der sozialen und demokratischen Bewegungen, der Frauenrechtsbewegung, der Kinderschutzbewegung, des Republikanismus, der österreichischen Freimaurerei, der Freien Schule, der Revolution, der Verfolgung, der Unterdrückung, des Exils und des Widerstandes gegen Antisemitismus, Nationalismus, Faschismus und Diktatur verbunden.
ERSCHEINT DEMNÄCHST

Alexander Emanuely: Das Beispiel Colbert. Fin de siècle und Republik. Ein dokumentarischer Essay. Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2020. ca. 600 Seiten, ISBN 978-3-901602-85-6, Euro 33,00



PLATZ FÜR NEUE HOFFNUNG

*Das Wort „Hemayat“
bedeutet im persischen und
arabischen Sprachraum
„Betreuung“ und „Schutz“.*



WIR BITTEN SIE UM
UNTERSTÜTZUNG!

Erste Bank: BLZ: 20 111

Kontonummer: 28 446 099 600

IBAN: AT052011128446099600

BIC: GIBAATWWXXX

- Wir unterstützen Menschen, die schreckliches Leid erlebt haben.
- Wir helfen, mit den Folgen des Schreckens leben zu lernen.
- Wir begleiten auf dem Weg durch die Trauer.
- Wir suchen gemeinsam mit unseren KlientInnen einen Weg in eine neue Zukunft.
- Wir bieten Hilfe, die Integration in unserem Land möglich macht.

www.hemayat.org



SPENDEN SIND STEUERLICH ABSETZBAR
REG.NR. SO 1258

HEMAYAT
Betreuungszentrum für Folter- und Kriegsüberlebende